UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 04334 4787

KATAKOMBEN-BILDER

I.

JOHN M. KELLY LIBRARY

Donated by
The Redemptorists of
the Toronto Province
from the Library Collection of
Holy Redeemer College, Windsor

University of
St. Michael's College, Toronto

HOLY REDEEMER LIBRARY, WINDSOR
TRANSFERRED

Katakomben-Bilder.

Sechs Erzählungen

aus den

ersten Jahrhunderten der römischen Kirche

von

Anton de Waal.

I. Bändchen:

1. Kranz und Krone. — 2. Domitian. — 3. Welt und Weisheit.

Mit zahlreichen Textbildern.

Der Reinertrag ist zum Besten des Priester-Collegiums von Campo santo zu Rom.

Zweite, verbesserte Auflage.

Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1895.

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE TORONTO LIBRARY

HOLY REDEEMER LIBRARY, WINDSOR

TRANSFERRED

Vorwort zur ersten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche die „Valeria“ gefunden, ermuthigte mich, verwandten Stoffen nachzugehen, und so biete ich hiermit dem Leser sechs kleine Erzählungen, die, aus den ersten vier Jahrhunderten genommen, mit einander ein Bild der römischen Kirche, ihrer Entwicklung, ihrer Kämpfe und ihrer Leiden von der ersten Aussaat des Evangeliums in Rom bis zu ihrem glorreichen Siege unseren Blicken vorführen.

Allen Erzählungen liegt nicht nur ein geschichtlicher Kern zu Grunde, sondern meistens sind sämmtliche Hauptpersonen historisch, und ich habe sie genau nach dem Leben zu malen gesucht, ebenso wie die Zeitereignisse, auf deren Hintergrund sich die Bilder abheben.

Als Anhang sind jeder Erzählung Anmerkungen hinzugefügt, welche über Glauben und Sitten der ersten Christen, über bürgerliche und staatliche Einrichtungen und Verhältnisse bei den alten Römern, über heilige und profane Monumente des Alterthums aufklären.

Die Illustrationen sind zum Theil neu angefertigt, zum Theil aus anderen Werken entlehnt, wozu die betreffenden Verlagshandlungen freundlichst die Genehmigung ertheilt haben.

Während eine lüsterne Belletristik den Markt überschwemmt, haben wir immer noch Mangel an einer Unterhaltungslektüre, die man der Jugend ohne Bedenken in die Hand geben darf, an welcher gleichfalls der Gebildete Genuß findet. Hat nun schon überhaupt ein geschichtlicher Stoff an sich einen besondern Reiz, so gilt dies in noch höherm Maße, wenn mit dem Interesse für die Ver-

gangenheit sich das religiöse verbindet, wenn der Erzähler dem christlichen Leser Zeiten, Geschlechter, Personen vorführt, in denen wir die Glanzperiode der Kirche, die Ideale christlichen Lebens und Strebens zu verehren gewohnt sind. Ein mehr denn zwanzigjähriger Aufenthalt in Rom unter steter Beschäftigung mit den Monumenten des Alterthums mag mich befähigt haben, den Personen, Orten und Ereignissen das richtige Colorit zu geben; aber etwas Anderes ist die Farbe, und etwas Anderes die Composition. Allein wie auch ein minderwerthiges Bühnenstück Beifall findet, wenn die Hauptrollen das Publikum zu fesseln vermögen, so vertraue ich auch, daß zumal die heiligen Heldengestalten, die vor den Augen des Lesers aufwachsen, in ihrer leuchtenden Erscheinung Mängel und Fehler der Zeichnung verdecken werden. — Vor dem Mißgriff, den man oft mit Recht solchen Erzählungen zum Vorwurf macht, daß sie alles Licht auf die eine, allen Schatten auf die andere Seite aufgetragen, glaube ich mich gehütet zu haben; wie viel schwärzer wäre ein Domitian erschienen, wenn ich ihn so hätte schildern wollen, wie die Historiker dieses Scheusal darstellen.

Und so geht denn hinaus, ihr sechs Kinder, und traget eure Grüße in die Heimath; kehret ein in Hütten und Paläste und wendet euch an Groß und Klein; erzählet ihnen von Rom und von den Katakomben, von den Schülern der Apostel, von den Martyrern und heiligen Jungfrauen, von der langen Leidensbahn der ersten Kirche bis zu der Höhe des glorreichen Triumphes, — und wenn ihr hier im Glauben stärket, dort ein Herz ermuthigt und begeistert, Diesen tröstet, Jenen warnt, Alle unterhaltet, belehret, erbauet, dann sei Gott gepriesen; etwas Anderes hab' ich nicht gewollt, als ich euch hinaussandte.

Rom, im August 1890.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegenden Bilder hat der Verfasser, bevor er sie zur zweiten Auflage von Rom in die Heimath schickt, sorgfältig gereinigt, hat hie und da die Zeichnung korrekter und schärfer ausgeführt, frischere Farben aufgetragen, wo es dienlich schien.

Das christliche Alterthum, jene Glanzperiode der Kirche, ist die große Schule, die uns in den Söhnen und Enkeln der Apostelschüler, in den glorreichen Martyrern und Bekennern die Vorbilder vor Augen stellt zu einem Leben nach, zu einem Streiten und Sterben für die Wahrheit.

Es sind nicht erdichtete, sondern geschichtliche und bekannte Ereignisse wie Personen, welche wir zu malen versuchten; der klassische Boden aber des alten Rom, in der Blüthezeit der Wissenschaften und der Künste, das ist die Bühne, auf welcher sie vor uns hintreten. So lernen wir in gleicher Weise christliches und klassisches Alterthum kennen, und wenn es vor Allem die leuchtenden Gestalten der Streiter und Streiterinen Christi sind, welche uns anziehen, so erscheinen nicht minder auch im Heidenthume edle Männer und Frauen, zu denen wir mit Bewunderung emporblicken.

Darum widme ich diese Bilder mit Vorliebe der studirenden Jugend, ihr, die nach Idealen verlangt, denen sie nachstrebe, ihr, der in Romanen und Schauspielen nur zu gern Helden vorgeführt werden, welche ihr andere

Wege zeigen, als die der Tugend und der Pflicht, blumenreiche Wege, aber die sich in Abgründe verirren.

Zugleich mit den „Katakomben-Bildern" erscheint die „Valeria" jetzt in dritter Auflage; bis Ende des Jahres hoffe ich diesen Erzählungen eine weitere hinzuzufügen, welche gleichfalls, mit einem welthistorischen Ereignisse im Hintergrunde, in Rom und in jener altchristlichen Zeit spielt. Jenes glorreiche Zeitalter der Kirche ist ja eine unerschöpfliche Goldgrube, wo der Bergmann seine Hacke überall ansetzen darf, um überall auf edelstes Metall zu stoßen.

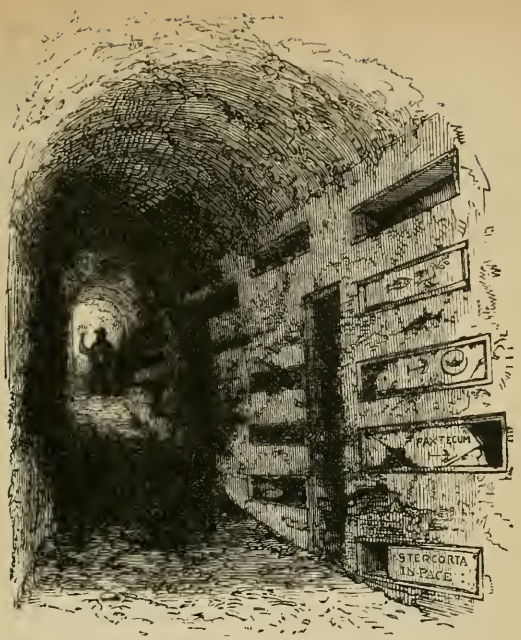
Rom, am Feste Petri Stuhlfeier 1895.

Der Verfasser.

Kranz und Krone.

Eine Erzählung

aus den Tagen der Apostel.



Erstes Kapitel.

Die priscillianische Villa.

Es war im Sommer des Jahres 64 nach Christi Geburt. Auf die fünf ersten Jahre einer verhältnißmäßig segensreichen Regierung hatte Nero eine Herrschaft folgen lassen, die von Tag zu Tag grausamer und unerträglicher wurde. Die besten und edelsten Männer waren aus dem Wege geräumt worden; an ihrer Statt umgab sich Nero mit einem Schwarm der verworfensten Menschen, meist Freigelassenen, die seinen Leidenschaften schmeichelten und ihn zu immer ärgeren Verirrungen und Verbrechen trieben. Unter Andern stand der Schauspieler Alityrus, ein Jude, bei ihm in höchster Gunst;[1]) als Nero nach Grie-

chenland ging, ließ er den Freigelassenen Helius als seinen Stellvertreter mit so unbeschränkter Vollmacht zurück, daß derselbe Confiscation der Güter, Verbannung und Todesurtheile selbst gegen Ritter und Senatoren vollstrecken konnte, ohne auch nur dem Kaiser vorher Anzeige davon zu machen. Vatinius, ein Mensch von niedrigster Herkunft, in einer Schusterbude zu Benevent aufgewachsen, mißgestaltet, von possenhafter Komik, wußte sich beim Herrscher durch niedrigste Kriecherei beliebt zu machen; durch Anschuldigungen und Verleumdungen aller Rechtschaffenen erlangte er nach dem Berichte des Tacitus eine so große Macht, daß sein Einfluß seinem Reichthum gleichkam, während seine Ruchlosigkeit die der Schlechtesten des Hofes übertraf. Allmächtig aber beim Kaiser war Tigellinus, der Genosse seiner Laster und Ausschweifungen, der während der ganzen Regierungszeit seinen unbeschränkten Einfluß zu behaupten wußte, bis er, als Nero's Sturz drohte, den Kaiser verrieth und zu dessen Feinden übertrat. —

Wenn die Sprossen der alten Adelsgeschlechter mit tiefstem Unwillen dieses Treiben im Palaste betrachteten, so erfüllte dasselbe noch viel mehr einen Mann mit Abscheu, der nicht bloß mit dem Auge des Aristokraten, sondern auch mit dem ganzen Ernste christlicher Lebensanschauung Zeuge solcher Verkommenheit des Hofes sein mußte. Der Senator Pudens und seine edle Gattin Sabinilla gehörten zu den Ersten aus vornehmem Geschlechte, welche in Rom das Christenthum angenommen hatten. Durch ihren Verwandten, den von Petrus zu Cäsarea getauften Hauptmann Cornelius, war der Apostel in ihr Haus eingeführt worden, als er das erste Mal, nach seiner Rettung aus der Gefangenschaft des Herodes, nach Rom gekommen;[2]) bald fand die Lehre Jesu

Eingang in ihre Herzen, und beide Gatten ließen sich nebst ihren Kindern Novatus und Timotheus, Pudentiana und Praxedis vom Apostel die Taufe spenden; ihnen schloß sich Priscilla, des Senators hochbetagte Mutter, an.

Außer einem mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Palaste am esquilinischen Hügel, in der Patrizierstraße,[3]) besaß der Senator große Güter in der Umgebung Rom's, wie in verschiedenen Gebieten Italien's. Zumal seit der zunehmenden Mißregierung des Kaisers hatte er regelmäßig den Sommer auf seinen Besitzungen in Campanien oder an den Seen in Oberitalien zugebracht, wo er zunächst unter seiner ländlichen Sklavenfamilie für die Verbreitung des Christenthums thätig gewesen. Wenn er in dem Jahre, mit welchem unsere Erzählung beginnt, zum Sommeraufenthalt seine Villa an der salarischen Straße in der Nähe Rom's gewählt hatte, so lag der Grund in der Anwesenheit beider Apostelfürsten, die vor Kurzem wiederum nach langen Reisen zu ihrer Heerde in die ewige Stadt zurückgekehrt waren.[4])

Pudens hatte diese Villa von seiner Mutter Priscilla geerbt; dort hatte er auch eine eigene Familiengruft gebaut mit einer Kapelle oder Memoria über der unterirdischen Grabkammer, wo als die Erste seine Mutter beigesetzt worden war. In Erinnerung an sie hatte er dem Landhause ihren Namen gegeben, und diesen erbte bis auf den jetzigen Tag auch die Katakombe, welche sich in der Folge um die Familiengruft des Pudens zu einem der merkwürdigsten Coemeterien der Roma subterranea, des unterirdischen Rom's, entwickeln sollte.[5])

Einen größeren Saal hatte der Senator zu einem Oratorium herrichten lassen, wo er, als guter christlicher Hausvater, am Morgen und Abende seine Familie, seine

Gäste, sowie die allmählich ganz für den Glauben gewonnene Dienerschaft zu gemeinsamem Gebete versammelte. Dort pflegten auch von Zeit zu Zeit die Apostel „das Brod zu brechen", und das war dann stets ein Festtag für Pudens, wenn er die römische Kirche unter seinem Dache um den Altar vereint sehen und nachher die ganze Gemeinde im christlichen Liebesmahle an seiner Tafel speisen durfte. Er und seine fromme Gattin Sabinilla ließen es sich dann nicht nehmen, selber den Gästen zu dienen; mit besonderer Liebe wandten sie dabei ihre Sorgfalt den Armen und Sklaven zu, die in Jesus Christus ihre Brüder geworden.

Einen solchen Festtag feierte auch heute, es war der 17. Juli, der Senator. Schon beim ersten Grauen des Morgens waren die Gläubigen auf der salarischen und zum Theil auf Umwegen über die nomentanische Straße nach der Villa geeilt. Die große Sommerhitze, wie die Besorgniß, Aufsehen zu erregen, erheischten diese doppelte Vorsicht. Denn genossen auch noch die Christen, weil sie in den Augen der Heiden damals nur als eine Sekte der Juden angesehen wurden, das Privilegium freier Religionsübung, welches frühere Kaiser diesen gewährt hatten, so theilten sie ebenso den allgemeinen Haß und Abscheu, mit welchem die Römer, die Vornehmen wie die Massen, Alles, was jüdisch hieß, verfolgten. Wiederholt aber waren von Seite der Synagoge Anstrengungen gemacht worden, die Christen von dem Genusse jenes Privilegiums auszuschließen, und so mußte man Alles vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und den Haß des römischen Volkes herausfordern konnte.

Es war eine unbeschreiblich ehrwürdige Versammlung, die zum Gottesdienst zusammengekommen war; viele der

Anwesenden kennen wir aus den Briefen des heiligen Paulus. Da erblickte man Prisca und ihren Gemahl Aquilas, die der Apostel als seine Mitarbeiter in Christus Jesus rühmt und denen nicht allein er, sondern sämmtliche Gemeinden der Heidenchristen zu Dank verpflichtet seien; Andronicus und Junias, die mit Paulus die Gefangenschaft getheilt; Ampliatus, den der Apostel seinen Vielgeliebten im Herrn nennt und dessen Grab in den Katakomben der Domitilla vor wenigen Jahren wieder gefunden wurde; Rufus und seine Mutter; die frommen Frauen Maria, Tryphäna, Tryphosa, Persis, Olympias und viele Andere.

Petrus, umgeben von den ersten Priestern und Diakonen der römischen Kirche, feierte die heiligen Geheimnisse und brach den Versammelten das Brod des Lebens; mit der gewaltigen Macht seiner hinreißenden Beredtsamkeit predigte Paulus vom Glauben an Jesus Christus und von der Nothwendigkeit gänzlicher Hingabe an ihn, sei es auch um den Preis des Lebens. War es im prophetischen Vorgefühl einer nahen Verfolgung, daß der greise Völkerapostel in so ergreifender Rede auf das Opfer selbst des Blutes hinwies, und daß man Alles hingeben müsse, um Christum zu gewinnen? — Pudens wenigstens faßte die Worte so auf; auch sein Herz bewegte etwas wie eine geheime Ahnung nahe bevorstehender schwerer Trübsale. Allein er verscheuchte absichtlich diese trüben Gedanken. Der heutige Tag war ihm ja noch darum besonders festlich, weil seine beiden Knaben Novatus und Timotheus in die Zahl der Leviten aufgenommen worden waren und zum ersten Male heute als camilli[6]) ihren Dienst am Altare versehen hatten. In innigstem Gebete hatte er sie Gott geweiht und seinem Dienste. In gleich hingebender Aufopferung brachte er auch seine beiden jüngern Kinder, die kleinen Mädchen Pudentiana und Praxe-

dis dem Himmel zum Opfer, indem er sie im Geiste von den Armen ihrer Ammen auf den Altar legte. —

Wie der Weihrauchduft noch lange die Kirche erfüllt, wenn schon der Gottesdienst beendigt ist, so hielt auch in der Brust des Senators den Tag über die fromme Stimmung nach, die am Morgen seine Seele zum Himmel gehoben. Als daher nach dem Mahle die Gäste sich allmählich zerstreut hatten, um in gesonderten Gruppen und auf verschiedenen Straßen in die Stadt zurückzukehren, drängte es ihn, die beiden Apostel aufzusuchen, um in der Unterredung mit ihnen neue Erhebung für sein Herz zu finden.

In diesem Augenblicke wurde ein Besuch angemeldet, bei dessen Nennung sich dem Senator unwillkürlich die Stirne runzelte. Es war nicht bloß der natürliche Widerwille eines Römers von altem Adel gegen einen Emporkömmling, einen freigelassenen Sklaven und Barbaren, der mit frecher Unverschämtheit und Anmaßung durch seine Reichthümer und seine Stellung am Hofe die Makel der Geburt zu verdecken vermeinte, was dem Senator die Stirne in Falten legte; es war ungleich mehr noch der Abscheu gegen die Art und die Mittel, durch welche jene Schätze und Würden erworben worden waren und stets vermehrt wurden, sowie gegen die Zwecke und Ziele, denen sie dienen mußten. Alityrus, der Jude, der Schauspieler und vielvermögende Günstling des Kaisers, war es, der sich hatte anmelden lassen.

Was mochte er wollen? —

Fassen wir uns den Mann in's Auge, bevor er zu Pudens kommt. Er ist von kleiner Statur, schwächlich, mit kahlem Scheitel und der bekannten Nase seiner Stammesgenossen. Die auf das sorgfältigste in Falten gelegte weiße Toga von feinster Wolle, die von Brillanten blitzenden Ringe an seinen Fingern, wie das starke Parfum wohl-

riechender Oele verrathen einen Mann, der es liebt, seinen Reichthum zur Schau zu tragen. Alityrus ist Jude; aber er thut Alles, um für einen Römer zu gelten; von den Charakter-Eigenthümlichkeiten seines Volkes hat er nur die schlechten behalten. Wenn er auch die Götter Rom's als eitle Götzen verachtet, so begleitet er doch unbedenklich seinen kaiserlichen Herrn in den Tempel des Jupiter Capitolinus zum Opfer, und wenn es sein muß, schwört er bei allen Göttern der Ober- und der Unterwelt. Er weiß, durch welche Mittel er Nero's Gunst erkauft hat, und er scheute keines, sich in dieser Gunst zu festigen. Gegen den hohen römischen Adel hat er einen natürlichen Abscheu und Widerwillen; schon mehr denn einen aus den stolzen Patriziern hat er in die Gewalt des Henkers geliefert. In ganz Rom kennt man seine Macht und seinen Einfluß, und wenn Jeder im Herzen ihn verachtet, so gibt es doch genug Ritter und Senatoren, welche sich um seine Gunst bewerben unter einem Herrscher, vor welchem nur das Niedrige und Gemeine sicher ist. —

„Verzeihe mir, erlauchter Senator," hub Alityrus mit der feinsten Glätte eines geborenen Hofmannes an, „wenn die zauberhafte Anmuth Deiner Gärten mich verlockte, meine Abendfahrt zu unterbrechen, um den Staub der Straße für einige Augenblicke mit dem frischen Blumenduft und dem Rauschen der Springbrunnen zu vertauschen."

„Meine Villa steht gastfreundlich Allen offen," entgegnete Pudens; „wie viel eher dem Diener und dem Freunde meines Kaisers!"

„Ihr Glücklichen," fuhr Alityrus fort, „flüchtet aus dem Dunst und der drückenden Schwüle der Stadt in die Frische Euerer Gärten und Haine, während der beneidete Diener und Freund des Kaisers unter der Last seiner Ge-

schäfte kaum eine Stunde findet zu einer kurzen Ausfahrt. — Ich möchte Dich im Genusse Deines Friedens nicht stören, erlauchter Pudens; erlaube mir nur, daß ich ein wenig in den Anlagen umherwandle, den Duft des Abends schlürfe und dem Gesange der Vögel lausche."

„Ein so ungewöhnlicher und hoher Besuch, edler Alityrus," antwortete der Senator nicht ohne Selbstüberwindung, „wird immer die Pforten meiner Villa offen finden. Darf ich Dich vielleicht begleiten, um Dich auf einzelne schöne Punkte aufmerksam zu machen?"

„Bei allen Göttern, erlauchter Pudens, nein! Ich würde Deine Güte mißbrauchen. Zudem ist Alles, wie ich sehe, mit so feinem Kunstsinn, so geschmackvoll angelegt, daß Dein Geleit mich wider Willen auf jedem Schritte zum Schmeichler machen würde. Wie wird's mich überraschen, wenn ich in all' dem Schönen unverhofft das Schönste finde, eine Grotte mit plätscherndem Quell, oder eine herrliche Statue, die den Palatin schmücken würde, oder aus dunklem Laubgang hinaus den weiten Blick in das Tiberthal. Gestatte mir zum voraus den Dank für den Genuß, sowie den Ausdruck der Freude, Deine geschätzte und längst gewünschte Bekanntschaft gemacht zu haben."

Pudens verstand sehr wohl den leisen Vorwurf, welcher in den letzten Worten lag; er hatte ja stets die Berührung mit diesem Mann wie die Nähe einer gefährlichen Natter gemieden, mochten auch andere Senatoren feige um die Gunst des Elenden buhlen.

Als Alityrus fortgegangen, begab sich Pudens, noch immer sinnend, was der Jude im Schilde führen könnte, zu den Aposteln, ertheilte aber seinem treuen Diener Eucarpus den Befehl, unvermerkt den Höfling auf seiner Wanderschaft durch den Garten zu beobachten.

Eucarpus war ein geborener Armenier; er besaß die seinem Volke eigenthümliche Verschmitztheit, welcher jedoch die Treue gegen seinen Herrn vollkommen die Waage hielt. Noch ein Knabe war er als Kriegsgefangener aus dem armenischen Feldzuge nach Rom auf den Sklavenmarkt geliefert und dort vom Senator, dem das angenehme Aeußere des Burschen gefallen hatte, gekauft worden. Da Pudens ihn dereinst in der Verwaltung seiner Güter zu verwenden gedachte, so hatte er ihn ausbilden lassen, und der junge Sklave entwickelte solche Anlagen und eine solche Leichtigkeit, die Gegenstände des Unterrichts aufzufassen, daß der Lehrer ebenso wie der Senator darüber erstaunten. Hiedurch und mehr noch durch sein ganzes Verhalten hatte Eucarpus sich in kurzer Zeit das volle Vertrauen seines Herrn erworben, und dieses wurde um so größer, als der Sklave nach Empfang der heiligen Taufe eine so echte und tiefe Frömmigkeit an den Tag legte, daß er Allen zur Erbauung gereichte. Pudens hatte ihm an dem Tage, wo er ein Kind der Kirche wurde, die Freiheit geschenkt; Eucarpus bat, im Hause des Senators bleiben und seinem Herrn dienen zu dürfen, und gerne ward ihm die Bitte gewährt. Jetzt war er ein junger Mann von zwanzig Jahren, von ungewöhnlich starkem und stattlichem Körperbau, von edeln und regelmäßigen Gesichtszügen, deren Linien und Farbe freilich den Orientalen verriethen. Bei näherem Umgange gewahrte man an ihm ein angeborenes feines Benehmen, das scharf genug gegen die alltäglichen Beschäftigungen eines Hausdieners abstach.

Dem Höfling war es nicht um die Schönheit der Anlagen zu thun; er war in die Villa gekommen, um wo möglich einen längst gehegten Verdacht zu bestätigen. Seine

Spione hatten ihm allerlei berichtet, was in ihm die Vermuthung geweckt hatte, der Senator könne Christ sein. Er war frech genug, um persönlich den Versuch zu machen, sich Gewißheit darüber zu verschaffen.

Eine halbe Stunde mochte er umhergewandelt sein, mit den Augen des Fuchses überall um sich schauend, ohne festen Anhalt für seine Vermuthung zu entdecken, außer daß die in den Villen gewöhnlichen Götterstatuen fehlten. Doch war dieser Mangel hier durch herrliche Vasen oder Marmorbüsten der Kaiser, dort durch eine kunstreich gemeißelte Gruppe spielender Kinder oder durch eine in Erz gegossene Nachbildung der capitolinischen Wölfin u. dgl. so glücklich und ungezwungen verdeckt, daß das Fehlen solcher Götterbilder gar nicht auffiel. Alityrus hatte darauf gerechnet, einen Sklaven in den Gartenanlagen zu treffen und diesem die Zunge zu lösen; allein es begegnete ihm Niemand, so daß es ihm in dieser Einsamkeit fast unheimlich wurde. Das einzige lebende Wesen, das er gesehen, war ein Sklave in der Umgebung des Hauses gewesen; aber dieser hatte ihn in der Ausführung seiner Pläne nur gehindert und ihm auf seine erste Frage so unwirsche Antworten gegeben, daß Alityrus die fruchtlose Unterredung abgebrochen hatte, in der Hoffnung, bald einen gesprächigeren Sklaven anzutreffen.

Unbemerkt verfolgte Eucarpus den Höfling; es war ihm nicht entgangen, wie der Fremde gleich einer nach Beute suchenden Schlange umherschlich. Das war ohne Frage ein kaiserlicher Spion, und nach was Anderem konnte er hier im Garten spähen, als nach Beweisen, daß der Senator Christ sei? Noch rechtzeitig war es Eucarpus gelungen, einen erst kürzlich getauften Sklaven, der als Gärtner die Blumen begoß, unter einem Vorwande in das Haus zu schicken. Als der Fremde an demjenigen Flügel der Villa

umherschlich, wo die Christen sich zu versammeln pflegten, hatte Eucarpus sich dort zu schaffen gemacht, damit derselbe nicht etwa versuche, an den, wenn auch hohen Fenstern sich empor zu heben und durch eine etwaige Ritze der Vorhänge in das Innere hineinzuschauen.

Plötzlich begann dem treuen Diener das Herz vor Angst zu klopfen, als er der beiden Knaben Novatus und Timotheus ansichtig wurde, die am Eingang der Grabkapelle ihrer Großmutter Priscilla knieten und mit ausgebreiteten Armen beteten; noch wenige Schritte, und der Fremde, heraustretend aus dem Laubgange, in welchem er sich befand, mußte die Kinder sehen.

Mit der ihm angeborenen Geistesgegenwart ergriff Eucarpus einen Stein vom Boden und schleuderte ihn in wohlgezieltem Wurfe gegen das Fenster der Memoria, daß die Glasscherben klirrend zur Erde fielen und die Knaben erschreckt auffuhren. In zwei, drei Sätzen war er dann auf dem offenen Platze vor der Grabkapelle, in demselben Augenblicke, als Alityrus aus dem Laubgange hinaustrat.

„Was ist das, Eucarpus?“ rief ihm Timotheus, vom Schrecken erregt, entgegen; „eben hat Jemand ein Fenster am Grabmal eingeworfen; schaue nur zu!“ [7])

„Eine Scheibe eingeworfen?“ erwiderte der Diener, indem er absichtlich einen etwas plumpen Ton in seiner Sprache annahm. „Dem möchte ich doch den Hals zwischen meine beiden Fäuste wünschen, der das gewagt hat. Habt Ihr denn Niemand gesehen oder gehört? — Schaue, Herr,“ wandte sich Eucarpus an Alityrus, „schau, da hat, gerade bevor Du und ich den Rasenplatz betraten, so ein Taugenichts eine Scheibe an dem Monument eingeworfen. Sahest Du den Schlingel vielleicht davon eilen? Mag er noch so schnelle Füße haben, er soll neben mir eine Schnecke sein!“

„Ich habe in der That Niemand bemerkt," entgegnete Alityrus, indem er mit Unbehagen einen Blick auf die starken Arme des robusten Sklaven warf. „Dein Herr, der edle und erlauchte Senator Pudens, hat mir — ich bin kaiserlicher Rath — gestattet, im Garten umherzugehen; so kam ich hierher . . ."

„Und ich kam hierher, die Knaben in das Haus zu holen, da der Abend bald herannaht. Du hast Niemand gesehen, die Kinder auch nicht, — und ich, wenn ich den Kerl unter meinen Knieen am Boden liegen hätte, hier mutterseelenallein, dem würd' ich das Fenstereinwerfen austreiben; der käme nicht mehr in diesen Garten, um fremdes Eigenthum muthwillig zu zerstören. Hätte der Schlingel nicht so gut gezielt, er hätte die Kinder treffen können. Das würde etwas abgesetzt haben!"

Alityrus fühlte sich mit jedem Augenblicke unbehaglicher. Es war offenbar, daß der Sklave ihn für den Thäter hielt.

„Ich versichere Dich, lieber Freund," sagte er, „ich habe keinen Menschen gesehen; auch ich hörte das Klirren der Scheiben und eilte, zu schauen, was es sein möchte. Aber wird es nicht das Beste sein," fuhr er fort, „daß wir sofort Deinen Herrn benachrichtigen, damit er Leute aussende, den ganzen Garten zu durchsuchen?"

„Das ist in der That das Beste," erwiderte, scheinbar nach einigem Bedenken, Eucarpus, nahm die beiden Knaben freundlich an der Hand und schritt, von Alityrus gefolgt, dem Hause zu.

Als Pudens die Mittheilung erhielt, sprach er dem Höfling sein lebhaftes Bedauern aus, daß sein Spaziergang in so unliebsamer Weise gestört worden sei, und Alityrus verabschiedete sich, entschlossen, nie mehr die Villa zu betreten.

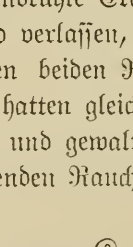
„Wenn der Mensch die Knaben beten gesehen hätte!“ rief Eucarpus aus, als Alityrus fort war, „wenn er, glatt wie ein Aal sich an sie herangemacht, mit ihnen freundlich geplaudert, diese und jene sehr fromme Frage an sie gerichtet hätte, die unschuldigen Kinder würden sich trotz der ihnen anbefohlenen Vorsicht verrathen haben. Heute habe ich so etwas wie ein sichtbarer Schutzengel für meinen Herrn sein können; Gott sei Dank!“

Damit schritt er, heiter ein Liedchen vor sich hinpfeifend, dem Thore der Villa zu, um abzuschließen; denn eben hatte die Sonne ihre letzten Strahlen über die ferne Gebirgskette hinüber auf die Ebene der Campagna ausgegossen; öde und stille lag schon die salarische Straße.—

Nach dem kurzen Zwischenfalle mit dem Höfling war Pudens zu den Aposteln zurückgekehrt und nun mit ihnen auf die Plattform des Daches der Villa emporgestiegen, um besser die Frische des Abends und den Sonnenuntergang zu genießen. Allmählich senkte sich die rothglühende Scheibe und übergoß mit ihrem Feuerglanze den Kamm des Gebirges; der ganze Himmel erstrahlte in zauberhafter Gluth; in den Villen und Ortschaften am Fuße der Sabinerberge blitzten die Fenster, als ob Alles in Flammen stünde, und Rom — — Doch wie? Dort brannte es ja wirklich! — Gewaltige Rauchwolken stiegen zum Himmel, an zwei, drei, vier Stellen. — Der Senator erbleichte. Er wußte genau, in welcher Richtung sein Palast lag, und gerade von dort, vom Esquilin her, wälzte sich, vom Abendroth beschienen, eine schwarze Rauchsäule empor. War auch *sein* Haus in Gefahr? Wütheten bereits die Flammen unter seinem Dache? — Aber wie ein Blitzstrahl traf ihn plötzlich der Gedanke, daß seine Gattin Sabinilla am Nachmittage mit den beiden Töchtern

in die Stadt zurückgefahren sei. Pudens stürzte die Treppe hinunter auf das Gehöft; kaum fünf Minuten später jagte er, gefolgt von Eucarpus, auf der salarischen Straße der Stadt zu, in wildestem Galoppe, und doch nicht schnell genug für den Senator, der mit steigender Angst und Sorge die immer mächtigeren Rauchwolken sich zum Himmel emporwälzen sah.

Wieder und wieder hob er, das Herz von Angst beklommen, den flehenden Blick zum Himmel; wie ein dunkles Gespenst stand die Ahnung schweren Unglücks vor seiner Seele: ach, welche Nacht mochte dem Tage folgen, der so schön begonnen, so glücklich verflossen war! Und nun tauchte auch wieder, ein böser, häßlicher Dämon, Alityrus vor seinem Geiste auf: o gewiß, wenn über ihn und die Seinen ein Unheil hereinbrach, jener Mann mit einem Besuche auf der Villa war ein Unglücksbringer gewesen. — Eucarpus, welcher neben seinem Herrn daherritt, wagte durch kein Wort ihn in seinen Gedanken zu stören, theilte doch auch er die bange Besorgniß seines Gebieters. Sonst war um diese Stunde die salarische Straße von Spaziergängern belebt, die nach der Schwüle des Tages in der Abendkühle Erquickung suchten; heute lag die Straße öde und verlassen, und die wenigen Fußgänger, welche mit den beiden Reitern den Weg nach der Stadt verfolgten, hatten gleich ihnen nur ein Auge für die immer dunkler und gewaltiger auf allen Seiten sich zum Himmel wälzenden Rauchwolken.



Zweites Kapitel.

Der Brand Rom's.

Von einem Ende Rom's zum andern wandert
Die Flamme.
An hundert Stellen lodert Feuer auf; . . . .
„Hier brennt's und hier, und hier!“ so gellt's
Verwirrt in Schreckensrufen durcheinander. . . .
Es wälzen endlos sich die Menschenmassen
Durch enge Gassen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände. . .
Und weiter stets und weiter thut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf:
Weißglüh'nde Balken leuchten wie die Zähne
Des Ungeheuers aus der rothen Gluth. . . .
Schon sind die Hügel Rom's Vulkanen gleich
Und speien Gluth und Asche wie aus Kratern.
In Feu'r steht Palatin und Aventin,
Und nun umlodert auch ein Flammenkranz
Des Forums edel-stolze Prachtgebäude. . . . .
Und sieh', hinüber nun zum hohen, ernsten
Marmornen Capitol auch züngelt's schon,
Und gluthroth steht die heilig-stolze Höh'.
Nun lodert wie von tausend riesigen
Wachtfeuern auch das weite Marsfeld auf.
Das wüth'ge Element, es schweift sogar
Bis zu den friedlichen Cypressengräbern
Des Esquilin — selbst über'n Tiberstrom
Entsendet es die glüh'nden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich stillen Gärten
Am grünen Hange des Janiculus.

(Hammerling.)

Rom war bis in die Zeiten des Augustus eine keineswegs schöne Stadt. Die Gassen und Straßen bergauf, bergab waren eng und gewunden, die hohen Häuser schmucklose Miethskasernen, und wenn sich hier und da prächtigere Bauten und Paläste erhoben, so brachte ihr Glanz den düstern Charakter

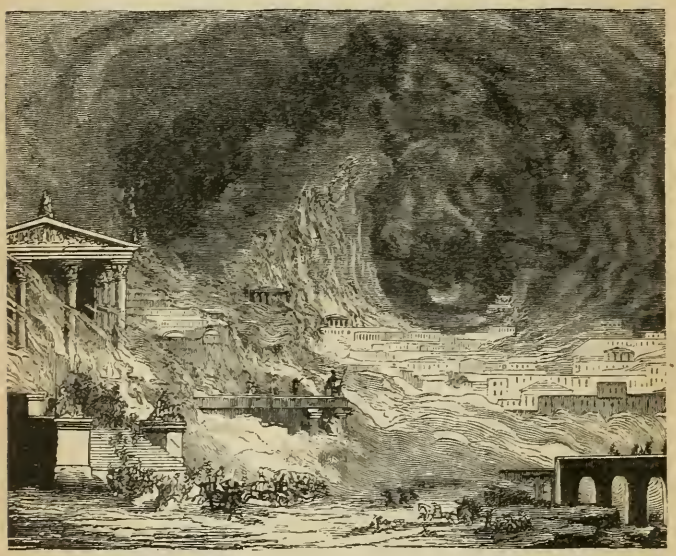
Rom zu Nero's Zeit.

des Uebrigen nur um so mehr zum Bewußtsein. Zwar hatte Augustus Alles aufgeboten, Rom mit dem Luxus und der Pracht auszustatten, welche die Würde einer Hauptstadt der Welt erforderte, und es war ihm im Großen gelungen, eine Stadt aus Backsteinen in eine Marmorstadt zu verwandeln. Trotzdem klagte man noch unter Tiberius, die Höhe der Häuser sei so groß und die Straßen seien so eng, daß es weder einen Schutz gegen Feuersgefahr, noch eine Möglichkeit gäbe, bei einem Einsturze nach irgend einer Seite hin zu entkommen. Es würde Menschenalter und selbst Jahrhunderte bedurft haben, Rom zu einer regelmäßigen Stadt im modernen Sinne des Wortes umzuschaffen; — Nero übernahm es, dies in einem einzigen Jahre zur Ausführung zu bringen. Es war ein ebenso gewaltiger, als diabolischer Gedanke, die ganze, an anderthalb Millionen Einwohner zählende Stadt in Asche zu legen, mit ihren Palästen, mit ihren Tempeln, mit ihren heiligen und profanen Denkmälern, um dann auf den Trümmern ein neues, neronisches Rom aufzubauen, das seinen Namen, Neropolis, tragen sollte.

Nero Claudius.

Er selber weilte auf seinem Landsitze am Meere bei Antium, als der ruchlose Plan durch seine Creaturen zur Ausführung gebracht wurde. An demselben Tage des 17. Juli, wo einstens die Gallier Rom in Brand gesteckt, sollte auch jetzt die Stadt in Flammen aufgehen. Tigellinus hatte mit ruchloser Umsicht Alles zu dem fürchterlichen Werke vorbereitet, und wie auf ein gegebenes Signal stiegen auf

einmal an verschiedenen Seiten der Stadt die Feuersäulen und Rauchwolken zum Himmel. Die lange Sommerhitze hatte Alles ausgedorrt; jeder Funke zündete; bei der Enge der Straßen, dem Mangel an Wasser und dem Ausbruch des Brandes an mehreren Punkten zugleich war ein Löschen unmöglich. In neuntägigem Wüthen legte die Alles verschlingende Gluth Haus um Haus, Viertel um Viertel in Asche; von den vierzehn Regionen der Stadt



ging mit Ausnahme weniger, halbverbrannter Ruinen die Hälfte in Flammen auf; nur vier blieben von der Zerstörung ganz verschont. —

Etwa eine Viertelstunde vor der Stadt begegnete dem Senator einer seiner Sklaven in athemlosem Laufe; Sabinilla hatte ihn hinausgesendet, ihrem Gatten mitzutheilen, daß es in der patrizischen Straße, allerdings noch ziemlich weit vom Palaste brenne. Pudens befahl dem

Läufer, sich zu Eucarpus auf das Pferd zu setzen; dann drückte er seinem Rosse die Sporen ein, und wieder ging es in schnellstem Ritte der Stadt zu.

Je mehr man sich den Thoren näherte, um so mehr überzeugte Pudens sich, daß das ganze Gebiet des Esquilin in Flammen stehe. Eucarpus hatte die besten Renner gewählt, und wie im Cirkus jagten die edlen Thiere dahin; dennoch wünschte der Senator sich Flügel, hinüber zu fliegen, wo er Gattin und Kinder in Gefahr wußte. Denn schon konnte er aus der Ferne das dumpfe Krachen der einstürzenden Häuser und das verworrene Rufen zahlreicher Stimmen hören; es war um so grauenhafter, als die ersten Gassen innerhalb der Stadt, vorüber an den Gärten des Mäcenas, wie ausgestorben da lagen. Jeder war zur Brandstätte geeilt, um Hilfe zu bringen, ohne zu ahnen, daß die nächsten Stunden wohl ihn selber vergeblich um Hilfe rufen hören würden.

Als ein weiteres Vordringen zu Roß wegen des Menschengewühls unmöglich war, stiegen die Reiter ab; der Senator übergab dem Läufer die Pferde mit dem Befehle, am Thore der Villa des Mäcenas seiner zu harren, dann setzte er zu Fuß mit Eucarpus seinen Weg fort. Bald waren der Esquilin und die patrizische Straße erreicht; — der Palast brannte an allen vier Ecken.

„Wo ist Sabinilla, wo sind meine Kinder?“ jammerte Pudens; allein in der allgemeinen Verzweiflung dachte ein Jeder nur an sich selber; Niemand wußte ihm Auskunft zu geben.

Seiner selbst kaum bewußt, versuchte der Senator durch das Hauptportal in das ostium oder die Hausflur vorzudringen. Aber Eucarpus riß ihn mit eiserner Gewalt zurück; denn in demselben Augenblicke schlug ein

brennender Balken nieder, dem eine einstürzende Mauer folgte und den Eingang versperrte, während schwarzer Rauch, mit Staubwolken vermengt, und eine Gluth wie aus einem riesigen Feuerofen durch das Portal den Beiden entgegenströmte.

„Versuchen wir's an der Hinterthüre," rief Eucarpus, indem er seinen Herrn bei der Hand faßte und rasch von dem Thore wegriß; der Qualm und die glühendheiße Luft würden Beide im nächsten Augenblicke erstickt haben.

In der That wüthete auf der andern Seite des Palastes das entfesselte Element noch weniger heftig; es gelang den Beiden, das posticum oder Nebenpforte zu erreichen und in das peristylium oder den großen innern Hof vorzudringen, der mit einem Springbrunnen und Blumenanlagen geziert war. Durch die bedeckten Säulengänge, welche den Hof einfaßten, mußte man in die Wohnzimmer gelangen, falls das Feuer nicht schon auch dort wüthete.

„Sabinilla! — Sabinilla!" rief Pudens; allein die menschenleere Oede im Hofe gab im Echo nur den geliebten Namen wieder, und das Knistern der Flammen, die in grausiger Beleuchtung die Stelle des sinkenden Tages einnahmen, war die gräßliche Antwort auf den Klageruf des unglücklichen Gatten.

Von Rauch eingehüllt, schritten die Beiden durch die Säulenhalle dahin und gelangten glücklich in das Innere des Gebäudes und in die cubicula oder Wohnzimmer. In wilder Unordnung und Verstörung lag hier Alles durcheinander; die Schränke standen erbrochen; Hausgeräth und Schmucksachen bedeckten den Boden. Hier hatten offenbar Diebe gehaust, welche in der allgemeinen Noth unbehelligt plündern und rauben konnten.

Eucarpus spähte in dem Halbdunkel, welches nur von der offenen Thüre her durch den Schein des Brandes erhellt wurde, umher, auf den Tischen und Consolen und Polstern und zwischen den Gegenständen, welche den Boden bedeckten. Er suchte etwas, und wirklich, jetzt hatte er es gefunden: ein Blatt Papier!

„Lies, was auf diesem Blatte geschrieben steht," rief er aus, indem er seinem Herrn dasselbe darreichte; seine Hand zitterte; fast hörbar klopfte sein Herz vor Angst und Hoffnung.

Pudens nahm das Papier und las; es war die Handschrift seiner Gattin:

„In der Villa der Cornelier am Janiculus. Wir Alle sind gerettet."

„Dachte ich es nicht," jubelte Eucarpus, „daß die Herrin irgend eine Nachricht zurückgelassen habe, ehe sie das Haus verließ!"

„Dank, Dank Dir, barmherziger Gott!" rief Pudens aus, während Thränen der Freude seine Wangen netzten. Der Verlust seiner Habe war ihm in diesem Augenblick gleichgültig, da er sein Theuerstes gerettet wußte.

„Doch jetzt fort," drängte Eucarpus, daß wir den Ausgang wieder erreichen, ehe die rasende Flamme ihn uns versperrt."

Es war höchste Zeit. Das Feuer hatte schon fast rings die Umgebung des innern Hofes ergriffen; in mächtigen Garben schlugen die Flammen zum Dache hinaus; prasselnd stürzten die Ziegeln sammt den brennenden Sparren zusammen.

Indem Pudens das Pallium oder Obergewand mit ausgestreckter Rechten über seinen Kopf erhob, um sich in etwas gegen die Gluthhitze zu schirmen, die auf ihn einströmte, gelangte er glücklich mit seinem Begleiter zur Seitenpforte und auf die Straße.

Aus innigstem Herzen dankten Beide dem Himmel und eilten dann von der Brandstätte fort, den Weg nach dem transtiberinischen Gebiete einschlagend.

Als sie von der Patrizierstraße in eine anstoßende Gasse biegen wollten, sahen sie, daß auch dort schon das Feuer ausgebrochen war; Pudens gedachte trotzdem hindurch zu gehen, um nicht einen zu weiten Umweg machen zu müssen; aber Eucarpus bat ihn, den Himmel nicht zu versuchen und sich nicht einer neuen Gefahr auszusetzen.

In dem Augenblicke, als sie umkehren wollten, stürzte aus dem nächstgelegenen Hause eine junge Dame halb wahnsinnig und mit aufgelösten Haaren auf die Straße, indem sie jammernd ausrief:

„O Gott! wer rettet meinen kranken Vater? Helft mir ihn heraustragen; er muß in den Flammen umkommen!"

Mit diesen Worten warf sie sich vor Eucarpus nieder, umklammerte seine Kniee und wiederholte:

„Rette, rette meinen Vater; ich will Dir ewig dankbar sein!"

„In Gottes Namen!" antwortete Eucarpus nach einem Augenblicke des Besinnens, hob die Dame empor und stürzte mit ihr in das Haus.

Mit übermenschlicher Anstrengung hatte das Mädchen den Vater aus dem Bette gehoben und durch zwei Zimmer hindurchgetragen; weiter hatten die Kräfte nicht gereicht.

Eucarpus nahm mit seinen starken Armen den Kranken auf seine Schulter und eilte mit seiner Bürde der Straße zu; die Dame folgte.

Mit freudigem Zurufe begrüßte Pudens seinen Diener und schritt dann neben ihm her mit dem Mädchen der Gegend zu, die noch vom Feuer frei war.

Die Züge des Kranken waren dem Senator bekannt, und dennoch sann er lange vergebens, wo er den Mann früher gesehen habe. Endlich fiel es ihm ein: es war der Ritter Faustus, der mit dem Hauptmanne Cornelius, seinem Vetter, in Cäsarea die Waffen getragen und nach der Rückkehr von dort einige Male den Palast des Senators besucht hatte.

Nach etwa zehn Minuten war das Haus erreicht, welches die junge Dame als Ziel der Wanderung bezeichnet hatte. Es war die Wohnung des Bruders ihres Vaters; das Haus lag unfern der Gärten des Mäcenas: hier war der Kranke also gesichert.

Als Faustus, von den Verwandten herzlich aufgenommen, durch Eucarpus in das Bett gelegt worden, warf sich die Tochter vor dem Retter ihres Vaters nieder; Thränen der süßesten Freude entströmten ihren Augen.

„Edler Menschenfreund," rief sie aus; „mögen die Götter es Dir mit höchstem Glücke vergelten! Nie werde ich Deiner vergessen; nenne mir, ich bitte Dich, Deinen Namen, daß ich täglich zu den Unsterblichen für Dich flehen kann."

In gleicher Weise überhäuften der Kranke und dessen Verwandten den Jüngling mit Dankbezeigungen; nur durch entschiedene Weigerung konnte er sich der Annahme der Belohnung entziehen, die ihm fast mit Gewalt aufgedrängt wurde.

Pudens wünschte dem Kranken, den er an seine frühere Bekanntschaft erinnerte, Glück zu seiner Rettung und verabschiedete sich mit Eucarpus. Faustina, die junge Dame, begleitete die Beiden bis zur Thüre, und hier faßte sie noch einmal die Hand ihres Wohlthäters, um in den wärmsten Ausdrücken ihren Dank zu wiederholen.

Dabei schaute sie mit ihren schwarzen Augen ihn so innig an, daß es dem jungen Manne ganz eigen zu Muthe wurde.

Wider Willen nannte Eucarpus der Jungfrau seinen Namen, und eilte dann dem Senator nach, den die Sehnsucht nach Weib und Kind forttrieb.

Eucarpus war von der Gluth der Feuersbrunst, wie von der schweren Last, die er getragen, in Schweiß gebadet; aber er achtete es nicht; er dachte nur an seinen Herrn und seine Herrin, und mit fast übermenschlicher Anstrengung brach er dem Senator Bahn durch die Volksmassen, welche die Straßen an der Tiberbrücke sperrten, da Tausende sich und ihre Habe aus dem Brande nach dem andern Ufer zu retten suchten. —

Petrus und Paulus waren von der Villa an der salarischen Straße unmittelbar nach dem Senator ebenfalls in die Stadt geeilt, so schnell das hohe Alter es den beiden ehrwürdigen Greisen gestattete.

Bei der großen Ausdehnung, welche vom Anfang an der Brand zu nehmen drohte, mußten sie bei ihrer Heerde sein.

Nur mit Mühe konnten die Apostel durch die mit Möbel und anderen geretteten Gegenständen gesperrten Straßen näher auf die zunächstgelegene Brandstätte vordringen. Je weiter sie kamen, um so größer war die Verwirrung und der Jammer, um so erschütternder wurden die Scenen der Verzweiflung; es war ein Drängen und Treiben, ein Schreien und Klagen; ein wahnsinniges Durcheinander, unsäglich erschütternd. Das Ganze hatte etwas furchtbar Dämonisches: es war wie eine Scene aus der Hölle.

Nähere Nachfrage ergab, daß die ganze patrizische Straße nebst dem Palaste des Pudens in Flammen stand, oder richtiger, daß nur mehr rauchende Ruinen übrig seien.

Dagegen war in der Thalsenkung zwischen Quirinal und Esquilin, in dem Stadttheile, welcher Subura hieß, und wo die ärmere Bevölkerung dicht zusammenwohnte, bis jetzt das Feuer noch nicht ausgebrochen. Grade dort hatte die neue Lehre des Heiles in vielen Hütten gastliche Aufnahme gefunden; dorthin also lenkten die Apostel durch das Gewirr der Gassen und Straßen ihre Schritte. Die nahezu volle Mondscheibe sandte in feierlich stillem Glanze ihr mildes Licht vom klaren Himmel auf das von Flammengluth erleuchtete Rom hernieder, ein Symbol der ewig waltenden Vorsehung, welche Alles, Glück und Unglück, Wachsthum und Zerstörung nach Gottes ewigen Plänen leitet.

Die Armen der Subura empfingen mit herzlichster Liebe und unbeschreiblicher Verehrung den Besuch der beiden Apostel; sie wußten es zu schätzen und vollkommen zu würdigen, daß die Diener des Herrn in der allgemeinen Gefahr gerade ihrer gedacht, mit väterlicher Hirtensorge ihnen, den niedrigsten und letzten ihrer Schäflein, zu Hilfe geeilt waren. Einer stritt mit dem Anderen um die Ehre, die Nacht über die Apostel unter seinem Dache beherbergen zu dürfen, und nur mit Mühe konnte Petrus den Streit der Leute schlichten, indem er mit Paulus, unter Hinweis auf die Hütte von Nazareth, die Wohnung eines armen Schreiners zum Nachtquartier erkor. Für die ihnen entgangene Ehre suchten die Uebrigen sich zu entschädigen, indem sie das Beste, was sie an Speise und Trank hatten, zur Abendmahlzeit für die Apostel herrichteten. Im Uebrigen wurden auf die Mahnung Pauli alle Vorkehrungen getroffen, die bescheidene Habe fern ab vor dem appischen Thore, wohin über das Forum und am Palatin vorbei der Weg noch offen war, in Sicherheit bringen zu können, für den Fall, daß das Feuer auch in die Subura eindringe.

„Glaubt Ihr denn," bemerkte Stercorius, der Schuster, der in der Subura als besonders gescheidter Kopf galt, „daß unser Viertel von den Flammen verschont bleiben wird? Daß ich's nur offen heraussage: der Brand ist absichtlich gelegt, und es ist ein großer, sehr großer Herr, der die Sache befohlen hat."

„Meine Kinder," mahnte der Apostelfürst, „hüten wir unsere Zunge, daß wir Niemand Unrecht thun."

„Sah ich doch mit eigenen Augen, ehrwürdiger Vater," bemerkte der Schmid Anaclet, „wie Helius, des Kaisers fluchwürdiger Ratgeber, und der noch ruchlosere Präfekt der Leibgarde, Tigellinus, selber die Brandlegung am Circus maximus leiteten. In den dortigen Krämerbuden und in den kaiserlichen Stallungen und Heumagazinen fand die Flamme reichste Nahrung; binnen einer Stunde lag Alles in Trümmern. Niemand durfte löschen; ein Beamter hat die Leute mit Gewalt daran gehindert. Es sei Befehl, so hieß es, und wenn wir nicht gingen, werde er uns in den mamertinischen Kerker werfen lassen."

„Jawohl," bestätigte ein Dritter, „Nero ist es, der die alte Stadt zerstört, um sich ein neues Rom nach seinem Sinn zu bauen."

„Ich habe heute Dinge erlebt," sagte Stercorius, „wie sie am jüngsten Tage beim allgemeinen Weltbrande nicht schrecklicher sein können. Als auf der Höhe des Cölius die Flamme aufloderte, flüchteten die Armen von dort nach dem Esquilin hinüber; plötzlich begann es auch hier zu brennen, und nun gab es eine ungeheure Verwirrung. Weiber und Kinder schrieen; Alles lief durcheinander, hierhin, dorthin. Die Kranken, nur mit Mühe aus den Flammen gerettet, mußte man von Neuem forttragen; ohne zu wissen, was sie thaten, raunten Manche in die

Brandstätte zurück, weil sie Eines der Ihrigen vermißten, und fanden in den Flammen ihren Tod, da doch die Vermißten längst gerettet waren. Einen erschlug vor meinen Augen ein Ziegel, der von einem brennenden Hause niederfiel."

„Unser Leben ist in Gottes Hand, meine Brüder," sprach Paulus. „Ist Er für uns, wer mag dann wider uns sein? Will Er's, dann mag ganz Rom in Trümmer sinken, und Euere Hütten bleiben doch verschont."

In der That fügte es der Himmel so. Am sechsten Tage, so berichtet Tacitus, nahm das Feuer am Fuße des Esquilin ein Ende. Während Tempel und Paläste ohne Zahl ein Raub der Flammen geworden waren, lag die Subura wie ein Eiland in Mitte der rauchenden Ruinen.[8])

„Mag nun der furchtbare Brand," hub nach einer Weile Petrus an, „durch Unglück oder Frevel entstanden sein, unsere Pflicht ist es, den nothleidenden Brüdern Hilfe zu spenden, so viel wir es vermögen. Eilet denn und ladet die sieben Diakonen der römischen Kirche zu uns hierher, daß wir gemeinsam Rath pflegen."

Nach einer Stunde waren die meisten der Berufenen in der Subura; nur wenige fehlten, unter ihnen derjenige, den man am unliebsten bei der Besprechung vermißte, der Erzdiakon Flavius Clemens. Auch sein Palast in der Niederung, zwischen dem Cölius und Esquilin gelegen, dort, wo heute die nach ihm benannte Kirche steht, war ein Raub der Flammen geworden.[9])

So wurden denn in der Nacht alle Maßregeln getroffen, wie man den obdachlos gewordenen Brüdern Unterkommen beschaffe, und durch Sammlung außerordentlicher Liebesgaben die Kirchenkasse in den Stand setze, die Noth durch reichliche Spenden nach Kräften zu lindern. Die

Villa des Pudens, das Ostrianum an der nomentanischen Straße, der Landsitz der Flavia Domitilla an der ardeatinischen Straße[10]) und die leicht zu Wohnungen eingerichteten Ziegelfabriken am vatikanischen Hügel, lauter Besitzungen vornehmer Mitglieder der römischen Gemeinde, waren an erster Stelle als Zuflucht der Obdachlosen in's Auge gefaßt worden.

Während ruchlosester Frevel über Tausende unsägliches Elend brachte, streckte die christliche Liebe ihre Mutterhände aus, um an ihrem treuen Herzen die Unglücklichen zu trösten und zu erquicken. —

Sabinilla hatte, als das Feuer in der patricischen Straße dem Palaste immer näher rückte, einen zweiten Läufer nach der Villa entsendet; dann hatte sie mit großer Kaltblütigkeit das Werthvollste und Nothwendigste, was sich fortschaffen ließ, zusammengesucht und damit die Freigelassenen und Sklaven theils auf Umwegen, fern ab von den brennenden Stadttheilen, nach der Villa an der salarischen Straße, theils aber nach dem Landhause der Cornelier entsendet. Ebendorthin brachte die treue Amme in Begleitung zweier Diener gleich Anfangs, als die Gefahr nahte, die kleinen Mädchen Pudentiana und Praxedis in Sicherheit; die zurückkehrenden Männer meldeten der Herrin, daß die Kinder glücklich bei den Verwandten angekommen seien. Diese beiden Freigelassenen hielt Sabinilla nun allein bei sich, in dem schon brennenden Palast der Ankunft des Gatten harrend. Erst als die Gefahr immer ernster wurde, entschloß sie sich mit schwerem Herzen, das Haus zu verlassen, nachdem sie auf ein Blatt Papier dem Gemahl Kunde gegeben, daß Alle gerettet seien.

Mit wachsender Besorgniß wartete sie nunmehr im Landhause der Cornelier auf die Ankunft des Pudens. Schon

war die Nacht hereingebrochen, und noch kam er nicht. Die bangsten Befürchtungen stiegen in ihrer Seele auf; hatte der Gatte das Blatt nicht gefunden? — Gott, wenn er in den Flammen umgekommen, von den einstürzenden Trümmern erschlagen worden wäre!

In ihrer Angst eilte sie in das Gemach, wo die beiden Mädchen schliefen, und weckte sie mit den Worten: „Kinder, stehet auf und helfet mir für Euren Vater beten!"

So kniete sie mit den Kleinen, die Hände zum Himmel ausgestreckt, in inbrünstigem, glühendstem Gebete flehend für das Leben ihres Gemahls. Da öffnete sich die Thüre, — Pudens trat ein. Voll seliger Freude sanken die Gatten einander in die Arme. In schwerer Heimsuchung hatte der Allmächtige doch das Schwerste gnädig abgewendet.

Noch am Abend sandte der Senator den Eucarpus nach der Villa zurück, den Aposteln Mittheilung zu machen, daß Alle glücklich gerettet seien. Er wußte nicht, daß Petrus und Paulus in einer Hütte der Subura die Gastfreundschaft der Armen Christi genossen.

Drittes Kapitel.

Vor dem Sturme.

Als Alityrus, der jüdische Höfling, nach dem unangenehmen Abenteuer in der Villa des Pudens zur Stadt zurückkehrte, ließen die aufsteigenden Rauchsäulen, die er bald bemerkte, ihn sehr gleichgiltig: er wußte um den Plan des Kaisers; das prächtige Haus, das er sich vor einigen Jahren an der Via nova oder der Neustraße, nach dem appischen Thore zu, erbaut hatte, lag außerhalb der den Flammen geweihten Stadttheile. So beschäftigte ihn denn mehr noch der eben erlebte Vorfall in der Villa, als das Unglück von Tausenden und aber Tausenden, die in den nächsten Stunden um Hab' und Gut und Obdach kommen sollten.

Wer mochte jenen Stein gegen das Fenster geworfen haben? Alityrus hatte doch auf seiner ganzen Wanderung durch die Villa keinen Menschen bemerkt. Und welchen Grund konnte Jemand zu einem Bubenstreich haben, der ihm, dem Hofmann, leicht so unangenehm hätte werden können? Plötzlich stieg in ihm die Vermuthung auf, daß vielleicht gar der verruchte Sklave selber den Stein geworfen habe, und je mehr er alle Umstände erwog, um so mehr wurde er in dieser Ansicht befestigt.

Aber was hatte den Sklaven dazu veranlaßt?

Alityrus sann lange hin und her. War die ganze Geschichte gar von dem Senator selber veranlaßt worden, in der Absicht, ihm für die Zukunft das Betreten der Villa zu verleiden?

„Freundchen," sagte er bei sich, „diesen Streich will ich Dir vergelten; ich werde mich zu rächen wissen. Alityrus hat einen langen Arm, und Du bist nicht der erste dieser hochnasigen Patrizier, dessen Hochmut sich vor mir beugen mußte."

Um nicht durch den Anblick der Jammerscenen unangenehm berührt zu werden, befahl er dem Kutscher, einen andern Weg, als den über den Esquilin, nach Hause einzuschlagen. — Daheim angekommen, stieg er auf die Plattform des Daches, sich von ferne das Feuer anzusehen. Die Zerstörung ging ordnungsmäßig vor sich; es brannte vortrefflich. Binnen vier oder fünf Tagen konnte ganz Rom in Asche liegen. So kehrte er denn, sehr befriedigt über das constatirte Resultat, wieder in seine Wohnung zurück, da der heftige Abendwind ihm einen Schnupfen hätte zuziehen können.

Als beim Nachtmahle seine Gattin das Gespräch auf den Brand richtete, beruhigte er sie mit den Worten: „Was kümmert es Dich, Sara; unser Schaden ist es nicht." —

Am nächsten Morgen kehrte Pudens mit Gemahlin und Kindern und den geretteten Kostbarkeiten nach der Villa an der salarischen Straße zurück. Denn während der Nacht hatte das Feuer solche Fortschritte gemacht, daß die Zahl der Obdachlosen, welche jenseits der Tiber in den Gärten und Landhäusern des Janiculus eine Zuflucht suchten, mit jeder Stunde größer wurde. So machte der Senator gerne Anderen Platz in dem gastfreundlichen Hause des Cornelius. Zudem hatte ihn während der Nacht der Gedanke beschäftigt, wie er

zum Danke für die Rettung der Seinen eine möglichst große Zahl der vom Unglück betroffenen christlichen Mitbrüder auf dem Landsitze unterbringen könne; denn hier war schnelle Hilfe doppelte Wohlthat.

Der treue und umsichtige Eucarpus hatte Sorge getragen, daß die Herrschaft auf bequemem Wege und unbehindert zur Villa gelange: mit dem Schifflein nämlich, mit welchem man sich auf dem nahe an der Besitzung vorüberfließenden Anio zu ergötzen pflegte, war er beim ersten Grauen des Tages nach Rom gefahren; geduldig harrte er jetzt am Schlafgemache seines Herrn, bis dieser erwache. Pudens war innig gerührt über diese Anhänglichkeit seines Dieners und sprach ihm von Herzen seine Anerkennung aus.

„Wie, Herr," entgegnete Eucarpus, „Du hast mich aus der Sklaverei entlassen, Du hast mich zum Christen gemacht, und ich sollte nicht all' mein Sinnen und Trachten und alle meine Kräfte Deinem Dienste widmen?"

So stieg denn der Senator mit den Seinigen in den bereit stehenden Kahn; von vier geübten Ruderern wie ein Pfeil den Strom aufwärts getrieben, erreichte derselbe schon binnen einer Stunde die Villa. Unterwegs mußte Eucarpus, welcher das Steuer führte, der Herrin über die Rettung des kranken Faustus berichten; er that es nach einigem Sträuben, auffallend kurz gedachte er des herzlichen Dankes, mit welchem Faustina, die Tochter des Geretteten, ihn belohnt hatte, und versank dann in stilles Sinnen. — Eine auf der Villa bereits eingetroffene Nachricht aus der Subura beruhigte den Senator betreffs der Apostel. Pudens war hocherfreut, daß mit seinem Plan die Bitte vollkommen übereinstimmte, welche Petrus durch seine Boten aussprechen ließ, nämlich eine Anzahl Obdachloser auf dem Landgute aufzunehmen.

Schon am Nachmittage traf eine Schaar dieser Unglücklichen ein. Die folgenden Tage brachten neue Gäste; in dem sonst so stillen Landsitze war plötzlich buntes Leben eingezogen. Auch in traurigster Lage sucht der Mensch dem Leben eine Lichtseite abzugewinnen, besonders wenn er die Heimsuchung mit den Augen des Christen ansieht, und wenn dann auch noch eine christliche Bruderhand die geschlagenen Wunden zu heilen bedacht ist; so nahm man denn das Treiben und Leben auf der Villa, das in den ersten Tagen ein recht wirres und trauriges gewesen, allmählich einen freundlicheren Charakter an. Der Senator betrachtete sich als den Hausvater dieser großen, ihm von Gott gesandten Familie; daher organisirte er sofort das gemeinschaftliche Leben, theilte den Tag in Arbeit und Erholung, in Gebet und körperliche Erquickung. Je nach den Fähigkeiten wurden die Einen zur Feldarbeit, die Andern zur Beschäftigung im Hause und in der Küche angewiesen. Jeder sollte nach seinen Kräften zum Dienste des Ganzen thätig sein. —

Nero kam erst am vierten Tage des Brandes, als das Feuer auch die kaiserlichen Paläste auf dem Palatin ergriffen, nach Rom. Sofort begann er in umfassender Weise seine Vorkehrungen zur Unterbringung der Tausende von Obdachlosen. Seine eigenen Gärten, wie die öffentlichen Gebäude im Marsfelde stellte er dem Volke zur Verfügung; große Baracken wurden errichtet, aus Ostia und den Nachbarorten Hausgeräthe aller Art herbeigeschafft, der Preis des Getreides so niedrig gestellt, daß Niemand Hunger zu leiden hatte.

Alsdann verordnete er öffentliche Bußandachten, wie sie bei außerordentlichen Heimsuchungen von Staats wegen vorgenommen zu werden pflegten, um den Zorn der Götter zu besänftigen.[11])

Zugleich aber wurde nach einem regelmäßigen Plane der Neubau der Stadt in Angriff genommen; mit unermüdlicher Thätigkeit erschien der Kaiser bald hier, bald dort, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um seine Anordnungen zu treffen; in der Nacht berieth er mit seinen Architekten die Pläne, welche sie ihm für die Anlagen der Straßen, für den Bau der Tempel und öffentlichen Paläste vorlegten, und schon innerhalb weniger Wochen begann Rom sich wie ein verjüngter Phönix aus seiner Asche zu erheben. Die Straßen wurden breiter und schnurgerade angelegt, die Häuser alle aus Stein aufgeführt, wozu die Travertinbrüche des Albanergebirges das Material, die Provinzen durch verdoppelte Auflagen und Steuern die Geldmittel liefern mußten.

Allein das Alles konnte die allgemeine Stimme nicht zum Schweigen bringen, daß Nero selbst den Brand angestiftet habe. Man erzählte sich, er habe sogar dem Feuer von der Villa des Mäcenas aus zugeschaut und dabei die Verse deklamirt, in welchen der alte Homer den Untergang Troja's in den Flammen schildert. [12])

Der Kaiser erfuhr durch seine Spione genau, was man in der Stadt über ihn redete, die giftigen Witze, die man in Form von Frage und Antwort auf ihn machte, die Spottverse, welche sich Morgens hie und da angeheftet fanden. So sehr ihn Alles das ärgerte, er wagte doch Niemand zu bestrafen, um die öffentliche Meinung nicht noch mehr herauszufordern und den Unmuth des Volkes zu reizen.

So traf denn eines Tages Alityrus, sein Vertrauter, als er den üblichen Morgenbesuch abstattete, den Kaiser äußerst mißgestimmt.

„Bin ich denn," so rief er, „nicht unermüdlich beschäftigt, Rom in einer Pracht wieder aufzubauen, daß keine Stadt der Erde ihr an Schönheit gleich kommen soll? Sorge ich nicht wie ein Vater für dieses undankbare Volk? Diese Verhöhnungen der kaiserlichen Majestät müssen endlich aufhören; meine Nachsicht, die ich um des öffentlichen Unglücks willen habe walten lassen, ist erschöpft."

„Wer ist es denn, mein Gebieter," fragte Alithyrus, „wer ist's, der es ungestraft wagen darf, Dein unsterbliches Verdienst um Rom Dir zur Schuld zu deuten? Wer hetzt die Massen auf? — Deine Spione," fuhr er höhnisch fort, „rupfen nur Blätter ab, sie Dir zu bringen; den Stamm und die Wurzel lassen sie stehen und wachsen."

„Und wenn Du denn wußtest," brauste Nero auf, „wer diese frechen Frevler sind, warum Deine Weisheit erst heute zu Markte bringen?"

„Wäre Dir mit meiner persönlichen Ueberzeugung, ohne vollständiges Beweismaterial, gedient gewesen, ich hätte Dir meine Weisheit eher feil geboten," antwortete der Hofmann, der wußte, wann und wie weit er ein kühnes Wort dem Kaiser gegenüber wagen durfte.

„Ein vollständiges Beweismaterial, wofür?" fragte Nero.

„Das vollständige Beweismaterial dafür," antwortete Alityrus, indem er jedes seiner Worte dehnte und betonte, „daß es eine Sekte von revolutionären Schwärmern in Rom gibt, welche die Stadt darum in Brand gesteckt hat, um auf den Trümmern Deiner Tempel den Altar des eigenen Götzen aufzurichten."

Nero warf einen stechenden Blick auf den Höfling. — Daß Jemand einen gerichtlich faßbaren Anhaltspunkt, ja, das vollständige Beweismaterial haben könne, einen Andern als den Kaiser selber der Brandstiftung zu überführen, das war ihm unerhört und unbegreiflich. Zu gleicher Zeit aber erkannte er auch, wie unermeßlich werthvoll es für seine Person sein würde, wenn es sich möglich machen ließe, ob auch nur mit schwacher Wahrscheinlichkeit die Schuld des Brandes auf Andere zu wälzen.

Alityrus hatte den Gedankengang im Geiste seines Herrn errathen. Mit der kalten Ruhe und Ueberlegenheit eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist, fuhr er fort:

„Deine Majestät, erhaben über das kriechende Gewürm am Boden, hat diese revolutionäre Sekte bisher verachtet; unter dem Schutze dieser Verachtung ist sie ge-

wachsen und groß geworden. Altar und Thron, Dich, die Götter und das ganze Reich zu vernichten, das ist ihr Zweck; ihre erste That war, Rom's alte Heiligthümer, sein Ehrwürdigstes, sein Heiligstes den Flammen preis zu geben."

Dem Kaiser schien die Schilderung seines Höflings zu unglaublich und abenteuerlich.

„Ich habe Hunderte von Spionen," sagte er kopfschüttelnd, „und der Eine ist noch feiner an Geruch und Spürsinn, als der Andere; wolle mir nicht einreden, daß die Alle blind gewesen, und Du allein gesehen habest."

„Nun denn," warf Alityrus hin, „so will ich mich also geirrt haben, daß — daß — die Christen es sind, die Rom in Brand gesteckt haben. Ich werde meine Beweise, wenn ich heimkomme, in's Feuer werfen."

Bei der Nennung dieses Namens sprang Nero auf. Jetzt verstand er seinen Höfling vollkommen. Als Sekte der Juden beim Volke tief verhaßt, als Anhänger eines wegen revolutionärer Umtriebe gekreuzigten Stifters gleichsam geborne Verschwörer wider Thron und Reich — daher zu allen Verbrechen fähig, — ja, auf die ließ sich die Schuld der Brandstiftung laden.

„Und die Beweise?" fragte der Kaiser hastig.

„Ich habe Zeugen," antwortete Alityrus, „ja, ich habe Briefe ihres Hohenpriesters, eines gewissen Petrus, wo er in unzweideutiger Weise von dem Brande spricht."

„Bei allen Göttern," rief Nero aus, „solch' einen Brief möchte ich sehen."

„Hier ist er, mein Gebieter," entgegnete der Höfling, indem er eine Rolle aus dem Busen zog. „Lies diese Stellen!"

Es war der zweite Brief Petri, den der Apostel vor Kurzem an die Gläubigen im Orient geschrieben. Eine Kopie desselben mit des Apostels eigener Unterschrift war im Hause des Flavius Clemens, als dasselbe abbrannte, mit anderen Dokumenten von den kaiserlichen Spionen entwendet worden. In der geheimen Kanzlei hatte man das Schriftstück und seinen Inhalt nicht verstanden; man glaubte aber gewisse jüdische Ideen darin zu finden, und hatte es daher dem Alityrus zur Prüfung übergeben. Die verschiedenen Stellen, auf welche der Höfling den Kaiser hinwies, lauteten:

„Der jetzige Himmel und die Erde sind durch das„selbe Wort aufgespart für das Feuer, aufbehalten für „den Tag des Gerichts und des Verderbens. Kommen „wird der Tag des Herrn wie ein Dieb, und vor ihm „werden die Himmel mit großem Krachen zergehen, die „Elemente aber in Feuersgluth sich auflösen und die „Erde und die Werke auf ihr verbrannt werden.

„Wartet der Ankunft des Herrn, durch welche die „Himmel in Flammengluth zergehen und die Elemente „in der Lohe des Feuers zerschmolzen werden."

Nero war auf das höchste und freudigste überrascht. Bestimmter konnte auf einen bevorstehenden, gewaltigen Brand nicht hingewiesen werden; die ungewöhnliche Sprache, wie sie Schwärmern eigen ist, gab dem Schriftstück noch erhöhte Bedeutung. In diesen Stellen, das war unzweifelhaft, lag eine gegen die Christen trefflich verwerthbare Waffe.

„Mein lieber Alityrus," sagte der Kaiser mit hochzufriedenem Lächeln, „ich bewundere Deine Umsicht und Thätigkeit. Bei den unsterblichen Göttern! Eine solch' ruchlose Sekte, die Himmel und Erde den Flammen preisgeben will, muß mit allen Mitteln verfolgt und ver-

nichtet werden. Ich lege die Sache in Deine Hand; meinerseits werde ich nachsinnen, mit welch' außerordentlichen Qualen wir diese überaus gefährlichen Schwärmer ausrotten. — Aber sage mir, wer ist dieser Petrus? Beim Apollo, der soll des gräßlichsten Todes sterben!"

„Ein gewöhnlicher Handwerker, ein gemeiner Fischer ist's, der es bequemer und einträglicher fand, hier in Rom abergläubische Tröpfe in seinen Netzen zu fangen. Das ist ja das Tragische bei dem Riesenunglück," fuhr Alityrus unter erheucheltem Seufzer fort, „daß ein ganz ordinärer Mensch ohne Geist, ohne Bildung aus dem fernen Orient kommen mußte, um die Heiligthümer Rom's und seine ältesten und ehrwürdigsten Denkmäler zu zerstören."

„Leider wird der elende Betrüger wohl nur beim niedrigsten Pöbel seinen Fang gemacht haben. Schade, daß nicht auch einige Reiche auf seinen orientalischen Köder angebissen, deren Vermögen ich confiscciren könnte. Denn jetzt brauche ich Geld, mehr denn je."

„Ich hoffe auf eine Ernte, die Deine Majestät überraschen soll; selbst Rittern und Senatoren bin ich auf der Spur."

„Wie?" sagte Nero auf's höchste erstaunt, „haben diese Feinde Rom's, die Verächter unserer Götter, auch Anhang bei dem Adel?"

„Das wundere Dich nicht, mein Kaiser; haben sie doch Anhänger in Deinem eigenen Hause." [13])

„Unter meinem Dache? — Beim Jupiter, hier muß mit ganz energischen Mitteln eingegriffen werden, aber auch — mit nicht geringerer Klugheit, um Alles richtig in's Werk zu setzen. Gehe daher zu Tigellinus, überlege

mit ihm den ganzen Kriegsplan und erstatte mir morgen Bericht."

Triumphirend kehrte Alityrus nach Hause zurück. So wenig er für sich selber sich um die Vorschriften des mosaischen Gesetzes kümmerte, er war doch Jude und theilte den ganzen Stolz seines Volkes, welches damals noch in Jerusalem und im Tempel das Unterpfand der Hoffnung auf die Weltherrschaft Israels verehrte. Als Paulus nach Rom gekommen, war Alityrus bei der Schaar der Juden gewesen, welche nach dem Berichte der Apostelgeschichte den Gefangenen besuchten und den ganzen Tag mit ihm disputirten; gerade ihm, der mit dem leichtfertigen Spott eines Schauspielers die ernsten Fragen des Heiles lächerlich zu machen suchte, hatte Paulus mit scharfem Ernste geantwortet. Seit jenem Tage war Alityrus erklärter Gegner der Nazarener. Mit wachsendem Neid und Aerger verfolgte er die schnelle Entwickelung und die wunderbaren Fortschritte, welche die verhaßte Sekte bei den Juden und viel mehr noch bei den Römern, sogar in den Kreisen des hohen Adels machte. Die Lehren, welche Petrus und Paulus predigten, standen in unversöhnlichem Gegensatze zu dem, was er selber im Leben übte; darum haßte er diese Lehre und diejenigen, welche sie predigten. Als nun gar Petrus sich unterfangen hatte, einen Sklaven des Alityrus zu den Nazarenern hinüberzuziehen, da gab es in Rom keinen verbisseneren Feind des Christenthums, als Alityrus.

Bei dem Brande waren merkwürdiger Weise gerade jene Viertel, welche hauptsächlich von den Juden bewohnt waren, das Gebiet jenseits der Tiber und die Subura, von den Flammen verschont geblieben; bereits waren Stimmen laut geworden, welche neben Nero die Juden

als Anstifter des Brandes nannten. Alityrus betrachtete sich als Retter seines Volkes, wenn er die für Juden geltende Sekte der Christen als die Schuldigen hinstellte und auf diese allein den Haß der Römer lenkte. Wie hatte er gejubelt, als der Brief Petri in seine Hände fiel! Aber diese eine Waffe war ihm nicht sicher genug; mit boshafter Klugheit hatte er weiteres Material gesammelt, und erst als er seinen Köcher mit Pfeilen ganz gefüllt, war er siegesgewiß vor Nero mit seiner Anklage hingetreten.

Wohl sah Alityrus selber ein, daß vor der Prüfung eines unparteiischen Richters die Anklage auf die Brandlegung nicht durchführbar sein werde, obschon er bereits eine Anzahl von Zeugen zur Hand hatte, größtentheils Juden, welche unter dem Vorgeben, ehemals Beziehungen zu den Christen gehabt zu haben, bereit waren, ihre Aussagen eidlich zu erhärten. Allein einerseits waren die Richter kaiserliche Kreaturen, andererseits aber hatte Alityrus eine zweite, viel sicherere und schärfere Waffe in Bereitschaft. Das war die Anklage auf *Leugnung der römischen Götter und die Ausübung eines vom Staate nicht anerkannten Kultes*, ein Verbrechen, auf welchem nach den Landesgesetzen die Todesstrafe stand. Die Beschuldigung der Brandstiftung sollte nach dem Plane des Alityrus im Grunde nur auf die zweite Anklage vorbereiten. Der Deckmantel der Angehörigkeit zur jüdischen Religion mußte den Sektirern abgerissen werden, indem sie gezwungen wurden, zu gestehen, daß sie Christum, also einen andern denn Jehova, als ihren Gott anbeteten. Waren sie aber überführt, daß sie einen Verbrecher, der von einem römischen Richter wegen seines Strebens nach der Königswürde gekreuzigt worden, zu ihrem *Gotte* gemacht hatten, daß sie

zugleich die gesammte römische Götterwelt leugneten und für Dämonen erklärten, dann war es klar, daß man eine Sekte vor sich habe, welche die Fundamente des Staates angriff, ja, welche der ganzen menschlichen Gesellschaft den Krieg erklärt hatte.[14]) —

Der Wiederaufbau seines Palastes gab dem Senator Pudens fast täglich Veranlassung, von der Villa in die Stadt zu reiten, um die notwendigen Anordnungen zu treffen und die Arbeiten zu überwachen. War er selber durch Besuche oder Geschäfte verhindert, so sandte er Eucarpus, auf den er sich verlassen konnte. Der Bau wurde rüstig gefördert, so daß zum Winter wenigstens der eine Flügel bewohnt werden konnte.

War es bloß die Theilnahme für den von ihm geretteten Faustus und der Wunsch, über sein Befinden Etwas zu erfahren, was den Eucarpus bei seinem Ritt in die Stadt und in die patrizische Straße jedesmal den Weg an jenem Hause vorüber nehmen ließ, wo der Kranke wohnte? — Der Jüngling selber gab sich darüber keine Rechenschaft; fast unbewußt zog es ihn in die betreffende Straße, trotz des Umwegs.

Eucarpus hatte sich beim Brande und bei der Rettung des Faustus eine heftige Erkältung zugezogen, und selbst die ärztliche Hilfe, welche der Senator berief, vermochte die Folgen derselben nicht zu heben. Aber Eucarpus nahm die Sache leicht: seine starke Jugendkraft mußte ja gewiß in einigen Wochen das hartnäckige Uebel überwinden.

Er erfuhr, das Faustus, der an jenem Unglückstage eigentlich mehr durch den Schrecken über den Verlust seines Vermögens, als durch die Krankheit gelähmt war, auf dem Wege der Besserung sei; einmal hatte Eucarpus

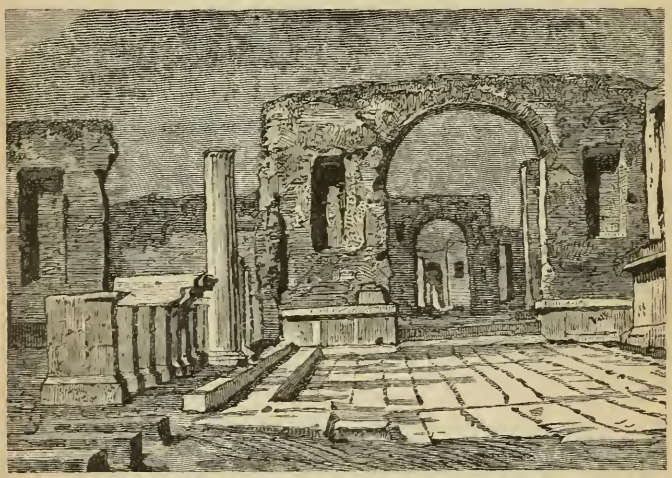
auch Gelegenheit, Faustina zu sehen, als sie in Begleitung mehrerer Freundinen zu einem Spaziergange das Haus verließ; wie ihm schien, hatte sie ihn bemerkt und wieder erkannt.

Als Faustus wiederhergestellt war, beschloß er, seine erste Ausfahrt vor das Thor zu einem Besuche in der Villa des Pudens zu benutzen. Für ihn, wie für seine Tochter war dies vorwiegend eine Anstandsvisite, um dem Senator den Dank für die von seinem Sklaven so muthig ausgeführte Rettung abzustatten. Auf Bitten der Faustina wollte der Ritter dem Pudens die Summe zum Loskaufe seines Retters anbieten; damit glaubten Beide dann in überreicher Weise diesem seinen Dienst vergolten zu haben; ein nachhaltiges, tieferes Gefühl des Dankes war dem Stolze eines Römers einem Sklaven gegenüber ja nicht denkbar.

Pudens empfing die Gäste in zuvorkommendster Weise; als dringende Geschäfte ihn abriefen, gab er ihnen den Eucarpus zum Begleiter, um die Einrichtungen zu besehen, welche er zur Unterbringung der Obdachlosen getroffen hatte.

Faustus hatte vom Senator erfahren, daß er seinem Sklaven bereits vor mehreren Jahren seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen die Freiheit geschenkt habe. Das ganze Benehmen des jungen Mannes auf dem jetzigen Spaziergange, wie die Herzlichkeit, mit welcher derselbe überall von der kleinen Colonie begrüßt wurde, machten auf Vater und Tochter einen angenehmen und sehr vortheilhaften Eindruck; seine natürliche Leichtigkeit, Feinheit und Gewandtheit in der Unterhaltung war offenbar mehr etwas Angebornes, als Angelerntes. Dem Eucarpus seinerseits

that es wohl, daß die Beiden die erste Ausfahrt benützt hatten, ihm nochmals ihren Dank auszusprechen. — Mit dem natürlichen Interesse, das man für Jeden empfindet, dem man eine besondere Wohlthat erwiesen, und mit dem Wohlwollen, das aus der Anerkennung dieser Wohlthat erwächst, benutzte Encarpus die Zeit, wo Jene sich bei seinem Herrn verabschiedeten, um einen Blumenstrauß zu winden und ihn der Faustina bei der Abfahrt zu überreichen.



Viertes Kapitel.

In Nero's Gärten.

Das vatikanische Feld und der gleichnamige Hügel auf dem rechten Ufer der Tiber gehörten in der alten Zeit nicht zur Stadt Rom. Neben den dortigen Ziegeleien und den Hütten armer Arbeiter und Sklaven waren die ersten bedeutenden Anlagen die Gärten der Agrippina, welche später durch Erbschaft in den Besitz Nero's kamen. Dieser erweiterte und verschönerte dieselben, erbaute am Abhange des Hügels einen großen Cirkus zur Aufführung öffentlicher Wettrennen für die Belustigung des Volkes und erleichterte den Verkehr dorthin durch den Bau einer Brücke, welche seinen Namen trug.

Als durch den Brand der Stadt Tausende obdachlos geworden waren, öffnete ihnen der Kaiser diese seine Gärten, und so lagerten dort in der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, zahlreiche Familien theils in eigens für sie erbauten Holzbaracken, theils in den Hallen des Cirkus. Dadurch wurde dieses sonst öde und unbewohnte Gebiet plötzlich bevölkert; dem Hange der Römer nach öffentlichen Spielen trug der Kaiser gerne Rechnung, indem er wiederholt im vaticanischen Cirkus Wettrennen veranstaltete; bald sollte derselbe Zeuge schrecklicherer Schauspiele werden.

Alityrus hatte nicht gezögert, seine Pläne gegen die Christen in Ausführung zu bringen. Es war ihm ein Leich-

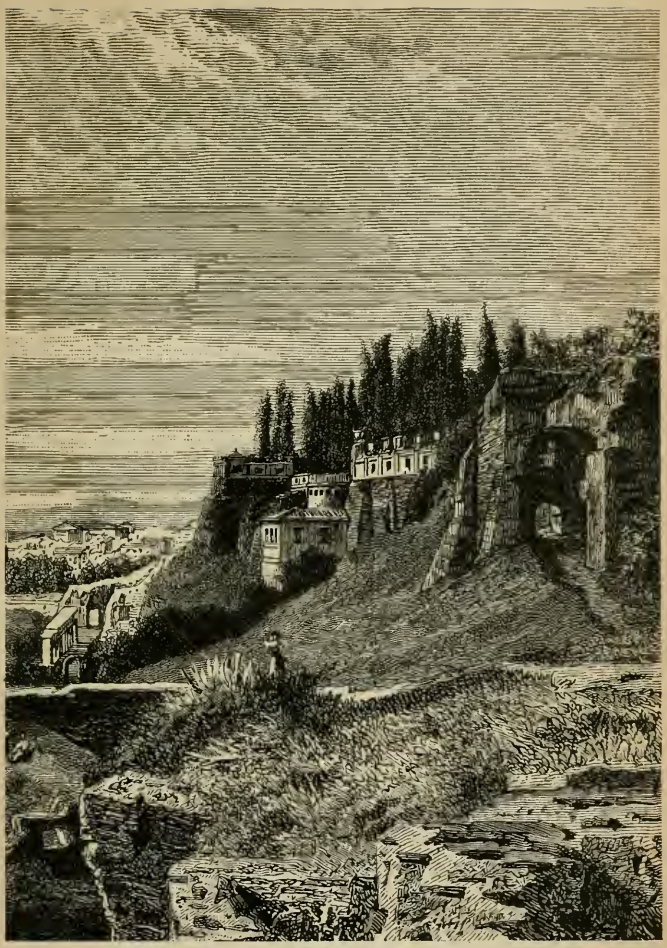
tes, die Verurtheilung Vieler auf Grund der Anklage, Rom in Brand gesteckt zu haben, zu erwirken. Allein trotz der Abneigung des Volkes gegen die Sekte zog die Sache nicht, so Schreckliches auch die von ihm bezahlten Zeugen gegen die Christen aussagten. Die allgemeine Stimmung und Ueberzeugung, daß Nero der Schuldige sei, ließ sich durch diese Hinrichtungen nicht erschüttern; man fühlte sogar ein gewisses Mitleid mit den unglücklichen Opfern.

So ward denn zwar auch in der Folge bei allen Anklagen stets die auf Brandstiftung aufrecht erhalten; allein nunmehr wurde als eine Begründung derselben die zweite hinzufügt, daß die Christen als eine geheime und vom Gesetze verbotene Gesellschaft am Umsturze des Staates arbeiteten. Für solche Verschwörer wider die Existenz des römischen Reiches und damit der gesammten menschlichen Gesellschaft schien keine Strafe zu gelinde, und Nero versäumte nicht, seinem Hange in dieser Beziehung nachzugeben und für die Verurtheilten außerordentliche Qualen zu erfinden.

So begann die erste Christenverfolgung, ebenso grausam durch die Arten der Marter, als durch die große Masse derjenigen, welche dem Henker überliefert wurden.

Wenn uns der Geschichtschreiber Tacitus berichtet, es sei eine „ingens multitudo, eine unermeßliche Anzahl" von Christen hingerichtet worden, so läßt uns das auf die wunderbar rasche Ausbreitung der neuen Lehre, wie auf die Hingebung ihrer Anhänger schließen, die zu Hunderten für ihren Glauben in den Tod gingen.

Da der Palatin mit seinen kaiserlichen Palastbauten ebenfalls ein Raub der Flammen geworden, so bezog Nero einstweilen ein Landhaus in den Gärten des Vatikans,[15]) mit herrlichstem Ausblick auf die neu erstehende Stadt,



und so wurde nun besonders das dortige Gebiet und vorzüglich der Cirkus der Schauplatz für die Hinrichtungen der Christen. —

Als Faustina mit ihrem Vater die Villa des Pudens verließ, schaute Eucarpus dem dahinfahrenden Wagen noch

lange Zeit sinnend nach. — Was war es doch, was ihn gleich bei der ersten Begegnung mit der jungen Dame so eigenthümlich berührt, was heute noch mächtiger ihn ergriffen hatte? Es waren nicht die ersten Knospen zarter Liebe, die in seinem Herzen keimten; wie konnte er, der arme Freigelassene, wie durfte er, der Christ, an die Möglichkeit einer Verbindung mit einer Dame aus der hohen römischen Aristokratie, mit einer Anhängerin der Götter denken? — Nein, Faustina's Anblick hatte alte Erinnerungen seiner Kinderjahre wach gerufen, ohne daß er sich über dieselben klar werden konnte. Sinnend und träumend wandelte er durch die Gänge des Gartens, bis er zu einer Stelle kam, wo das Gebüsch sich lichtete und eine zauberhafte Aussicht auf die Campagna und das Gebirge eröffnete.

Eucarpus ließ sich auf eine dort angebrachte Rasenbank nieder, stützte den Kopf in die Hand und schaute planlos hinaus in die Ferne. Und allmählich begannen die Bilder der Vergangenheit klarer vor seiner Seele aufzusteigen, — ein Saal mit orientalischer Pracht ausgestattet, und auf einem Divan ruhend eine Dame — ja, das war Etwas von den Zügen, das war vor Allem das Auge, das er bei Faustina wieder gefunden hatte! Und nun erinnerte er sich, wie jene Dame ihn in ihre Arme genommen und ihn geherzt und geküßt hatte; er sann nach, welche Worte sie zu ihm gesprochen, und nach langem Sinnen brachte er die Worte in seiner Muttersprache wieder zusammen: „Mein liebes, süßes Kind, mein Sohn Sadoth."

Eucarpus barg sein Angesicht in seine beiden Hände; heiße Thränen entströmten seinen Augen: — er hatte das Bild seiner Mutter wieder erkannt.

Und nun erwachten weitere Erinnerungen: die Gestalt eines stattlichen Mannes in glänzender Rüstung, mit ge-

bräuntem Antlitz, vollem Bart und langem, schwarzem Haar, den er oft an der Seite seiner Mutter gesehen, — und Knaben, mit denen er gespielt hatte; — das war sein Vater, das waren seine Brüder gewesen.

Der arme Jüngling schluchzte laut vor Schmerz und Weh.

Wie liebe Todte, die du kürzlich verloren, im Traume vor deiner Seele auftauchen, so daß du wieder mit ihnen verkehrst, mit ihnen redest, und wie du dann beim Erwachen schmerzlich enttäuscht ausrufst: „O, warum mußte es bloß ein Traum sein?!“ — ähnlich, aber viel, viel wehmütiger durchbebte es die Seele des Jünglings, der jetzt, jetzt zum ersten Male es mit tiefster Bitterkeit empfand, daß er einst etwas Anderes als ein armer, verachteter Sklave gewesen.

Die Sonne war längst untergegangen, und der kühle Abendwind wehte durch die Gebüsche; mild und feierlich schauten Mond und Sterne auf die Erde und ihr Leid hernieder, als die von Pudens ausgesandten Diener den Eucarpus fanden. Die ganze Nacht hindurch schloß er kein Auge; die Eltern und die Geschwister, das Vaterhaus und die Vaterstadt standen immer und immer vor seinem Geiste, und je länger er das Bild betrachtete und sich in dasselbe versenkte, um so klarer und bestimmter gestalteten sich die Erinnerungen an längst geschwundene selige Kinderjahre.

Erst am nächsten Morgen, als das gemeinsame Gebet die Hausbewohner vor dem Angesichte des Herrn versammelte, fand sein wirrer Geist Ruhe und Fassung wieder.

„Wäre ich je Christ geworden,“ sagte er sich, „hätte ich jemals meinen Heiland und Erlöser kennen gelernt, wenn das Unglück mich nicht auf den römischen Sklavenmarkt, die Gnade Gottes mich nicht in das Haus meines Herrn geführt hätten?“

Und in diesem Gedanken fand er allmählich seine Ruhe, seinen Frieden wieder, aber ohne daß die Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern in seinem Herzen erkaltet, die Frage nach ihrem Schicksale in seiner Seele verstummt wäre. —

„Du hast nun schon seit Wochen auf jede Erholung und Freude verzichtet, um Deinen kranken Vater zu pflegen," sagte eines Tages Faustus zu seiner Tochter; für heute Abend sind großartige Festspiele im vatikanischen Circus angesagt; würde es Dir nicht ein Vergnügen machen, wenn wir zusammen hingingen?"

„Zu jeder anderen Schaustellung, lieber Vater," entgegnete Faustina, „würdest Du mich bereit finden; an diesen Torturen der Christen, mögen sie auch dessen schuldig sein, wessen man sie anklagt, kann ich nur Widerwillen empfinden."

„Pah," antwortete der Ritter, „ist solch ein Gesindel zu gut, um zur Schaulust des Volkes hingerichtet zu werden? Mit Brandstiftern und Verschwörern, die schlimmer sind als die catilinarischen Banden, soll man kein Mitleid haben."

„Glaubst Du denn wirklich", fragte die Tochter, „daß sie dieser Verbrechen schuldig sind, und daß nicht vielmehr Jemand anderer mit ihrem Blute einen Schandfleck von den eigenen Händen waschen will, den er mit dem Blute selbst des ganzen römischen Volkes sich nimmer abwäscht?"

„Ich habe dem Alityrus, des Kaisers Rath und Günstling, versprochen," bemerkte Faustus, ohne auf die Frage seiner Tochter einzugehen, „heute dort zu erscheinen; er ist ein Mann von zu viel Macht und Einfluß, als daß ich mein Wort brechen dürfte."

„Ja, dann begleite ich Dich, Vater," antwortete die junge Dame; „doch möchte ich meinerseits eine Unterhaltung

mit dem Höfling gerne vermeiden. Dieser jüdische Schauspieler, dessen Züge den Stempel verworfenster Gemeinheit tragen, der durch schändliche Verbrechen reich geworden ist, der den Kaiser beherrscht, indem er seinen Lastern dient, dieser Mensch ist mir so zuwider, daß eine freundliche Unterhaltung mit ihm mir unmöglich sein würde."

„Der Adel muß Manches lernen in unseren Tagen," entgegnete Faustus, „selbst das Schmeicheln und Kriechen vor einem gemeinen Emporkömmling, um Stellung, Gut und Leben zu retten. Die edlen Geschlechter Rom's," fuhr er mit steigendem Ingrimm fort, „die Senatoren und Ritter mit ihren Familien werden zur Parade in das Theater oder den Cirkus befohlen, um die Sitze zu füllen und Beifall zu klatschen, wenn Nero mit seiner krächzenden Stimme als Apollo auftritt oder als Sonnengott mit den Kutschern des Cirkus um die Wette fährt, — und wehe dem Adel, wenn er nicht erscheint und nicht vor Bewunderung dieses wahnwitzigen Götzen in unermeßliches Entzücken geräth."

Faustina seufzte; sie wußte zu gut und empfand es mit tiefstem Unwillen, wie wahr und richtig ihr Vater gesprochen.

Als sie bei eintretender Nacht sich über das Marsfeld nach dem Vatikan begaben, sahen sie, wie eine Menge Arbeiter beschäftigt war, unter Fackelbeleuchtung ein großes Gebäude aus Holz aufzuführen. Wozu sollte dieser provisorische Bau, der viele Tausende von Menschen fassen konnte, dienen? Und warum die Eile, daß selbst in der Nacht die Arbeit nicht eingestellt wurde? — Faustus wandte sich an einen der Bauführer, erhielt aber zur Antwort, der Kaiser habe das Werk befohlen; wozu, wisse er nicht.

Am Eingange in die Gärten der Agrippina bot sich den Blicken der Beiden ein schreckliches Schauspiel dar. An

Nero's lebende Fackeln

im vatikaniſchen Cirkus.

hohe Pfähle gebunden standen rechts und links zwei menschliche Gestalten, über und über in Werg gehüllt, welches wieder mit Pech überzogen war, das ganze eine formlose Masse, aus welcher nur der Kopf frei hervorragte.

Faustina hatte schon davon gehört, daß Nero die Christen zur Beleuchtung seiner Gärten auf diese Weise martere: das waren also zwei solcher lebendiger Fackeln, die beim Einbruch der Dunkelheit angezündet werden sollten. Um zu der Qual den Hohn hinzuzufügen, waren die Pfähle mit Laubkränzen umwunden, — Nero ahnte nicht, daß es die Symbole der ewigen Siegeskränze für die Martyrer Christi waren.

Die junge Dame wandte mit Abscheu ihre Augen hinweg; aber sie war mit ihrem Vater noch nicht weit in den Garten vorwärts gegangen, so erblickte sie wiederum zwei solcher Unglücklicher, und so war eine förmliche Allee gebildet bis zum Cirkus hin. Obschon die junge Römerin durch den Besuch der Gladiatorenspiele an blutige und schreckliche Mordscenen gewöhnt und also ihre Nerven in dieser Beziehung abgestumpft waren, so erfüllte diese ungewöhnliche und neue Grausamkeit sie doch mit Entsetzen.

Faustina wollte darüber eben leise ihrem Vater eine Bemerkung machen, die sie nicht unterdrücken konnte, als Alityrus auf die Beiden zutrat und Faustina und ihren Vater mit der ganzen leichten Gewandtheit eines vollkommenen Hofmannes begrüßte. Er wußte der jungen Dame gleich so viel Verbindliches zu sagen und die Unterredung dann in einem so interessanten Stile fortzuspinnen, daß Faustina unwillkürlich den Widerwillen schwinden fühlte, den sie vorhin beim ersten Anblick dieses Menschen empfunden hatte.

Von Alityrus erfuhren nun auch Beide, „was er ihnen, wie er sagte, allerdings noch als ein kleines Staatsgeheimniß

mittheile," daß der großartige Holzbau auf dem Marsfelde für die Festlichkeit bestimmt sei, welche der Kaiser zu Ehren des Königs der Armenier, dessen Besuch in den nächsten Wochen erwartet werde, veranstalten wolle.

Nunmehr verkündete schmetternder Trompetenschall und eine rauschende Musik, daß der Kaiser nahe; Alityrus entfernte sich schleunigst, um sich dem Gefolge des Herrschers anzuschließen; auch der Ritter und seine Tochter beeilten sich durch die unteren Hallen die Treppe zu ersteigen, welche zu der Sitzreihe der Ritter hinaufführte. Als Faustina in das Innere des Cirkus hinaustrat und nun von oben herab ihr Auge auf die weite Arena richtete, erschauderte sie bei dem Anblick, der sich ihr darbot. Die lebendigen Fackeln brannten ringsum und warfen ihren Schein durch das Dunkel auf die Tausende, welche die terrassenförmig aufsteigenden Sitzreihen füllten; andere dieser unglücklichen Opfer, von Flammen umlodert, standen auf der Spina oder der langen Mauer in Mitte der Rennbahn, um welche herum in siebenmaliger Fahrt die Wagenlenker ihre Rosse zu jagen hatten. Diese Mauer entlang waren in gräßlicher Dekoration neben einander Kreuze aufgerichtet; an jedes Kreuz war ein Christ angenagelt. Hoch über ihnen erhob sich auf der Mitte der Spina der neronische Obelisk, — derselbe, welcher heute, ein Kreuz auf seiner Spitze, den Petersplatz schmückt.[16])

In diesem Augenblicke erschien der Kaiser, stehend auf der Biga oder dem niedrigen, für die Wettfahrten eigens gebauten Wagen, die Zügel des Viergespanns in der einen, das Elfenbeinscepter mit dem Adler in der anderen Hand, einen goldenen Reifen um die Stirne, umwallt von einem mit goldenen Sternen besäeten Purpurmantel, darunter die mit Palmzweigen bestickte Tunica. Dem kaiserlichen Wagen voran schritt eine Schaar von Musikern mit silbernen In-

Nero's Aufzug im vatikanischen Cirkus.

strumenten und ein Doppel-Chor von Edelknaben, die in wechselndem Gesange das Lob des Herrschers verkündigten; Ritter und Senatoren in weißer Toga umgaben auf beiden Seiten den Wagen; ein reiches Gefolge von Hofbeamten und Magistratspersonen bildete den Schluß. Händeklatschen und Zurufe bezahlter Leute begrüßten von allen Seiten des Cirkus den Herrscher, der in langsamem Schritte rings die lange Rennbahn auf und nieder fuhr: nach seiner Meinung hätte Jupiter selber nicht majestätischer vor den Augen der Sterblichen erscheinen können. Dann kehrte er hinter die Schranken zurück, wo seine drei Nebenbuhler seiner harrten und mit Mühe die feurigen Rosse bändigten, welche unter lautem Wiehern den Boden stampften.

Auf ein gegebenes Signal fielen die Schranken, und dahinjagten wie der Sturmwind die Viergespanne über den Silbersand der Arena; ein ungeheueres Geschrei begrüßte sie. In gespannter Erwartung, mit verhaltenem Athem verfolgten für die ersten Augenblicke die Tausende der Zuschauer die Wettrenner, —— und bei der so eingetretenen Stille konnte man jetzt das Wimmern der unglücklichen Opfer vernehmen, die vom Feuer umlodert den Todeskampf kämpften.

Aber die Stille dauerte nur wenige Augenblicke. Je nach den Farben der Wagenlenker war das Publikum in die Partei der Weißen, der Rothen, der Grünen und der Blauen getheilt; jede Fraktion wünschte ihrem Gespann den Sieg: so trat das ganze versammelte Volk mit in den Wettkampf, in nicht geringerer Leidenschaftlichkeit, als die in dichte Staubwolken gehüllten Wagenlenker selber, welche, weit vorübergebeugt über die Brüstung der Biga, ihre Pferde bei ihren Namen nannten und sie mit allerlei Zurufen anspornten. In steigender Spannung verfolgte Jeder mit dem Blicke den Wagen, für dessen Farbe er Partei genommen, vor-

über an den Reihen der brennenden Fackeln, die jedesmal für einen Augenblick die durch die Nacht dahinsausenden Wettfahrer beleuchteten; gewann der Wagen einen Vorsprung, so ermunterte man den Auriga durch Bravorufen, seinen Vortheil zu verfolgen; blieb er zurück, so trieb man ihn mit Worten und Geberden an. Je mehr das Rennen sich seinem Ende näherte, desto höher stieg die Spannung; der Eine jubelte, der Andere wüthete und tobte; man klaschte in die Hände und schrie dem Wagenlenker seiner Partei zu, so nahe am Ziele die Palme nicht zu verlieren; Diese schwenkten Tücher, Jene streckten die Arme aus, als wenn sie in die Bahn hätten reichen können, um mit eigenen Händen noch mehr anzutreiben.

Endlich kam der erste Wagen, es war natürlich der des Kaisers, am Ziele an, und nun erhob sich ein donnerndes Jubelgeschrei der Gewinnenden, vermischt mit Fluchen und Verwünschungen der Verlierenden, daß es vom Vatikan aus bis nach Rom hinüberschallte.

Mochte das Wettrennen der Wagenlenker in der Arena ein Schauspiel sein, — ein noch seltsameres waren, nach den Worten des christlichen Schriftstellers Lactantius, die Zuschauer selber gewesen.

Als das Spiel zu Ende war, zerstreuten sich die Tausende und Tausende, in ihrem Hinausgehen aus dem Cirkus und den Gärten von den menschlichen Fackeln beleuchtet. Die Bekenner Christi, die Erstlinge der Martyrer der römischen Kirche, sie hatten ausgerungen; auch für sie war der Cirkus der Kampfplatz um einen Siegespreis gewesen, und Engel hatten niederschwebend ihnen nach dem Wettstreit des Lebens die unverwelkliche Palme ewiger Herrlichkeit gereicht.

Fünftes Kapitel.

Nach dem Festspiele.

Faustina hatte mit nicht geringerer Leidenschaftlichkeit, wie alle Uebrigen, dem Wettrennen beigewohnt; als der grüne Wagenlenker, für den sie Partei genommen, gleich bei dem ersten Laufe einen Vorsprung errungen, war sie ebenso in Entzücken gerathen, wie sie nachher von Wuth und Aerger übermannt wurde, als sie beim fünften und noch mehr beim sechsten Laufe die Rosse ermatten und allmählich zurückbleiben sah, so daß das kaiserliche Viergespann sie beim siebenten Laufe überholte. Daß so ihre Renner verloren hatten, darüber tröstete sie sich insofern, als es ja einmal feststand, daß der Kaiser siegen mußte; — kurz, sie hatte sich „vortrefflich amüsirt."

Da fiel ihr Blick auf die lodernden Menschenfackeln und auf die Gekreuzigten, denen eben die Henker den Todesstoß mit dem Eisenkolben zu geben beschäftigt waren, und das verstimmte sie doch wieder etwas.

Um ihren noch immer von der Krankheit schwachen Vater und auch sich selber nicht zu sehr dem Gedränge in der dichten Menschenmasse auszusetzen, wartete sie mit ihm, bis sich der Strom verlaufen; dann stieg sie von der höheren Sitzreihe, wo der Platz für die Ritterschaft war, hinunter und nahm mit ihrem Vater den Weg durch die Rennbahn des Cirkus, um rascher zum Ausgange zu gelangen.

Ueber die Arena dahinschreitend, bemerkte sie, wie einige Männer beschäftigt waren, die Leichen der Gekreuzigten von den Kreuzen herunterzunehmen; mehrere Bahren standen bereit, um die Todten fortzutragen. Es waren ohne Zweifel die Sklaven des Cirkus, welche nach dem Festspiele „abräumten".

Bald fiel ihr aber die rücksichtsvolle Ehrfurcht auf, mit welcher die Leichen behandelt wurden: nein, so pflegten nicht die rohen Sklaven mit den Todten zu verfahren. Eben wurde der Leichnam eines jungen Weibes, in ein weites, kostbares Tuch gehüllt, an ihr vorüber getragen; ein Greis küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Todten. Ein

Mann von orientalischem Aussehen, mit kahlem Kopfe und weißem Bart, eine ungemein würdige Erscheinung, redete, wie Faustina zu verstehen glaubte, in griechischer Sprache zu einem jungen Manne, wohl dem Gatten der Hingerichteten, um ihn zu trösten.

Plötzlich hörte sie den leisen Zuruf: „Encarpus!“ und sie sah, wie Jemand zu einem der Kreuze hineilte, dort Hilfe zu leisten.

Der Name fiel ihr auf. Es war doch nicht wohl denkbar, daß der Freigelassene des Senators Pudens bei den Sklaven des Cirkus Dienste genommen hätte.

Sie verfolgte den Mann mit dem Blicke, bis er an einer der Fackeln vorüber ging; das Licht derselben fiel auf sein Gesicht; es war wirklich Encarpus, der Retter ihres Vaters.

Vor wenigen Wochen hatte sie ihn doch noch auf der Villa des Pudens gesehen; was war unterdessen vorgekommen, daß die Noth ihn zu dieser niedrigsten und gemeinsten Beschäftigung getrieben?

Schon fiel ihr ein, ob nunmehr nicht der Zeitpunkt da sei, wo sie durch eine Geldspende dem in Unglück Gerathenen ihre Dankbarkeit an den Tag legen könnte, als sie plötzlich, sprachlos vor Erstaunen, auch den Pudens zu erkennen glaubte.

Faustus befand sich unterdessen in eifrigem Gespräche mit einem andern Ritter, welcher sich den beiden zugesellt hatte, und dem er die vorhin von Alityrus gehörte Neuigkeit von dem bevorstehenden Besuche des Königs der Armenier erzählte.

An der Seite ihres Vaters dahinwandelnd, heftete Faustina ihr Auge unverwandt auf die Scene bei den Hingerichteten. Es war kein Zweifel: trotz einer gewissen Verkleidung, die er angelegt, erkannte sie den Senator Pudens, wie er mit den Uebrigen bei der Abnahme der Leichen beschäftigt war. Und sah sie dort nicht auch sogar den Titus Flavius Sabinus unter diesen Leuten?[17])

„Vater“, wandte sie sich an Faustus, „wer sind doch jene Männer, die sich da mit den Leichen der gekreuzigten Christen zu schaffen machen?“

„Das werden ebenfalls Christen sein, meine Tochter," erwiderte dieser gleichgiltig; „die Schwärmer benützen die Erlaubniß, welche das Gesetz einem Jeden gibt, die Leichen der Hingerichteten in seiner eigenen Gruft beizusetzen. Morgen werden vielleicht diese Narren, die sich solche unnütze Mühe um die Kadaver der Verbrecher geben, an deren Stelle an denselben Kreuzen hangen."

Faustina schwieg. Daß Eucarpus, ein griechischer oder orientalischer Sklave, dem fremden Aberglauben anhange, ließ sich begreifen. Allein war es denn auch nur möglich und denkbar, daß so hochstehende, ehrenwerthe und intelligente Männer wie Pudens und Sabinus der so verschrieenen Sekte der Christen angehörten? — Sie sann und sann: die Sache blieb ihr ein unlösbares Räthsel, wofern sie nicht annehmen wollte, daß alle bösen Gerüchte über die Christen lauter Lügen, und ihre Lehren das Gegentheil von dem seien, was man sich erzählte. Aber stimmte denn nicht alle Welt darin vollkommen überein, daß es eine gottlose, staatsgefährliche Sekte sei, eine Feindin der Götter, ein geheimer Bund von Verschworenen wider den Bestand des römischen Reiches und seiner Einrichtungen? Konnte das pure, rein aus der Luft gegriffene Erfindung und Verleumdung sein?

Die ganze Nacht hindurch bewegten sich im Schlafe vor Faustina's Geist die Scenen des Cirkus, Nero und die jagenden Rosse und die brennenden Menschen und die Senatoren bei den Leichen. —

Spät am Morgen nach dem Festspiel lag Nero gähnend auf seinem Polster, ohne auf den Bericht Acht zu geben, den Alityrus ihm erstattete. Während derselbe neue Verzeichnisse von Christen vorlas, die er als solche auf-

gespürt hatte, und dann seine Verdachtgründe entwickelte, daß auch der Senator Pudens mit seiner Familie der Sekte angehöre, dachte Nero an die neuen Festspiele, die er für die Ankunft des Königs von Armenien geben wollte.

Der langen Rede des Hofschranzen überdrüssig, sagte er endlich:

„Nun höre mir einmal mit diesen Geschichten auf! Diese ewigen Proscriptionslisten beginnen ebenso mich zu langweilen, wie das Volk. Denn obschon Du es mir sorgfältig verschweigst, so weiß ich doch, daß die Römer über diese Masse von Hinrichtungen murren."

„Aber," fragte Alityrus verstimmt, „wie will denn Deine Majestät die Verleumdung wegen der Brandstiftung zum Schweigen bringen, wenn die wirklich Schuldigen nicht mit aller Strenge bestraft werden?"

„Als Barbar kennst Du die Römer nicht," entgegnete Nero bitter und höhnisch. „Die vergessen Alles, wenn man ihnen Mahlzeiten und glänzende Spiele gibt, und dazu bietet uns ja der Armenier gerade die schönste Gelegenheit."

„So sparen wir einige hundert Christen für die Gladiatorenkämpfe auf!" bemerkte Alityrus.

„Rede mir nicht mehr von den Christen!" erwiderte Nero ärgerlich. „Das ist eine veraltete Waare; die Römer müssen alle Monate etwas ganz Neues haben, wenn sie zufrieden und ruhig bleiben sollen. — Wie steht es mit dem Theater auf dem Marsfelde?"

„Die Arbeit schreitet rüstig vorwärts, Majestät," antwortete Alityrus.

„Schreitet rüstig vorwärts; diese Antwort höre ich schon seit Wochen von Dir!" rief der Kaiser in steigendem Unwillen. „Wann wirst Du mir endlich einmal sagen, sie ist fertig?"

„Tag und Nacht ist man thätig," wagte der Hofmann zu bemerken; „sämmtliche Domänensklaven sind dazu herangezogen, selbst von den entlegeneren Besitzungen. Ich finde keine neuen Kräfte mehr, falls Du mir nicht erlaubst, die . . . die Christen zur Arbeit zu verwenden."

„Bei allen Göttern!" brauste Nero auf, „abermals die Christen! Ich will den Namen nicht mehr hören! Bei meiner Ungnade rede mir nicht mehr von ihnen! — Rufe mir den Tigellinus; ich werde mit ihm die Sache besser überlegen können, als mit Dir, der mir nur von dieser eurer jüdischen Sekte zu erzählen weiß."

Alityrus verbeugte sich unterthänigst und ging. Die Verfolgung der Christen, die Confiscation ihrer Güter, welche ihm so viel einbrachte, mußten jetzt eingestellt werden, gerade jetzt, wo er die ganze Sekte nahezu ausgerottet zu haben glaubte.[18])

Welche Mühe hatte er sich gegeben, zu den Wettrennen im vatikanischen Cirkus Senatoren, Ritter und Volk in möglichst großer Zahl zu versammeln, um dem kaiserlichen Rosselenker gefüllte Zuschauerräume zu bieten, und nun zahlte ihm die Laune des Tyrannen mit harten Worten und mit Zerstörung seines Lieblingsplanes!

Alityrus hatte es schon früher einige Male empfinden müssen, daß der Sonnenglanz des Herrschers nicht bloß erleuchte und wärme, sondern oft auch höchst unbequem sein könne. Er dachte heute noch nicht daran, daß diese Sonnengluth auch sengen und verbrennen könne. — —

Um dieselbe Stunde, wo der Höfling in tiefer Mißstimmung den kaiserlichen Palast verließ, war das Landgut der Priscilla an der salarischen Straße Zeuge einer rührenden Scene.

Von den Martyrern des Cirkus hatte nur ein Theil in den Lehmgruben am anstoßenden vaticanischen Hügel beigesetzt werden können, sowohl weil der Raum, als auch die Zeit nicht ausreichte, sie daselbst alle noch während der Nacht heimlich zu bestatten.[19]) Pudens hatte daher schon mehrere Wagen bereit gehalten, auf welche nunmehr die Leichen der Blutzeugen gelegt und nach seiner Villa gefahren wurden, um sie bei dem Grabmal seiner Mutter, in den Gängen des anstoßenden Arenariums zu begraben. Es war dies eine weitverzweigte unterirdische Sandgrube, die noch heute existirt, und von der ein größeres Gebiet den ältesten Theil der berühmten Katakomben der Priscilla bildet.[20])

Eucarpus hatte während der Nacht mit Hilfe einiger Männer, die sich freudig zu diesem Ehrendienste hinzugedrängt, die Leichen, auch die halbverkohlten Gebeine der Verbrannten, gewaschen, gesalbt und in kostbare Tücher gehüllt; andere Brüder hatte er in den unterirdischen Friedhof geschickt, daselbst die erforderliche Anzahl von Gräbern in dem felsartigen Tuff auszuhauen; die Frauen mußten Blumenkränze winden.

Nunmehr war alles bereit, die Martyrer in die Gruft hinabzutragen und zu beerdigen. Die Leichen, zwölf an der Zahl, sowie die in einem besonderen Sarg zusammengelegten Ueberreste der Verbrannten, waren in die Hauskapelle getragen worden, und hier versammelten sich nun zu der festgesetzten Stunde die sämmtlichen auf dem Landgute weilenden Christen, um in feierlicher Prozession den Todten das letzte Geleite zu geben.

Petrus und Paulus hatten am gestrigen Abende vor dem Beginne der Spiele die Bekenner noch einmal in ihrem Kerker besucht und sie in der Standhaftigkeit bestärkt; beide Apostel waren bei der Fortschaffung der Leichen aus dem

Cirkus zugegen gewesen; jetzt erschienen sie, um die Bestattung derselben vorzunehmen.

Der Eingang zur Villa war an diesem Morgen geschlossen gehalten worden, damit kein Unberufener eintrete.

Eine Anzahl von Kindern, an ihrer Spitze die beiden Töchterchen des Senators, Pudentiana und Praxedis, eröffnete den Zug, Palmzweige in den Händen. Ihnen folgten, von je vier Männern getragen, die zwölf Martyrer, offen auf der Bahre liegend, jeder mit einem Blumenkranze um das Haupt; ein größerer Kranz schmückte den verhüllten Schrein, der die verkohlten Gebeine umschloß. Neben den Leichen her zu beiden Seiten gingen Jungfrauen mit brennenden Fackeln, gleichsam um die Blutzeugen zum ewigen Hochzeitsmahle zu geleiten. Daran schlossen sich die Kleriker, Diakone und Priester, Psalmen singend, in ihrer Mitte die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus. Den Schluß bildeten die noch übrigen Mitglieder der kleinen Gemeinde, erst die Männer, dann die Frauen. — So bewegte sich der Zug langsam und feierlich durch die duftigen Gänge des Gartens bis zum Grabmal der Priscilla. Freundlich schaute die Sonne vom reinen Morgenhimmel auf das heilige Schauspiel herab: auf die Nacht der Leiden war der helle Tag der Verklärung gefolgt; in den Bäumen des Gartens sangen die Vögel ihre schönsten Lieder: ein leiser, ferner Wiederhall der seligen Gesänge des Paradieses. — Damit stimmten auch Text und Ton der Psalmen überein, die nicht einen traurigen Charakter an sich trugen, sondern Freude und Zuversicht athmeten.

Unten in den Arenarien nahmen die Fossores oder Todtengräber die Leichen in Empfang und legten sie behutsam jede in ein Grab der Felsenwand, je vier in verschiedene Höhlungen übereinander. Die Oeffnung wurde mit großen vier-

eckigen Ziegelplatten und Mörtel luftdicht verschlossen; dann schrieb man auf dieselben mit rothem Mennig die Inschriften, welche meist nur den Namen des Verstorbenen, nebst dem Zuruf: „PAX TIBI, Friede sei mit dir," enthielten.[21])

Als die Leichen bestattet waren, begab sich die kleine Schaar der Gläubigen aus dem Dunkel des Arenariums wieder hinauf in das Grabmal der Priscilla, wo ein Altar hergerichtet worden war. Da die engen Räume unten es nicht gestatteten, unmittelbar über den Gebeinen der Martyrer die hl. Geheimnisse zu feiern, so brachte Petrus in der obern Grabkapelle die hl. Messe dar: mit dem Blute des Erlösers verband sich das Blut seiner seligen Martyrer zu Einem Opfer.[22])

Als Faustina nach höchst unruhigem Schlafe erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ihre ersten Gedanken beschäftigte wieder die Erinnerung an den gestrigen Abend, vor Allem an die Männer, welche die Leichen der Hingerichteten herabgenommen hatten, um sie wohl gar in den eigenen Familiengrüften beizusetzen. Selbst den Tag über vermochte sie diese Bilder nicht zu verscheuchen; so gerne sie sich von ihnen los gemacht hätte, sie ließen ihren Geist nicht zur Ruhe kommen. Vergebens suchte sie sich einzureden, daß sie bei dem Schein der Fackeln sich in allen drei Personen getäuscht habe.

Um der Sache ein Ende zu machen, lud sie am Nachmittage ihren Vater zu einer Ausfahrt ein, um einmal wieder den Senator Pudens zu besuchen, der sich ihnen das erste Mal so überaus freundlich erwiesen. Sie gedachte keineswegs, denselben über das Räthsel, das sie sich nicht zu lösen vermochte, zu befragen; dazu hätte sie nicht den Muth gehabt. Allein vielleicht entdeckte sie beim Umherwandeln in der Villa Etwas, was ihr näheren Aufschluß

geben konnte; jedenfalls mußte sie erfahren, ob Eucarpus noch im Dienste des Senators sei oder nicht.

Faustus, der seiner Tochter nie etwas abschlug, da nach dem Tode seiner Gattin an diesem seinem einzigen Kinde seine ganze Seele hing, willigte um so lieber ein, als er sich bei dieser Gelegenheit über Schicksal und Aufenthalt seines alten Waffengefährten, des Hauptmanns Cornelius von Cäsarea, erkundigen wollte.

Der erste, der ihnen beim Eintritt in die Villa begegnete, war Eucarpus.

„Führe," sprach Faustina, „meinen Vater zu Deinem Herrn, mit welchem er zu sprechen hat; ich möchte unterdessen die Villa ansehen, und Du kannst mich wohl begleiten, um mich auf einzelne besonders schöne Punkte aufmerksam zu machen."

Faustina, die sich auf eine Rasenbank gesetzt, schaute dem Jüngling in Begleitung ihres Vaters mit prüfenden Blicken nach: es war kein Zweifel, daß er es wirklich gewesen, den sie gestern Abend im Cirkus gesehen. Aber als wenn sie sich und ihren eigenen Augen nicht getraut hätte, wollte sie von ihm selber das Geständniß haben; und als er daher zu ihr zurückgekehrt war, begann sie also:

„Wir sind heute in die Villa Deines Herrn gekommen, weil ich nach der berauschenden Aufregung des gestrigen Abends im Cirkus mich durch einen Gang in's Freie erholen mußte. Das war doch wieder ein brillantes Wettrennen! Das einzig Störende dabei waren diese grausigen Fackeln der brennenden Christen."

Eucarpus schaute die Dame mit einem flüchtigen, aber forschenden Blicke an: sollte sie ihn bei der Abnahme der Leichen gesehen haben? Und — hatte sie auch gar den Senator erkannt? — hing damit etwa der jetzige Besuch zusammen?

„In der That," antwortete er, rasch gefaßt, „der Kaiser sorgt für die Belustigung des Volkes, und wenn die Christen Rom in Brand gesteckt haben und überhaupt solche Zauberer und Scheusale sind, wofür man sie ausgibt, so ist auch ein grausamer Tod für sie keine zu harte Strafe."

Das war eine Antwort, welche Faustina um nichts weiter aufklärte, aus der sie nicht einmal den sichern Schluß ziehen konnte, daß Eucarpus selber im Vatikan gewesen.

„Es ist nur merkwürdig," fuhr sie fort, „wie die Sekte noch immer Anhänger findet, und wie diese so enge zusammenhalten, daß sie selbst mit Lebensgefahr die Leichen ihrer hingerichteten Gefährten aus dem Cirkus holen, wie ich es gestern Abends mit eigenen Augen gesehen."

Eucarpus konnte nach diesen Worten kaum mehr zweifeln, daß die Römerin ihn erkannt haben mußte.

„Gewiß, edle Dame," entgegnete er, „es ist eine wunderbare und geradezu unerklärliche Erscheinung, wie ein Mann, der im fernen Judenlande gekreuzigt wurde, der nur ein paar arme und ungebildete Fischer als Anhänger hatte, daß der nach seinem Tode seine Lehre von Land zu Land ausbreiten, sie bis nach Rom bringen und hier für dieselbe einen so festen Boden gewinnen konnte, daß alle Marter des Kaisers nicht im Stande ist, sie auszurotten."

Das war für Faustina ein ganz neuer Gedanke.—

„Nun," sagte sie nach einer Pause, „das Wunderbare erklärt sich leicht; das Geheimnißvolle, in welches die Nazarener ihre Mysterien hüllen, lockt die nach Neuem begierige Menge, und die Dinge, welche, wie man sich erzählt, in ihren geheimen nächtlichen Zusammenkünften geschehen, . . ."

„Das Verbrechen ist immer feige, edle Dame," unterbrach sie Eucarpus; „es vermag den Menschen nimmer zu solch' heroischen Opfern zu erheben, wie wir sie die

Christen in den fürchterlichsten Todesqualen bringen sehen, während sie nicht müde werden, zu betheuern, daß sie unschuldig sind."

„Ich habe nie glauben können," erwiderte Faustina, „daß die Christen an dem Brande schuld sind, und darum verabscheue ich diese Hinrichtungen. Ich weiß nicht, ob das Verbrennen jener Unglücklichen nicht noch etwas Grausameres ist, als das In-brand-stecken der Stadt Rom. Allein man sagt ihnen ja so manche andere Dinge nach."

„Und ist für jede Anklage noch den Beweis schuldig geblieben. Es heißt," fuhr Eucarpus mit steigender Wärme fort, „daß auch vornehme Römer, Männer und Frauen vom edelsten Blute, von untadelhaftestem Wandel, philosophisch gebildet und mit reicher Menschenkenntniß ausgestattet, der Lehre Christi beigetreten und für dieselbe nicht minder freudig den Tod zu dulden bereit sind, wie die Leute aus dem Volke. Kannst Du es begreifen, wie ein System, eine Lehre, die nur Laster und Verbrechen predigt, solche hochstehende, einsichtsvolle und tugendhafte Männer und Frauen für sich gewinnen kann?"

Das war ja gerade das Räthsel, das Faustina sich nicht lösen konnte, die Frage, für welche sie hier eine Antwort suchte.

„Aber," sagte sie, „warum thun denn die Christen so geheim, warum treten sie nicht an's Tageslicht und erklären offen, worin ihre Lehre besteht?"

„Sie halten nicht damit geheim," entgegnete Eucarpus; „*das Licht leuchtet in der Finsterniß, allein die Finsterniß begreift es nicht.*"

In diesem Augenblicke kam ihr Vater mit dem Senator aus dem Hause, und Faustina bemerkte mit Staunen, daß der Abend bereits hereinbrach. Sie hatte gerade den

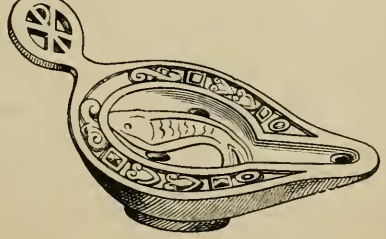
Eucarpus direkt über die Lehre der Christen befragen wollen; jetzt mußte sie es auf ein anderes Mal verschieben. So schied sie aus der Villa, das ungelöste Räthsel im Busen; ja, zu dem einen waren noch mehrere andere gekommen, für die alle sie keine Lösung wußte, und auf die sie es doch immer lebhafter drängte, die Antwort zu finden.

Daß Eucarpus Christ war, hatten seine Worte klar zu erkennen gegeben. Dadurch stieg die Vermuthung fast zur Gewißheit, das auch der Senator Pudens, vielleicht dessen ganze Familie zu den Nazarenern gehörten, und dann konnte unmöglich Das wahr sein, was man sich im Volksmunde, wie in der feinen Gesellschaft von Schlechtigkeiten und Lastern über die Christen erzählte.

„Gilt das letzte Wort, das der Freigelassene gesprochen," fragte die Jungfrau sich am folgenden Tage, als sie wieder lange vergeblich über das Erlebte und Gehörte nachgedacht, „gilt es auch von mir: „„Das Licht leuchtet in der Finsterniß, allein die Finsterniß begreift es nicht?""

„Und was ist denn," fragte eine innere Stimme sie, „erforderlich, damit Du das Licht begreifst?"

Faustina mochte und wollte sich auf diese Frage keine Antwort geben. Sie ahnte, daß in ihrer Beantwortung alle übrigen Fragen und Räthsel ihre Lösung finden würden. Aber — damit stand sie dann auch vor einer Mauer, vor einer Scheidewand, so hoch, daß sie ihr unübersteiglich schien.



Sechstes Kapitel.

Frohe Hoffnungen.

Tigellinus, bisher der allmächtige Günstling des Nero, hatte längst mit Neid bemerkt, wie Alityrus durch seine Christenhetze und die der Sekte zugeschobene Schuld der Brandstiftung in der Gunst des Kaisers gestiegen war. Durch seine Spione ließ er den verhaßten Nebenbuhler auf jedem Schritte überwachen, und bald hatte er mehr als Einen Beweis in Händen, daß der Jude nicht nur einen Theil der confiscirten Güter der Christen, sondern auch Gelder für den Bau jenes Theaters im Marsfelde unterschlagen hatte. Tigellinus sammelte mit Bienenfleiß, ruhig und still, das Material, das er zu gelegener Stunde zum Sturze seines Nebenbuhlers zu verwenden gedachte.

So war es ihm denn eine freudige Ueberraschung, als ihm Alityrus die Mittheilung von dem Befehle des Kaisers machen ließ; seine Spione hatten ihm bereits die Nachricht gebracht, daß der Höfling in unverkennbar gedrückter Stimmung die Audienz verlassen habe. —

„Dieser Jude Alityrus langweilt mich unendlich mit seinen Christen; gib Du mir ein frisches Reizmittel für meine Nerven!“ — mit diesen Worten empfing der Herrscher seinen alten Günstling.

„Du erwarteſt den König von Armenien," antwortete Tigellinus; „wie willſt Du ihn empfangen?"

„Ich werde ihm zu Ehren Feſte geben, wie Rom ſie nie geſehen, das Theater ganz vergolden laſſen, Gladiatorenkämpfe, Stiergefechte und Wettrennen veranſtalten, die Stadt glänzend illuminiren laſſen, ..."

„Alles ſchon dageweſen!" fiel ihm der Günſtling in's Wort; hat Dir Alityrus nichts Beſſeres zu rathen gewußt?"

„Beim Jupiter!" rief Nero, „Du mußt einen ſehr neuen Pfeil in Deinem Köcher haben, um ſo kühn zu reden."

„Tyridates, der König der Armenier," fuhr jener fort, „kommt zu Dir als Dein Freund und Bundesgenoſſe."

„Es hat Mühe und Geld genug gekoſtet," entgegnete der Kaiſer.

„Nein, Majeſtät," antwortete Tigellinus, „er muß anders vor Dir, vor dem Volke erſcheinen. Was Rom, das ewige, nie geſehen, das ſollſt jetzt Du ihm bieten, — daß ein König aus fernſten Landen zu des Tibers Ufern pilgert, ſeine Krone Dir zu Füßen legt, und aus Deinen Händen, vor Dir knieend, ſein Königsſcepter nimmt."

„Bei allen Göttern, vortrefflich!" rief Nero aus, „das iſt ein Gedanke, meiner würdig! — Doch," wandte er zweifelnd ein, „wird ſich Tyridates zu dieſem Schauſpiele hergeben?"

„Er bringt keine Legionen mit, nur ſein Gefolge. Ueberlaß es mir; mit — oder wider Willen wird er ſich fügen müſſen. — Daneben aber ſollſt Du ihn mit Feſten ehren, ſo prachtvoll und ſo glänzend, wie es dem königlichen Gaſte gebührt. Kein Aufwand iſt zu groß für den Tag, wo vom Aufgange der Sonne der Herrſcher Aſiens kommt, um Dir, dem großen Weltbeherrſcher, ſeine Huldigung zu bringen."

„Beim Jupiter, sehr gut!“ rief Nero; „da sehe ich, welch' ein Stümper dieser Alityrus neben Dir ist.“

„Nur noch eine Frage: wie viele Millionen enthält Dein Schatz, um alle diese Feste zu bestreiten?“

„Wenn nichts mehr da ist,“ entgegnete Nero, die Stirne runzelnd, „nun — so ersinne neue Steuern, erhöhe die Zölle, verkaufe die Domänengüter; verschaffe mir nur Geld, je mehr, je lieber.“

„Geld zu machen, das versteht besser, denn ich, Alityrus,“ antwortete der Hofmann mit fein berechneter Wendung.

„Ich weiß,“ entgegnete Nero, „daß er in wenigen Jahren sich ein Vermögen angesammelt hat, aus welchem sich die Hälfte der Festlichkeiten bezahlen ließe.“

„Man sieht's dem Gelde nicht an, wie es gewonnen ist. Ich bedauere nur, daß Alityrus um seines Säckels willen auf Dich den Unmuth des Volkes ladet; denn laut murrend zeiht es den Kaiser der Grausamkeit an den Christen, da jener sich frech mit Deinem Namen deckt.“

Nero runzelte finsterer die Stirne; es war ihm zu viel an der Gunst der Römer gelegen. Alityrus war es gewesen, der ihn zu der Verfolgung aufgereizt; hatte der Elende es gethan aus eigenem Interesse und aus persönlichem Haß gegen die Christen? — Tigellinus beobachtete seinen Herrn genau: jetzt war die Zeit gekommen, den zweiten Pfeil auf den Bogen zu legen.

„Nicht bloß Dein kaiserliches Ansehen,“ fuhr er fort, „auch Dein Vertrauen hat er schnöde mißbraucht, um die Schätze eines Krösus zu sammeln.“

„Kannst Du mir das beweisen?“ brauste Nero auf. „Bei den Göttern der Unterwelt, dann ist sein Spruch gesprochen!“

„Hier sind die Beweise," sprach Tigellinus, indem er die Dokumente aus dem Busen zog. „Laß sie durch Deine Richter prüfen; sie werden Dir sagen, welche Summen Alityrus bei den Confiscationen, wie beim Bau des Theaters unterschlagen hat."

„Und zeigt sich auch nur ein Schatten von Schuld," rief Nero zornig, „so soll er selbst des Martertodes der Christen sterben, und seine Güter lasse ich einziehen. Gib sofort Befehl zu seiner Verhaftung!"

Tigellinus verließ triumphirend den Palast: er hatte seinen Nebenbuhler gestürzt; — drei Tage später ward Alityrus nach dem vatikanischen Cirkus geschleppt. —

Eucarpus hatte bei dem letzten Besuch der Faustina und während der langen Unterredung noch lebhafter seine Mutter in ihr wieder erkannt; nachdem sie die Villa verlassen, erfaßten ihn wieder seine trüben Gedanken und die Erinnerung an seine glückliche Kindheit. Das Bild der Römerin, für ihn das Bild seiner Mutter, wollte nicht aus seinem Sinne weichen: — er hielt es gerne fest.

Es war auch noch etwas anderes, was ihn zu Faustina zog: der Gedanke, daß sie dem Christenthum nicht mehr so gar ferne stehe, daß er sie denselben näher geführt habe, daß es ihm vielleicht gelingen könne, sie für das Evangelium zu gewinnen.

Er hielt es für seine Pflicht, darüber mit den Apostelfürsten zu reden, und diese kamen dahin überein, daß Paulus durch Eucarpus versuchen solle, Faustina kennen zu lernen. Doch schien es gut, damit noch einen oder den andern Tag zu warten und den ruhigen Entwicklungsgang im Geiste und Herzen der Dame nicht durch Uebereilung zu stören.

Am dritten Tage machten sich Beide von der Villa aus auf den Weg zur Stadt und zum Palaste des Fau-

stus, um zunächst zu der gewöhnlichen Stunde des Empfanges sich als Clienten, wie dies in Rom Sitte war, bei der Herrin des Hauses anzumelden. Die Etiquette erheischte, daß beide in der weißen Toga, dem officiellen Festgewande bei den alten Römern, erschienen.

Als Faustina des Apostels ansichtig wurde, erinnerte sie sich auf das lebhafteste, auch ihn an jenem Abende im Cirkus gesehen zu haben; die Erscheinung des Greises mit dem schneeweißen Barte, der Adlernase, den edlen Zügen, dem kahlen Kopfe war ihr damals aufgefallen.[23]) Er war es gewesen, der den jungen Mann über den Verlust seiner hingerichteten Gattin getröstet hatte.

Mit kurzem Gruß entließ Faustina die übrigen Clienten, um mit den beiden Männern allein zu sein, und ohne lange Umschweife begann sie selber von dem Gegenstande zu reden, der ihr so sehr am Herzen lag.

Paulus erkannte bald, daß hier allerdings ein in mannigfacher Beziehung vorbereiteter Boden sei; allein wie sollte das Samenkorn des göttlichen Wortes keimen, so lange dieser Boden noch über und über mit dem Dornengestrüpp heidnischer Vorurtheile bedeckt war?

Faustina, im engsten Kreise der Familie auferzogen, war unter den Augen ihres Vaters unterrichtet und gebildet worden; wie dieser selber mit ganzer Seele und voll Patrizierstolz an dem alten Römerthum und den Göttern seiner Väter hing, so hatte er auch seine Tochter mit den philosophischen Systemen seiner Zeit durch ihre Lehrer nur bekannt machen lassen, um durch den Nachweis der Haltlosigkeit derselben sein Kind desto mehr in der Anhänglichkeit an die Staatsreligion zu festigen. Durch ihre abgeschlossene Erziehung war Faustina vor manchen sittlichen Verirrungen ihrer Altersgenossen bewahrt worden; allein um so mehr

war sie von Aberglauben und geistigem Stolze umstrickt. So schwer es daher war, die seit der Kindheit tief eingewurzelten Vorurtheile auszureißen, so viel ließ sich für eine solche Seele hoffen, wenn es gelang, sie zur Wahrheit hinüberzuführen.

Paulus wich geschickt der Beantwortung der manchen, zum Theil aus bloßer Neugierde gestellten Fragen über die Christen aus und entwickelte der jungen Dame die Fundamentallehren des Christenthums von dem Einen Gott und seinem für uns Mensch gewordenen Sohne.

Faustina erhob Einwendungen auf Einwendungen; ihr Geist, wie ihr Herz bäumten sich auf vor dem Gedanken, daß Alles, was sie bisher verehrt, daß dieser ganze Götterhimmel eitle Dichtung sei; mit beiden Armen ihrer Seele klammerte sie sich an die Altäre ihrer Götter, — um so krampfhafter, als sie empfand, wie diese Altäre zu wanken begannen.

Als Paulus sie nach langer Unterredung verließ, fühlte sie ihr Herz von der heftigsten Aufregung durchstürmt. Wie vom Wahnsinne erfaßt, rief sie aus: „Jesus Christus, mußte ich darum von Dir hören, um allen Frieden meiner Seele zu verlieren?“ — Sie warf sich vor einer Marmorstatue der Minerva, die in ihrem Zimmer stand, nieder, um zu beten; — sie konnte es nicht mehr.

Der Kampf, der ihre Seele durchtobte, machte sie auf mehrere Tage krank, so daß sie das Bett hüten mußte. Faustus sah mit Bestürzung und ernstlicher Vatersorge die ihm völlig unerklärliche Erscheinung, wie seine Tochter, sonst so heiter, mit einem Male so unruhig und aufgeregt, ernst und in sich gekehrt war, ohne daß es ihm gelingen wollte, die Ursache dieser Veränderung aus ihr herauszulocken. Ein Arzt wurde gerufen, und dieser verordnete der Kranken

beruhigende Mittel; er vermuthete stille Liebe und dachte an Zaubertränke, die der jungen Dame eingegeben worden seien: Heilung wußte er für sie nicht zu finden.

Eucarpus hatte der Unterredung des Apostels mit Faustina nicht beigewohnt; nachdem er den Paulus bei ihr eingeführt, verabschiedete er sich, weil er noch verschiedene Geschäfte für seinen Herrn in der Stadt besorgen mußte. —

Die Kunde von dem Sturze des Alityrus und von dem Aufhören der Christenverfolgung war schon unter das Volk gedrungen, und allgemein sprach man sich billigend darüber aus.

Eucarpus erfuhr die Neuigkeit, als er bei einem der Brüder in der Subura zu vorübergehender Begrüßung eintrat; es war die freudigste Nachricht, die er seit Langem gehört; mit Alityrus waren die Christen von ihrem schlimmsten und gefährlichsten Feinde befreit.

Die Geschäfte, die ihm Pudens aufgetragen, führten ihn auch durch das Marsfeld; er hatte früher wiederholt den dortigen Neubau gesehen, ohne ihn sonderlich zu beachten; jetzt schien das Werk nahezu vollendet zu sein. Die breite Frontseite mit ihrer mächtigen Säulenhalle war von den Gerüsten entkleidet; Alles erglänzte in wunderbarer Pracht von Gold und Farben. In großen goldenen Lettern lief eine Weiheinschrift über das Gesimse hin; doch war dieselbe nicht in lateinischen, sondern in Buchstaben geschrieben, welche Eucarpus nicht kannte. Ja doch, er kannte sie, wenigstens zum Theil: es war armenisch: — *eine Inschrift in seiner Muttersprache!* Indem er die Hand auf die Stirne legte, um seinem Geiste gleichsam Gewalt anzuthun und aus der Tiefe der Erinnerung längst Vergessenes heraufzuholen, gelang es ihm nach langem Bemühen, die Inschrift zu lesen. Sie lautete:

„Dem Könige Tyridates, dem Herrscher von Armenien, Nero der Kaiser, der Senat und das Volk der Römer.“

Je weiter Eucarpus, seine ganze Seele auf jene goldenen Buchstaben concentrirend, in der Entzifferung der einzelnen Worte kam, um so fieberhafter wurde er erregt. Er schrack daher ganz zusammen, als plötzlich Jemand spöttisch an ihn die Frage stellte: „Du willst wohl armenisch studiren, lieber Freund, um als Dolmetscher dem Könige zur Seite zu stehen?“

Faustus war es, den seine Neugierde ebenfalls nach dem Marsfelde geführt, um die erst gestern Abend enthüllte Façade zu beschauen, von deren Pracht und Schönheit ganz Rom voll war. Tigellinus hatte das Werk aus allen Kräften beschleunigen lassen, um dem Volke sobald als möglich die Aenderung in der obersten Leitung der Arbeiten zum Bewußtsein zu bringen.

„Du stehst ja,“ fuhr der Ritter scherzend fort, „unwandelbar wie eine Bildsäule schon eine halbe Stunde da, den Blick stier auf die Inschrift gebannt. Ich will Dir die Mühe ersparen; es ist eine Begrüßung des Kaisers und des römischen Senats und Volkes an den König von Armenien, der in der nächsten Zeit mit glänzendem Gefolge hierher kommen wird.“

Eucarpus wußte sich bei dieser Mittheilung vor Aufregung und Bewegung kaum zu bemeistern, so daß Faustus ihn verwundert fragte, was ihn dabei so mächtig ergreife.

„Ich bin aus Armenien gebürtig,“ brachte der Jüngling mit Mühe hervor; dann wandte er sich hinweg, Thränen in den Augen. Die Fülle von Schmerz und Hoffnung, die in jener Mittheilung lag, trieb ihn, allein zu sein.

„Der gute Bursche!“ sagte Faustus, indem er ihm theilnehmend nachschaute; „möchten die Götter es ihm verleihen,

daß der König ihm seine Gunst zuwendete! Mir däucht," fuhr er fort, „er sieht schlecht aus; seine Wangen sind blasser und magerer geworden. Sollte er sich damals bei meiner Rettung Etwas zugezogen haben? Ich will doch bei der nächsten Gelegenheit dem Senator sagen, daß er ihm auf meine Kosten eine bessere Nahrung geben lasse." —

In der That hatte sich Eucarpus in dem brennenden Palaste seines Herrn und dann bei der Rettung des Faustus eine Erkältung und ein Fieber zugezogen; Anfangs hatte er sie nicht geachtet, und nachher suchte er sie zu verheimlichen, in der Hoffnung, das Uebel werde sich bald wieder legen. Diejenigen, welche täglich mit ihm umgingen, bemerkten nicht, wie die Rosen von seinen Wangen wichen; Faustus jedoch, der ihn längere Zeit nicht gesehen, hatte sofort die Veränderung erkannt.

Um allein mit sich zu sein, nahm Eucarpus seinen Weg über die neronische Brücke zu den vaticanischen Gärten.

„Mein Gott!" rief er aus, indem er durch die einsamen Laubgänge dahin wandelte, „darf ich hoffen, daß mein Vater oder einer meiner Brüder im Gefolge des Königs hierher komme? Werde ich sie sehen? Und werde ich sie, werden sie mich wieder erkennen?"

Aber da fiel es ihm schwer auf das Herz, daß er nur ein armer Freigelassener sei: wie sollte er Zutritt zu den Seinigen erlangen? Und wenn es ihm glückte, wie wollte er seine Verwandtschaft beweisen? Die Namen seiner drei Brüder waren ihm eingefallen, aber des Namens seines Vaters und seiner Mutter konnte er sich trotz aller Anstrengung nicht entsinnen.

„O," seufzte er, „wenn sie kämen, wenn ich sie wieder erkennete, und wenn sie mich dann als einen

Schwindler und Betrüger von sich stießen, weil ich keine Beweise habe, — ach, das würde ich nicht überleben können."

Da fiel ihm ein, daß er ein Muttermal auf dem rechten Arme trage; damit bot sich ein Hoffnungsstrahl, — wenn auch ein sehr schwacher; denn der Vater mochte sich dessen vielleicht erinnern, die Brüder schwerlich.

Aber war denn nicht überhaupt die Annahme eine mehr als kühne, daß einer der Seinigen im Gefolge des Königs sein werde? War es nicht viel wahrscheinlicher, daß sie alle erschlagen oder aber nach verschiedenen Weltgegenden hin in die Sklaverei verkauft waren, ebenso wie er selber nach Rom auf den Sklavenmarkt geliefert worden? Vielleicht durfte er nicht einmal hoffen, irgend welche Kunde über seine Familie erhalten zu können, da er ja den Namen seiner Eltern nicht wußte.

Eucarpus beschloß, die ganze Sache vertrauensvoll in Gottes Hand zu legen und von ihm in kindlicher Ergebenheit hinzunehmen Freud' und Leid, Trauer und Trost, wie es der Vorsehung gefalle.

In diesem Gedanken fand seine Seele ihre Ruhe, ihren Frieden wieder; übrigens nahm er sich doch vor, einen Armenier zu suchen, der ihn in seiner Muttersprache unterrichte. Der von Faustus im Scherz gegebene Wink, den Fremden als Dolmetscher sich anzubieten, war ein vortrefflicher Rath gewesen.

Als Eucarpus, zur Stadt zurückkehrend, sich der Tiberbrücke näherte, sah er von der anderen Seite her eine große Menschenmasse sich der Brücke nahen. Er beschloß daher zu warten, und fragte einen der Ersten, die an ihm vorüberkamen, was dieser Auflauf zu bedeuten habe.

„Komm nur mit," antwortete Jener, „wenn Du sehen willst, wie Einer gekreuzigt und dann gebraten wird."

„Ist es ein Christ?“ fragte Eucarpus, von dem Gedanken erschreckt, daß die in der Subura ihm erzählte Nachricht irrig sein könne.

„Nein,“ sagte der Andere, „die Christen sind von der Bühne abgetreten; der Schauspieler Alityrus ist es, der den würdigen Schluß der Blutkomödie macht. Nur zu lange hat dieser Ruchlose den Kaiser beherrscht; zahlreiche römische Bürger hat er, der Jude, arm gemacht; wie viele in den Tod geliefert! Jetzt bekommt er seinen Lohn.“

Wenige Augenblicke später wurde der Verurtheilte an Eucarpus vorüber geführt. Bleich und entstellt, die Schrecken der Todesangst in allen Zügen, mit zerrissenen, schmutzbedeckten Kleidern schritt Alityrus in Mitten der Henker dahin, die ihn durch Schimpfen und Stockschläge zur Eile antrieben. Wie? Hatte Eucarpus diesen Mann nicht schon einmal gesehen? — Gewiß! Es war derselbe, mit dem er in der Villa seines Herrn jenes Zusammentreffen gehabt hatte.

Der Jüngling erschauderte. Aber er konnte auch nicht umhin, das Walten des Himmels über seine Kirche zu preisen, indem er der Worte des Psalmisten gedachte: „Der Herr hat uns errettet aus des Jägers Netz: das Netz zerriß, und wir sind frei.“

Siebentes Kapitel.

Der königliche Gast.

Vier Wochen waren seit den zuletzt erzählten Ereignissen verflossen; seit acht Tagen war Rom in fieberhafter Aufregung; denn jeder Tag brachte neue Feste, eines noch glänzender als das andere, zu Ehren des Königs Tyridates von Armenien.

Nur durch die verlockendsten Versprechungen seines siegreichen Feldherrn Corbulo war es Nero gelungen, den König zu einer Reise nach Rom zu bewegen. Als am Strande von Ostia die Flotte landete, welche den Herrscher aus dem Morgenlande nach Italien brachte, schickte der Kaiser ihm seinen Mit-Consul Tuscus, den Stadtpräfekten Salius nebst dem ganzen Senate, die Ritterschaft, den Tigellinus und die ersten Hofbeamten, sowie eine Abtheilung der Prätorianer aus der kaiserlichen Leibwache zur Begrüßung entgegen. Unter ihrem Geleite, von unzähligem Volke jubelnd begrüßt, hielt Tyridates seinen Einzug mit dem ganzen fabelhaften Aufwand eines orientalischen Herrschers. Schwarze Sklaven trugen die Sänfte, in welcher der König unter einem von Pagen getragenen Baldachin ruhte, die Tiara auf dem Haupte, in einen von Gold und Edelsteinen blitzenden Mantel gehüllt; ihn umgaben die Großen des Reiches, welche

einander überboten an glänzenden Trachten und kostbaren Waffenrüstungen, alle hoch zu Roß, die prächtigen Pferde mit Löwen- und Tigerfellen bedeckt. Alsdann folgte eine unabsehbare Reihe der Dienerschaft und der Troß auf Elephanten und Kameelen. So gewöhnt das römische Volk an großartige Schaustellungen war, eine solche Fülle von Pracht und Reichthum hatte es noch nicht gesehen.

Eucarpus war dem Festzuge eine Stunde weit vor das Thor entgegen gegangen und hatte sich hier neben einem hart am Wege stehenden Grabmale aufgestellt; mit welcher Spannung und wachsenden Aufregung war sein Auge der Reihe nach auf jeden Einzelnen geheftet gewesen! — Allein in all' dem zahlreichen Gefolge des Königs hatte er Niemand erblickt, in dessen Gesicht er bekannte Züge wiedererkannt, Niemand, zu dem es ihn mit dem geheimen Zuge des Blutes hingetrieben hätte. Kaum blieb ihm die schwache Hoffnung, er könne bei der großen Menge den Einen oder Andern übersehen haben.

Da er in staunenswürdiger Schnelligkeit seine Muttersprache wieder so weit erlernt hatte, daß er ohne Mühe sich in derselben auszudrücken wußte, so wurde es ihm nicht schwer, zunächst mit Einigen aus der Dienerschaft Beziehungen anzuknüpfen und dann allmählich auch bei Höherstehenden Eintritt zu erlangen. Je weiter er jedoch mit seinen Stammesgenossen bekannt wurde, um so mehr schwanden seine Hoffnungen. Mit Hilfe der schwachen Erinnerungen aus seinen Kinderjahren hatte er es sich durch verschiedene Combinationen wahrscheinlich gemacht, daß die Stadt Artaxata seine Vaterstadt sei; er hatte nicht geruht, bis er alle gesehen, die im Gefolge des Tyridates aus jener Stadt waren; allein bei Keinem fand sich auch nur der

schwächste Anhalt, daß derselbe sein Blutsverwandter sein könne.

Noch viel niederschlagender jedoch für Eucarpus war es, zu sehen, in welch' krassem Aberglauben seine Landsleute befangen, wie sie ganz und gar von den Mächten des Bösen beherrscht waren. War nach den Berichten des Plinius der König Tyridates selber ein Meister in allerlei Zauberei, so daß Nero ihm ein ganzes Königreich anbot, wenn er ihn diese Kunst lehren wolle, so trieben auch Alle aus seinem Gefolge, die Vornehmsten wie die Geringsten, diese schwarze Kunst. Zeichendeuterei, Zauberei, Berufung abgeschiedener Geister und Befragen der Todten über ferne Dinge und Vorgänge, das Alles mußte Eucarpus tagtäglich bei seinen Landsleuten ausüben sehen, mit einer Leidenschaft und Hingebung, welche ihn mit Grauen und tiefstem Mitleid erfüllte. Desto mehr erkannte er die Größe der Gnade, die ihm selber zu Theil geworden. Indem der Himmel ihn in die leibliche Sklaverei geführt, hatte er ihn durch das Licht des Christenthums zur Freiheit der Kinder Gottes erhoben; für die leiblichen Eltern und Geschwister, die er verloren, hatte er in Gott seinen Vater, in der Kirche seine Mutter, in den Heiligen der Erde und des Himmels seine Brüder gefunden; aus dem irdischen Vaterlande war er hinweggeführt worden, um den Weg in das ewige finden zu können.

Welche Freude wäre es für ihn gewesen, wenn er wenigstens den Einen oder den Andern seiner Landsleute aus den Schlingen des Aberglaubens und der Abgötterei hätte befreien können! Er versuchte es wiederholt; zu seinem Schmerze mußte er erkennen, daß hier alle Versuche umsonst seien. Als er hierüber eines Tages mit

dem Apostel Petrus sprach, tröstete ihn dieser mit der Versicherung, daß in nicht zu ferner Zeit auch in Armenien das Christenthum herrlich erblühen werde. Wenn vorher der Boden dort durch Marterblut fruchtbar gemacht worden, dann werde in seinem Vaterlande ein Mann aufstehen, der, selber durch die schrecklichste Marter geprüft, so wunderbar schnell das ganze Land zum Lichte des Christenthums bekehren werde, daß bis zum Ende der Zeiten sein Name als „Erleuchter" in der Kirche gepriesen werden solle.[24]) —

Wir müssen in unserer Erzählung jetzt ein wenig zurückgreifen, uns nach Faustina umzusehen. Der Kampf, der nach der Unterredung mit Paulus in ihrer Brust ausgebrochen, konnte nicht zur Ruhe kommen, bis sie sich voll und ganz entweder für ihre alten Götter, oder aber für die neue Lehre entschied. Der Glaube an die Götter war tief erschüttert worden; allein nun drängte sich ihr der Gedanke auf, ob sich unter den verschiedenen philosophischen Systemen nicht eines finde, das ihrem Geiste und Herzen Ruhe und Befriedigung gewähre, aber zugleich es ihr frei lasse, von ihren bisherigen religiösen Ideen beizubehalten, so viel ihr beliebte. Hatte sie nicht, aus Mangel an hinreichender Ausbildung, nur halb und unvollkommen verstanden, was ihre Lehrer ihr früher aus der Philosophie vorgetragen? — So nahm sie denn wieder ein System nach dem andern vor und studirte es. Allein je genauer sie es prüfte: alle nach der Reihe ließen ihr Herz kalt und leer; alle blieben stumm auf die großen Fragen, welche ihr Geist an dieselben richtete. Zuerst hatte sie die besseren und edleren Systeme vorgenommen, die der Platoniker, der Stoiker und der Pythagoräer; zuletzt griff sie auch nach den Schriften des Epikur. Aber als sie einige Blätter darin gelesen, schleuderte sie

das Buch weit weg auf den Boden; dann stützte sie ihr Haupt in die Hand, während heiße Thränen aus ihren Augen brachen und über die Wangen auf den Marmortisch niederträufelten, an welchem sie saß. Trostlos und hilflos schwamm sie nach dem Schiffbruche auf den stürmenden Wogen des Zweifels, ohne sich entschließen zu können, die rettende Hand zu ergreifen, die sich ihr darbot. Faustina fühlte sich in tiefster Seele geknickt. Eine innere Stimme sagte ihr, wer sie aufrichten könne: allein sie mochte auf diese Stimme nicht hören, und sie brachte es nicht über sich, an Den sich zu wenden, der sie aufgerichtet hätte.

So waren vierzehn Tage seit dem Besuche des Apostels verflossen. Wieder und wieder hatte Faustina das Wort auf den Lippen gehabt, um einen Diener nach der Villa des Pudens zu senden und den Paulus kommen zu lassen; allein wenn sie dem vor ihr erschienenen Sklaven den Auftrag geben wollte, erstarb das entscheidende Wort auf ihren Lippen, und sie befahl dem Diener, die Vorhänge des Fensters dichter zusammen zu ziehen oder ihr ein Buch zu holen, das sie doch nicht einmal aufschlug.

Mit wachsendem Kummer beobachtete Faustus den Zustand und das Verhalten seiner Tochter; endlich beschloß er, sie nicht eher zu verlassen, bis sie sich ihm geoffenbart habe. Nachdem er lange vergebens in sie gedrungen, während nur stumme Thränen die Antwort auf seine zärtlichen Worte und Bitten gewesen, sagte sie endlich: „Schicke zur Villa des Pudens und lasse einen Greis, Namens Paulus, zu mir rufen; er wird mich gesund machen!“

„Ich werde selber sofort auf das Landhaus reiten, mein süßes Kind,“ rief der Vater voll Freude und eilte hinaus, so räthselhaft es ihm war, daß die Kranke ihre Heilung von Jemand aus der Villa des Pudens erwartete.

Faustina aber, die nun endlich das schwere, schwere Wort ausgesprochen, fühlte mit einem Male eine wunderbare Erleichterung und einen Trost in ihr Herz strömen, wie sie nie Aehnliches empfunden. Sie sank auf die Kniee und rief unter Thränen und Schluchzen: „O Jesus von Nazareth! ich glaube an Dich, Du bist mein Gott; aber nun hilf auch Deinem armen Geschöpfe, daß ich Frieden und Ruhe für mein Herz finde!"

Die vorhergehenden Tage hatte sie stets in sich selber erschaudert, wenn, wie es ihr schien, eine Stimme ihr die Frage in's Ohr flüsterte: „Wie? Du willst Christin werden? Du, die edle Römerin, willst Dich an diese schmutzige, verachtete Judensekte hängen?" — Jetzt fand sie eine süße Wonne darin, es sich selbst zu wiederholen, erst im Stillen, dann laut: „Ja, ich will Christin werden! Ja, ich will die Tochter des Gekreuzigten von Golgatha sein."

So kniete sie lange da, ihr Herz trank zum ersten Male und in vollen Zügen aus dem Born des Heiles; nach langem, schwerem Ringen hatte die Gnade gesiegt und ein stolzes Herz in Demuth an den Fuß des Kreuzes geführt.

Als sie sich wunderbar leicht und erquickt erhob, fiel ihr Auge auf die kleine Marmorstatue der Minerva, die in ihrem Zimmer stand. Sofort rief sie einen Sklaven herbei und befahl ihm: „Trage das Ding da hinweg und sorge, daß es mir nie wieder zu Gesichte kommt." Ebenso entfernte sie, was noch sonst an Heidnischem in ihrem Gemache war.

Als Paulus kam, fand er Faustina völlig umgewandelt. Jetzt war sie eine gelehrige Schülerin geworden, die wie ein aufmerksames Kind an seinen Lippen hing und willig und ohne Widerrede jedes seiner Worte mit ganzer

Seele aufnahm. Der Apostel entwickelte ihr jetzt besonders die tröstlichen Lehren des Christenthums: er führte sie an die Krippe von Bethlehem und ließ sie den Gesang der Engel vernehmen: „Friede den Menschen, die eines guten Willens sind;“ er zeigte ihr den Erlöser, wie er in Mitten von Armen und Kranken, von Unglücklichen und Gefallenen seine Arme ausbreitete mit den Worten: „Kommet Alle zu mir, die ihr bedrängt und beladen seid; ich will euch erquicken;“ er sprach ihr von dem Sakramente der Taufe, das alle Sünden hinwegwasche und uns zu Kindern Gottes mache; er eröffnete ihr die Aussicht in die seligen Freuden des Paradieses, und wer hätte dieselben begeisterter schildern können, als er, der einst in den dritten Himmel verzückt war?

Faustina horchte dem ehrwürdigen Greise mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; wiederholt netzten sich ihre Augen mit Thränen heiliger Rührung. Als er endlich schloß, sank sie vor ihm auf die Kniee, küßte seine Hand in tiefster Bewegung und sprach, indem sie zu ihm aufblickte mit einem Auge, in welchem ihre ganze Seele lag:

„O mein Vater! noch eine Frage, die mir schwer auf dem Herzen liegt: darf ich vertrauensvoll Verzeihung hoffen, daß ich der Gnade so lange und hartnäckig Widerstand geleistet?“

„Meine Tochter,“ antwortete der Apostel, „der Heiland sprach: „Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Er geht dem verlornen Schäflein nach, bis er es findet, und wenn er es gefunden, so nimmt er es auf seine Schulter und bringt es zurück zur Heerde; dann ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: „Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf wieder gefunden, das verloren war.“

„O mein Heiland," rief Faustina mit inniger Rührung und seligem Lächeln, „wie lange hast Du mir nachgehen müssen, um mich zu finden! Jetzt will ich auch ewig, ewig Dein treues Schäflein bleiben!"

Der Apostel breitete nun seine Hände auf das Haupt der vor ihm Knieenden aus, bezeichnete ihre Stirne mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und verließ den Palast, glücklich, daß er wiederum eine Seele für das Heil gewonnen.

Faustus war entzückt, als er seine Tochter wesentlich verändert fand; sie erschien ruhig und heiter, wie sie seit Wochen nicht gewesen, obschon es dem geübten Vaterauge nicht entging, daß diese Umwandlung nur nach einem gewaltigen Kampfe erreicht worden sein müsse. Er begriff daher den Wunsch seiner Tochter, allein zu sein; sie mußte jetzt Ruhe haben, um sich zu erholen. Damit fand er denn zugleich Zeit, zu überlegen, durch welche Erheiterungen und Zerstreuungen er auch die letzten Spuren des so unerklärlichen Trübsinnes aus ihrem Geiste tilgen könne, damit sie wieder ganz das fröhliche Mädchen werde, das sie früher gewesen. Natürlich dachte er zunächst an die glänzenden Feste bei der in den nächsten Tagen erwarteten Ankunft des Königs der Armenier; später wollte er dann mit seiner Tochter eine längere Reise machen.

Obschon Faustina bei dem Frieden und der Heiterkeit ihrer Seele auch bald körperlich wieder zu Kräften kam, so erkannte ihr Vater doch gar bald, daß seine Tochter ein ganz anderes Wesen angenommen. Sie trug keinen Goldschmuck mehr und kleidete sich höchst einfach; in ihren Reden, wie in ihrem Benehmen war sie ernster, der Dienerschaft gegenüber viel freundlicher geworden. Die Einladung eines Familienfreundes, von seinem Palaste am Forum den Einzug des Tyridates

anzuschauen, lehnte sie ab, indem sie ihrem Vater erklärte, sie habe von diesem Pomp schon so viel gesehen, daß sie keinerlei Reiz mehr darin finde. Sogar an dem Hauptfesttage, wo Tyridates die Krone aus Nero's Hand entgegen nehmen sollte, bat sie ihren Vater, zu Hause bleiben zu dürfen.

Nach langem Ueberlegen hielt es Faustus für das Gerathenste, für seine Tochter möglichst bald einen trefflichen Gatten zu suchen, damit sie in dem Glücke der Ehe die frühere Heiterkeit ihres Charakters wiederfinde. —

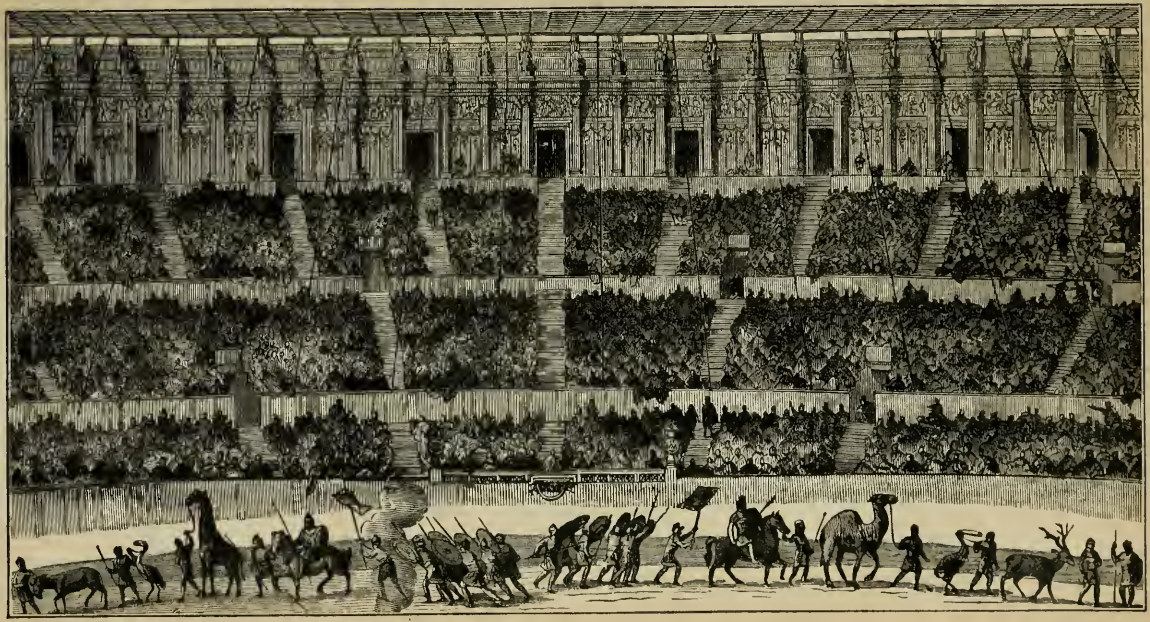
Tigellinus hatte in dem von ihm entworfenen Programm zum Glanzpunkte der Festlichkeiten die Scene gemacht, welche ebenso die Schaulust und die Eitelkeit der Römer, wie den Stolz des Kaisers im vollkommensten und höchsten Grade befriedigen mußte, die Scene nämlich, wo der König in dem gewaltigen Amphitheater des Marsfeldes von Nero das Diadem empfangen würde. Tyridates, wie sein Gefolge hatte sich zu dieser theatralischen Schaustellung nur höchst ungern verstanden; allein Tigellinus wußte ihm die bittere Pille durch solch glänzende Versprechungen und Aussichten zu versüßen, daß der König sich endlich fügte, im Herzen voll Groll und Ingrimm, daß er sich von dem Römer hatte überlisten und nach Rom locken lassen.

Da die Fürsten im Gefolge des Königs dem Kaiser und seinen Günstlingen nicht trauten, so wünschte Jeder von ihnen bei jenem Akte sich einen Dolmetscher zur Seite, um genau zu wissen, was der Kaiser sage, und ob die Worte des Königs in jeder Beziehung richtig wiedergegeben würden. Auch Epicarpus wurde dazu von einem der Hofherren eingeladen. Er würde es, weil mit dem Geiste des Christenthums schlecht verträglich, abgelehnt haben, bei dem Feste

zu erscheinen, hätte er nicht in Erfahrung gebracht, daß Einige aus dem Gefolge, welche krank an's Land gestiegen und bisher in der Hafenstadt geblieben waren, zu der Festlichkeit nach Rom kommen würden. Es war ja die letzte Möglichkeit, daß der bisher vergebens Gesuchte sich unter ihnen befand. So nahm er also die Einladung an, bedung sich aber aus, erst dann erscheinen zu brauchen, wenn die Gladiatorenkämpfe beendigt seien, die dem eigentlichen Krönungsakte vorausgehen sollten.

Das von Nero aufgeführte Amphitheater war mit einer Pracht und einem Luxus ausgestattet worden, von der wir heute uns kaum einen Begriff machen können. Bis hinauf zu den obersten Sitzreihen für das gewöhnliche Volk war Alles mit reichster Goldverzierung und mit den kostbarsten Teppichen geschmückt; ein wahrhaft feenhafter Glanz aber schmückte die Estrade, auf welcher der kaiserliche Thron aufgeschlagen und der Platz für den König der Armenier, sowie die Sitze für die fremden Fürsten und die ersten Hofbeamten hergerichtet waren. Es ist bekannt, wie die Theater Rom's durch Maschinerie u. s. w. Leistungen ermöglichten, die an das Wunderbare grenzten; Tigellinus hatte dafür gesorgt, daß die Vorstellung im Amphitheater auf dem Marsfelde Alles übertreffe, was Rom in dieser Hinsicht je gesehen.

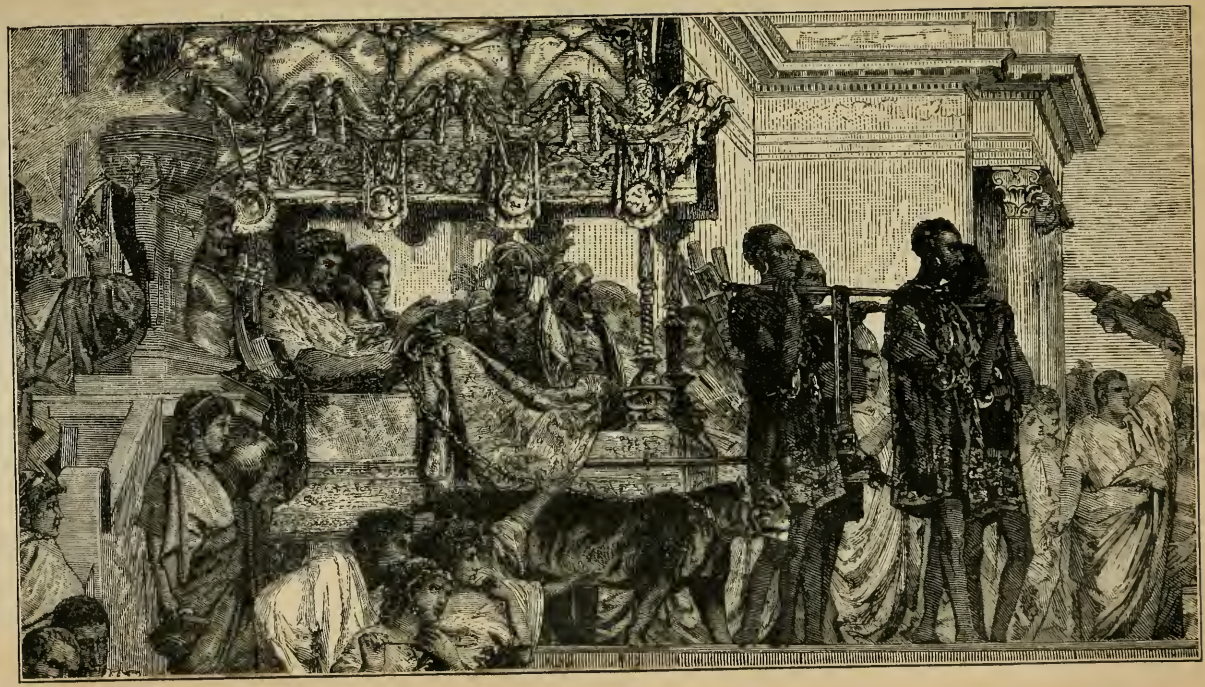
Hingestreckt unter einem mit goldenen Adlern und den reichsten Stickereien verzierten Traghimmel, der von schwarzen Sklaven in der kaiserlichen Livree getragen wurde, zu seiner Linken den jugendlichen König der Armenier, neben sich seinen gezähmten Lieblingstiger an goldener Kette, so hielt Nero seinen Einzug in das Amphitheater. Die dichtgedrängte, über fünfzigtausend Köpfe zählende Menge, welche bis zur Ankunft des Herrschers mit der Vorführung



seltener Thiere unterhalten worden war, erhob sich von ihren Sitzen; in das Schmettern der Fanfaren mischte sich der donnerähnliche Jubel eines ganzen Volkes; von allen Seiten stiegen die in großer Menge mitgebrachten weißen Tauben auf und kreisten über dem weiten Rund des Amphitheaters.

Der erste Teil des Festprogramms enthielt den Kampf der himmelstürmenden Titanen gegen Zeus; die Deutung lag nahe, sie war ebenso schmeichelhaft für Nero, wie für die Armenier. Hundert der größten und stärksten Gladiatoren waren zu dem Festspiel auserlesen worden; in wildem Andrange stürmten die Titanen die Götterburg hinan, die von Zeus und den Himmlischen vertheidigt wurde. Feurige Blitze, aus der Hand des Göttervaters geschleudert, durchkreuzten die Lüfte; Götter und Göttinen flogen über den Kämpfenden dahin, ohne daß man Seile oder dergleichen gewahrte, durch welche sie gehalten worden wären; die Erde öffnete sich, um die bezwungenen Himmelsstürmer in den hervorbrechenden Flammen zu begraben, während Zeus mit seinem siegreichen Gefolge hoch durch die Lüfte, über die Zuschauer hinweg, seinen Triumphzug hielt. — Für das alte Rom selbstverständlich wurde nicht bloß zum Scheine, sondern mit blanker Waffe gekämpft; die von der Erde verschlungenen Titanen kamen wirklich in den Flammen um, so daß an diesem Tage über hundert Menschenleben geopfert wurden.

Den zweiten Theil der Festvorstellung hat uns der Geschichtschreiber Suetonius genau beschrieben. Auf erhabenem Thron, als Triumphator gekleidet, saß Nero da, umgeben von den Fahnen und Abzeichen seiner siegreichen Legionen. Tyridates stieg die Stufen des Thrones empor und umfaßte



die Kniee des Herrschers, der jedoch seinerseits, diese Huldigung ablehnend, ihn aufhob, umarmte und küßte. Aber Tyridates fiel noch einmal zu den Füßen des Kaisers nieder und bat, ihn zum Könige von Armenien zu ernennen, und nun nahm Nero die Tiara oder den Turban von des Jünglings Haupt und setzte ihm den goldenen Reifen als Königskrone auf die Stirne. Die Worte des Tyridates wurden sofort in lateinischer Sprache durch einen Herold laut dem ganzen Volke verkündet. Den mit dem Diadem Geschmückten ließ Nero zu seiner Rechten Platz nehmen; zu gleicher Zeit sah man aus den Lüften eine Siegesgöttin hernieder schweben, welche einen goldenen Lorbeerkranz auf das Haupt des Kaisers setzte.

Die Fürsten und Großen im Gefolge des Königs knirschten in ohnmächtiger Wuth über das entwürdigende Schauspiel und über eine Schmach, die durch keine politischen Vortheile aufgewogen werden konnte. Auch Eucarpus, welcher Zeuge dieser ganzen Scene gewesen, war als treues Kind seines Landes auf das höchste über diese Demüthigung seines Königs empört.

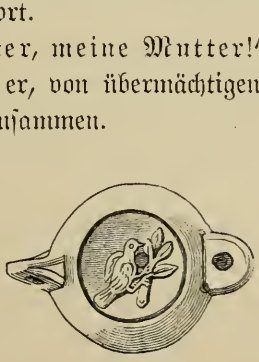
Als die Festvorstellung beendet war, kehrte Tyridates mit seinem Hofstaat in den kaiserlichen Palast auf dem Palatin zurück. Für Eucarpus war die letzte Hoffnung verschwunden, einen der Seinen wieder zu finden; auch die Neuangekommenen waren ihm ebenso fremd, wie die Uebrigen. Zu leicht begreiflicher Neugierde benutzte er jedoch seine Eigenschaft als Dolmetscher, um dem königlichen Gefolge in die Vorsäle seines Landesherrn nachzugehen. Die Gelegenheit war um so günstiger, weil Jeder, nur mit sich selbst und seinem Dienste beschäftigt, sich nicht um Jemand kümmerte, den die Palastwache unbeanstandet eingelassen hatte.

Ueberall strahlte dem Jünglinge eine orientalische Pracht entgegen. Tyridates sollte in Rom seinen Palast und seine Gemächer wiederfinden. Tigellinus hatte Alles möglichst genau so herrichten lassen, wie es zu Artaxata in der Königsburg war. Es kam dem jungen Manne vor, als wenn er Dieses oder Jenes schon einmal gesehen hätte; besonders war das der Fall bei einer reichen Waffensammlung, die in einer Halle ringsum an den Wänden aufgehängt und in der Mitte des Raumes zu einer hohen Siegestrophäe zusammengestellt war. Er erinnerte sich ganz genau, im Hause seines Vaters ebenfalls solche Rüstungen, solche eiserne Männer gesehen zu haben, die sich nicht bewegten und nicht sprechen konnten.

In einen neuen Saal eintretend, fuhr Eucarpus plötzlich, wie vom Schlage getroffen, zusammen; seine Augen starrten, wie festgebannt, auf zwei große Porträtbilder, die dem Eingange gegenüber an der Wand hingen. Indem er sich an einen gerade vorübergehenden Hofbeamten wandte, brachte er in höchster fieberhaften Aufregung und unter unsäglicher Anstrengung die Frage heraus, wen die beiden Bilder vorstellten.

„Es sind die Bildnisse der Eltern unseres Königs," lautete die Antwort.

„Mein Vater, meine Mutter!" schrie Eucarpus auf; dann brach er, von übermächtigen Gefühlen bewältigt, bewußtlos zusammen.



Achtes Kapitel.

Auf der priscillianischen Villa.

Ein halbes Jahr war seit dem Besuche des Königs Tyridates verflossen, und Rom hatte längst über neuen Festen, welche Nero dem Volke bot, die orientalische Schaustellung vergessen; der Winter war vorüber gegangen, und der nahende Frühling sandte grüßend seine ersten lachenden Boten vor sich her.

Nach langer, schwerer Krankheit, die ihn wiederholt an den Rand des Grabes gebracht, wagte Eucarpus sich heute zum ersten Male in das Freie. Die frischen Rosen auf seinen Wangen waren verwelkt, die Jugendkraft seines Körpers war gebrochen; der Todeswurm nagte am Marke seines Lebens.

Der Königssohn, der erstgeborne und einzig rechtmäßige Herrscher von Armenien, sah als armer Freigelassener auf dem Landgute eines römischen Senators mit christlicher Ergebung der Stunde entgegen, die ihm eine ewige Königskrone auf das Haupt setzen sollte.

Als Eucarpus beim Anblick der Bildnisse seiner Eltern zusammengebrochen war, hatten ihn einige Diener aus dem Saale hinausgetragen und den Bewußtlosen einstweilen in dem Gemach eines niedern Palastbeamten zu Bette gelegt. Der Mann, der seine Frage beantwortet, seinen Schrei gehört und ihn dann hinstürzen gesehen,

war ein alter Diener des königlichen Hauses und hatte den Tyridates, wie dessen Brüder als Kinder oft auf seinen Armen getragen.

Die Geschichte der Armenier im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ist nach der Schilderung des Tacitus eine fortlaufende Kette blutiger Zwiste in der Königsfamilie; Treubruch und Mord an den nächsten Verwandten befleckten den Glanz der Krone; unaufhörliche Kriege schwächten die Kraft des Landes. Statt daß die zu einander gehörenden Reiche der Parther, Meder und Armenier sich in enger Freundschaft gegen den äußern Feind verbunden hätten, machte ihre stete Zwietracht es den Römern leicht, festen Fuß im Lande zu fassen und aus den Familienzwisten Nutzen zu ziehen.

Tyridates war im Jahre 51 n. Chr. von seinem an Tapferkeit und Muth ihm weit überlegenen Bruder Vologeses, dem Könige der Parther, mit Waffengewalt auf den Thron der Armenier erhoben worden; ein dritter Bruder, Pacorus, hatte Medien erhalten. Ein vierter Bruder, gerade der älteste, war als Knabe in einem jener Familienkriege bei der Erstürmung der Königsburg zu Artaxata spurlos verschwunden und, wie man allgemein annahm, ermordet worden.

Für jenen alten Diener des königlichen Hauses waren das bekannte Thatsachen: so begreift sich der gewaltige Eindruck, den jene Scene und jener Schrei des Eucarpus auf ihn machen mußte. An demselben Tage und fast in derselben Stunde, wo Tyridates seine Königswürde so tief in den Staub hatte treten lassen, führte das Schicksal unerwartet einen Kronprätendenten ein, der durch ein wunderbares Zusammentreffen der Umstände unwillkürlich sich als Bruder des Tyridates geoffenbart hatte.

Der alte Mann erinnerte sich, daß das verschwundene Königskind ein Muttermal auf dem rechten Arme gehabt; er eilte zu dem Bette des jungen Mannes, der noch bewußtlos dalag, entblößte den Arm desselben und erkannte das Muttermal wieder. Es hätte übrigens für ihn kaum dieses Beweises bedurft; denn der Jüngling war dem alten Könige wie aus dem Gesicht geschnitten, während Tyridates mehr seiner Mutter ähnlich sah.

Der verlorene und verschollene Prinz Sadoth in Rom wiedergefunden: das war ein Geheimniß von solcher Bedeutung und Tragweite, daß der alte Diener erst den einen oder andern Tag überlegen wollte, was hier zu thun sei. Fürerst das dringendste schien ihm, den Jüngling aus dem Palaste zu entfernen, um möglichst jedes Gerede über den Vorfall abzuschneiden. War er einmal aus den Augen, dann ließen die unaufhörlich sich folgenden Feste nicht mehr an ihn denken.

Der Alte wich daher nicht von dem Lager des Kranken, um, sobald das Bewußtsein zurückkehre, von ihm seine Wohnung zu erfahren und ihn dorthin bringen zu lassen. Sollte er daselbst nicht sicher sein, so konnte man ja in den nächsten Tagen weiter sorgen.

Als Eucarpus endlich die Augen aufschlug, schaute er sich erst verwundert in dem ihm unbekannten Orte um; nach und nach erwachte jedoch die Erinnerung an jene Scene, und in dem Gedanken an seine Eltern, an seine eigene Jugend, an die bisherigen Lebensschicksale erfaßte ihn von Neuem eine so tiefe Bewegung und eine solche Erschütterung seiner Nerven, daß der alte Diener das Schlimmste befürchtete; nur mit den stärksten Heiltränken vermochte er ihn erst nach langem Bemühen etwas zu beruhigen.

Da der Kranke selber den Wunsch äußerte, baldigst in den Palast des Pudens an der patrizischen Straße gebracht zu werden, so ließ der Alte eine Sänfte herbeischaffen und Eucarpus, als es Nacht geworden, in aller Stille in das Haus des Senators tragen.

Dieser war nicht wenig überrascht, als er den Jüngling, den er am Morgen frisch und gesund entlassen hatte, wie eine Leiche und in einer Sänfte zurückkehren sah. Der Alte gab, so gut er es in seinem Latein vermochte, dem Senator einige Andeutungen, welche dessen längst gehegte Vermuthung, Eucarpus müsse aus sehr vornehmer Familie stammen, bestätigten; zugleich empfahl er ihm auf das dringendste, jede Sorgfalt für den Kranken und dessen Sicherheit, sowie für dessen Herstellung anzuwenden. Nach der einen wie nach der andern Beziehung hielt es Pudens für gerathen, ihn auf die Villa bringen zu lassen, wo die stille Einsamkeit und die frische Landluft die erschütterten Nerven am ehesten wiederherstellen konnten.

In der That schien es in den ersten Tagen, als ob Eucarpus sich dort bald erholen werde. Der Armenier kam täglich zweimal hinaus, sich nach dem Befinden des Prinzen zu erkundigen; am vierten Tage kamen mit ihm zwei der vornehmsten Fürsten des Landes, die er in das Geheimniß gezogen. Auch sie erkannten sofort die auffallende Aehnlichkeit des Jünglings mit seinem königlichen Vater; nur nach langem Sträuben zeigte Eucarpus ihnen das Muttermal und erzählte ihnen, was er von seiner Jugendgeschichte noch wußte, wie er seit dem Einzuge des Königs unermüdlich gesucht, im Gefolge desselben einen der Seinigen wiederzufinden, und wie er endlich im Palaste ganz unerwartet auf die Bildnisse seiner Eltern gestoßen sei.

Seine Worte trugen so sehr das Gepräge der Wahrheit, seine Schilderungen aus der Jugendzeit waren so richtig, daß auch nicht der leiseste Zweifel übrig bleiben konnte.

Als jedoch die Herren ihn nunmehr aufforderten, mit ihnen heimlich nach Armenien zu kommen, seine Rechtsansprüche auf die Königskrone geltend zu machen und seinen schwachen Bruder Tyridates vom Thron zu stoßen, lehnte Eucarpus dieses Ansinnen ab, indem er sprach:

„Meinem Volke bin ich durch Erziehung, Sitten, Anschauungen und vor Allem durch die Religion fremd geworden. Ich selber würde nicht glücklich sein, und über Armenien würde ich nur einen neuen, blutigen Bürgerkrieg heraufbeschwören, der das Land vielleicht ganz unter römische Herrschaft brächte. Ich will mich als das Sühnopfer für die Schuld meines Hauses betrachten; mein einziger Wunsch ist, daß mein Bruder, von mir im Besitze seiner Krone ungestört, die Nation glücklich machen möge."

Mit derselben Bestimmtheit schlug Eucarpus die Geschenke und die bedeutenden Summen aus, welche ihm angeboten wurden; nur von dem alten Diener nahm er ein Andenken an, und so schieden die Armenier von dem Sohne ihres alten Königs, nachdem sie — tief bewegt an seinem Lager niederknieend, dem Widerstrebenden nach orientalischer Sitte die Füße und die Hände geküßt hatten. Wenige Tage später kehrte Tyridates mit seinem Gefolge nach Asien und in sein Land zurück.

Pudens war Zeuge jener Scene gewesen; der Verzicht des Jünglings auf die Krone, die Beweggründe, welche ihn dazu geführt, hatten ihn mit verdoppelter Hochschätzung gegen ihn erfüllt; er betrachtete Eucarpus fortan als Glied der Familie und bot Alles auf, damit seine Gesundheit bald wiederhergestellt werde.

Allein die erwünschte Besserung wollte nicht eintreten. Die schon früher in Folge der Erkältung und des Fiebers angegriffene Gesundheit des Jünglings hatte durch die furchtbare Gemüthserschütterung den Todesstoß erhalten.

Als das schleichende Siechthum, das den einst so blühenden Jüngling ergriff, nicht weichen wollte, zog der Senator die berühmtesten Aerzte zu Rathe: sie konnten nur constatiren, daß ein vielleicht angeborener organischer Fehler am Herzen sich durch irgend eine gewaltige und plötzliche Katastrophe in einem Grade entwickelt habe, der kaum mehr Hoffnung auf Heilung lasse.

Die beiden Apostel, von Allem unterrichtet, empfanden die väterlichste Theilnahme; als sie erkannten, daß die Aussicht auf Genesung mehr und mehr schwinde, waren sie bedacht, den Kranken auf einen christlichen und heiligen Tod vorzubereiten, und Eucarpus brachte ihren Worten ein so kindlich williges Herz entgegen, daß die Geduld und Freudigkeit, mit welcher er die Leiden seiner Krankheit ertrug, die Sehnsucht, mit der er von der himmlischen Heimath redete, die hingebende Gottesliebe, die aus seinen Gebeten sprach, alle Anwesenden rührte und erbaute.

Faustina war unterdessen in das Katechumenat aufgenommen worden; am bevorstehenden Osterfeste sollte sie die heilige Taufe empfangen. Da sie einsah, daß sie auf die Dauer ihren Glauben vor dem Vater nicht werde verbergen können, und sie auf der andern Seite bei seiner Liebe gegen sie hoffte, er werde sich in die Thatsache fügen, beschloß sie auf den Rath der Apostel, es offen zu sagen, daß sie Christin werden wolle.

Faustus war bei dieser Mittheilung Anfangs außer sich. Sein ganzer Adelsstolz fühlte sich auf das tiefste verletzt und verwundet durch den Gedanken, seine Tochter

gehöre der verworfenen und verachteten Sekte der Christen an; er drohte ihr sogar mit Enterbung und öffentlicher Anzeige. Allmählich jedoch legte sich seine heftige Aufregung; die Liebe zu seinem einzigen Kinde siegte über seine heidnischen und aristokratischen Vorurtheile.

Die so bewilligte Freiheit benutzte Faustina zu häufigeren Besuchen auf der Villa des Pudens, um mit der frommen Gattin des Senators, welche sie bald als eine Mutter verehren lernte, und vor allem mit den Aposteln sich über die Angelegenheiten ihres Seelenheiles zu berathen.

Dankbarkeit und Theilnahme führten dann auch fast jedesmal die junge Dame an das Krankenlager des Eucarpus; Sabinilla selber, die Hausfrau, welche mit mütterlicher Sorge über ihn wachte, pflegte sie zu ihm zu begleiten.

Faustina's Theilnahme mußte noch wachsen, als sie aus gewissen Andeutungen der Matrone die Herkunft des Jünglings und seinen freiwilligen Verzicht auf seine Ansprüche kennen lernte.

Bei einem dieser Besuche war es, wo der Kranke im Traume zweimal ihren Namen nannte.

Unwillkürlich zuckte ihr Herz zusammen. In einer ihr bisher unbekannt gewesenen Aufregung verließ die Jungfrau an diesem Tage die Villa.

Eine ganze Woche verging, ohne daß Faustina wieder in dem Landhause und am Krankenbette erschien; es waren für sie acht Tage schwerer innerer Kämpfe.

O, wenn sie, die reiche Erbin, all' ihr Vermögen dem Lebensretter ihres Vaters, dem Retter ihrer eigenen Seele darbringen dürfte, um dem Königssohne den Verlust der Herrscherkrone durch ihre Reichthümer und mehr noch durch ihre Liebe zu ersetzen! — Allein jetzt sollte er

sterben müssen, jetzt, wo nach all' dem langen Leide sie ihm so gerne ein Leben des Glückes angeboten hätte!

„Der Himmel hat mich den kostbaren Edelstein kennen gelehrt," sprach sie endlich zu sich selber, „nicht um ihn für mich zu besitzen, sondern nur, um durch seinen Glanz mein Herz erleuchten zu lassen. Er ist das Eigenthum eines Höheren, der ihn für sich erkor und in Besitz genommen hat."

Indem Faustina zurückdachte an jene Stunde, wo sie in tödtlicher Angst um die Rettung ihres Vaters aus den Flammen sich dem Jünglinge zu Füßen geworfen, und dann alle die Ereignisse der letzten Monate an ihrer Seele vorüberziehen ließ, da wurde es ihr immer klarer, daß nach dem Willen einer gnadenreichen Vorsehung Eucarpus nur der Führer hatte sein sollen, welcher sie aus der Nacht des Heidenthums zum Lichte der Wahrheit geleite. „Wenn der Diener seinen Auftrag vollendet hat," sprach sie zu sich selber, „wird der Herr ihn abberufen, — und was ist das, was ich ihm hätte sein können, gegen den Lohn, den Gott ihm geben wird?"

Als Faustina nach acht Tagen wieder einen Besuch in der Villa des Pudens machte, trat sie an das Lager des Kranken mit dem heiligen Vorsatz, ihm nur eine treue Schwester und Pflegerin zu sein, — so lange der Herr es ihr vergönne.

Eucarpus selbst gab sich über seinen Zustand keiner Täuschung hin. Als die Frühlingssonne die ersten Blumen auf den Rasenbeeten vor seinem Fenster öffnete, sprach er lächelnd:

„Sie sind für den Kranz gewachsen, mit welchem ich an der Tafel des himmlischen Gastmahls erscheinen soll."

Das neue Leben, das durch die Natur zu pulsiren begann, und der frische Hauch, der im Frühlingswehen durch die Anlagen der Villa strich, schien für einige Tage auch

in dem Kranken die Lebensgeister wieder anfachen zu wollen: — es war das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme.

Das Osterfest kam. Am Vorabende versammelten sich die Gläubigen, sowie diejenigen, welche in der Nacht die heil. Taufe empfangen sollten, in der Villa des Pudens, um dort mit den Aposteln die Vigilie zu halten und den Auferstehungsmorgen zu feiern. Wie gerne hätte Eucarpus noch einmal dieser Feier beigewohnt!

Auch Faustina empfing in dieser Nacht die hl. Taufe. Als Christin, angethan mit dem weißen Gewande der Neugetauften, ein seliges Lächeln unaussprechlichen Glückes auf ihren Zügen, trat sie an das Krankenlager des Eucarpus; ihm galt ihr erster Gang, ihm hatte sie nächst Gott ihre Bekehrung und all' die süße Wonne zu danken, von welcher jetzt ihr Herz erfüllt war.

Der Kranke empfing sie mit freundlichem Lächeln.

„Wie preise ich den Herrn," sprach er, „daß er mich diesen Tag hat erleben lassen? Nun habe ich nichts mehr auf der Welt zu wünschen. — Wohl habe ich einmal," fuhr er nach einer Pause, mit sich selber redend fort, „von einem andern Glücke geträumt; aber über Nacht war die goldene Krone gebrochen und war der schöne Kranz verwelkt, den eine liebe Hand darum winden sollte."

„Engel winden Dir einen herrlicheren, nie verwelkenden Kranz," sprach Faustina tief bewegt.

„Ich war so traurig," fuhr Eucarpus fort, ohne auf die Worte der Jungfrau zu achten, „als ich die Krone in Stücken und den Kranz so schnell verwelkt sah. Aber da zeigte mir eine leuchtende Gestalt — es muß wohl ein Engel gewesen sein — zwei frische Kränze, zu denen die Blumen im Garten des Paradieses gepflückt worden, der eine war von Rosen, ... der andere von Lilien. Und

als ich hörte, für welche zwei die beiden Kränze bestimmt seien, da war ich wieder froh.... Doch ich glaube, das Alles ist nur ein Traum gewesen."

Die Unterredung wurde durch das Erscheinen Sabinilla's unterbrochen, welche an den Kranken die Frage richtete, ob er bei dem köstlich milden Morgen sich nicht ankleiden und in's Freie tragen lassen wolle.

„Die Blumen im Garten," sprach sie, „und die Vögel in den Lüften sind so voll seliger Osterfreude, und die Sonne lacht so festtäglich zur Erde nieder, daß es Dich gewiß erquicken wird."

Eine halbe Stunde später saß Eucarpus, in einen weiten Mantel gehüllt, an einer geschützten Stelle des Parkes unter einem mächtigen Baume auf einer Steinbank, und da Sabinilla heute die sämmtlichen Neugetauften zu Gaste und daher noch Mancherlei anzuordnen hatte, so war der Kranke wieder mit Faustina allein.

„Welch' milden und erquickenden Tag hat der Himmel Dir heute aufgehen lassen," sprach die Jungfrau; „die Blumen, Deine Pflegekinder, die Dich so lange nicht mehr gesehen, begrüßen Dich voll Freude mit ihrem süßesten Dufte, und die Vögel in den Büschen rufen Dir neue Hoffnung zu."

„Wenn diese Erde," antwortete Eucarpus, „auf welcher jetzt der Fluch Gottes lastet, trotzdem noch so schön ist, wie herrlich muß erst das Paradies gewesen sein! Und doch war auch dieses nur das irdische Abbild des himmlischen Eden, wo die Engel und Heiligen zwischen unverwelklichen Blumenbeeten wandeln, wo die Ströme ewigen Entzückens rauschen und das Antlitz Gottes die Sonne ohne Untergang ist, die Alles mit unendlichem Leben und unaussprechlicher Wonne erfüllt. — Glaubst Du nicht," fuhr er nach einigem Sinnen fort, „daß auch mir dort ein Plätzchen beschieden ist?"

„Leuchtet Dir," entgegnete Faustina, „in der ganzen Anordnung Deines Lebens nicht die zärtlichste Vaterhuld Gottes entgegen? Das ist seine Liebe gegen einen armen Erdenwurm. Wie wird er Dich erst mit der beseligendsten Fülle seiner Liebe überströmen, wenn die Hülle gefallen sein wird und der Geist auf den Schwingen der Unsterblichkeit zu ihm emporfliegt! — Siehst Du," fuhr sie fort, „den kleinen Käfer dort vor uns an der Erde? Wie mühsam plagt er sich, in dem dürren Sande vorwärts zu kommen, wo er doch keine Nahrung findet! Aber der Schöpfer hat ihm ja Flügel gegeben, und schau', jetzt entfaltet er sie aus der Hülle, welche dieselbe bedeckt, und nun schwingt er sich frei und leicht empor, um von Blume zu Blume zu fliegen und aus ihren Kelchen den süßen Nektar zu trinken."

In diesem Augenblicke kam Sabinilla mit ihren beiden Töchterchen und brachten dem Kranken eine stärkende und erquickende Labung. Eucarpus schaute mit einem Blicke treuester Dankbarkeit zu der Dame empor und sprach, an das Gleichniß der Faustina anknüpfend:

„Meine gute Mutter! Du thust Alles, den Käfer an der Erde festzuhalten; aber," setzte er lächelnd hinzu, „ich entwische Euch doch. Die Flügel sind schon entfaltet in Sehnsucht nach den Blumen des Paradieses: bald wird der Käfer sich emporschwingen."

Dann wandte Eucarpus sich an die beiden Mädchen.

„Ihr lieben Kinder," sprach er, „werdet Ihr mir einen frischen Blüthenkranz winden und auf die Bahre legen, wenn man mich hinunterträgt in die Gruft zum stillen Schlummer bis zum großen Auferstehungsmorgen? — Ich habe die Blumen immer geliebt," fuhr er zu den beiden Damen gewendet fort; „sie sind die höchste Entwickelung des Lebens

in der Pflanze, gleichsam ihre Verklärung, und so haben sie mich immer daran erinnert, wie aus dem Strauche unserer sterblichen Leiber einst in unverwelklicher Schönheit die Blume verklärter Unsterblichkeit ersprießen wird."

„Noch aus einem anderen Grunde," setzte er, die erschöpften Kräfte sammelnd, nach einigen Augenblicken hinzu, „lieb' ich die Blumen so sehr. Sind sie ja das Abbild der Blume, die aus dem Stamme Jesse sproßte, jener süßesten Gnadenblume, welche die gebenedeite Frucht brachte, in der all' unser Sehnen und Seufzen seine Sättigung finden wird."

In den folgenden Tagen verschlimmerte sich der Zustand des Kranken zusehends. Soweit es ihre apostolische Thätigkeit gestattete, weilten Petrus oder Paulus an seinem Lager; mit erbauendster Andacht empfing Eucarpus die hl. Sterbesakramente, bei deren Spendung Pudens mit seiner Familie und der ganzen Dienerschaft zugegen war.

In der Morgenfrühe des weißen Sonntags, unter dem Lächeln himmlischer Verklärung, löste sich die Seele leicht und ohne Kampf von der irdischen Hülle. —

Der Verlust des edlen Jünglings ging allen nahe, die ihn gekannt. Mit männlichem Starkmuth wußte Faustina die tiefe Bewegung ihrer Seele zu unterdrücken, als sie, unmittelbar vor dem Begräbnisse, nur die beiden Kinder des Senators an der Hand, an die Bahre trat und einen Kranz der kostbarsten Rosen auf die marmorkalte Stirn legte.

„Edler Freund, Retter meines Vaters und in höherem Sinne mein Retter," sprach sie, „nimm diesen letzten Beweis meines innigsten Dankes entgegen. Wie gern hätte ich Dir in zärtlichster Dankbarkeit mein ganzes Leben weihen mögen: der Himmel hat es nicht gewollt, und gehorsam beuge ich mich unter seine Fügung. In Deiner

himmlischen Verklärung gedenke meiner, die mit Dir ihre süßesten Hoffnungen in's Grab legt."

Die Leichenträger kamen und hoben die Bahre auf ihre Schulter, und unter heiligen Gebeten und Psalmengesängen zog die Prozession durch die Laubgänge der Memoria oder Kapelle zu, neben welcher die Stufen in das Arenarium hinabführten. Mit Pudens und den Seinigen folgte Faustina der Leiche; sie wich nicht, bis die Fossores den Todten in die Felsenhöhlung gelegt und die Oeffnung mit einer Marmorplatte geschlossen hatten. Auf Anordnung des Senators war der Stein bereits in den letzten Tagen fertiggestellt, und als Inschrift war der kurze Spruch eingehauen worden:

„Encarpus, ruhe in Gott!" Ein nebenan gemeißelter Anker, dieses älteste christliche Symbol der Hoffnung, gab der festen Zuversicht Ausdruck, daß der Wunsch und das Gebet Erhörung gefunden.[25])

Als das Grab geschlossen war, hing Pudens den Blumenkranz, den Faustina gebracht, über denselben auf.

„Armer Königssohn," sprach er, „fern von der Gruft Deiner Väter bette ich Dich hier in fremde Erde zu Grabe; aber droben harret Deiner die Krone ewiger Vergeltung und ein Kranz, der nimmer welkt."

Faustina drückte einen letzten Kuß des Abschieds auf den kalten Marmorstein, und nun machte sich der langverhaltene Schmerz in einem Strom von Thränen Luft, bis endlich Sabinilla zu ihr trat und sie, die nun willenlos Folgende, freundlich bei der Hand nahm und von der Grabstätte fortführte.

Einige Wochen später, am Pfingstfeste, kniete Faustina, eine Lilie in der Hand, in der Hauskapelle im Palaste des Pudens an den Stufen des Altares, um in die Hände des Apostelfürsten dem Herrn ihr Leben in steter Jungfräulichkeit zum Dienste der Armen und Kranken zu weihen.

Anmerkungen.

1) Vgl. über ihn Flavius Josephus, Vit. Cap. 3. Ueber die folgenden siehe die Schilderung des römischen Kaiserhofes bei Friedländer, Sittengesch. Rom's, S. 59. f.

2) Nach den Untersuchungen des gelehrten Bianchini (ad Anastas. II 11 ff. u. 121 ff.) war Cornelius Hauptmann einer der vier Legionen, welche in der Provinz Syrien stationirt waren. Von diesen lag die sog. sechste, in welcher Cornelius diente, in Judäa. Die Taufe des Hauptmanns fällt in das Jahr 36. Drei Jahre später unternahm Kaiser Caligula seinen Feldzug nach Deutschland, wozu er, nach dem Berichte des Suetonius, aus allen Provinzen die Legionen heranzog. Damals ward auch die sechste Legion aus Judäa abberufen, um sich in Rom mit dem übrigen Heere zu vereinigen. Die Befreiung Petri aber aus der Gefangenschaft des Herodes durch den Engel, sowie dessen erste Reise nach Rom fällt in dasselbe Jahr 39, und so erscheint die Annahme Bianchini's nicht unwahrscheinlich, daß der Apostel zugleich mit dem Hauptmann, vielleicht in dessen Begleitung nach Italien gereist sei. Wie dem aber auch sein mag, die kirchliche Ueberlieferung in Betreff der besondern Beziehungen des Apostelfürsten zur Familie des Pudens hat durch die Entdeckungen in den Katakomben, zumal in den letztern Jahren, eine starke monumentale Stütze erhalten.

3) Die heutige Kirche Santa Pudenziana ist in den Palast des Senators hineingebaut. Nicht nur hinter der Apsis sind noch bedeutende Mauerreste des antiken Baues erhalten, sondern man hat in neuester Zeit auch großartige Gewölbe unter der Kirche wieder frei gelegt. Wahrscheinlich gehört auch die Seitenkapelle mit ihrem Mosaik-Fußboden, an welche sich im besondern die Erinnerungen an den heil. Petrus knüpfen, noch dem alten Baue an. Ein altes Mosaik daselbst aus dem Jahre 388 stellte den

heil. Petrus auf einem Throne sitzend als Lehrer in Mitten von Lämmern dar; im dortigen Altar ist noch jetzt ein Stück jenes Hochaltars aufbewahrt, an welchem nach der Ueberlieferung die Apostelfürsten die heiligen Geheimnisse gefeiert haben.

4) Die Zeugnisse für die apostolische Wirksamkeit Petri in Rom sind während der letzten Jahrzehnte durch so viele monumentale Beweise erhärtet und vermehrt worden, daß nur confessionelle Opposition noch hartnäckig an der Leugnung einer unleugbaren Thatsache festhalten kann.

5) Das Coemeterium Priscillae an der salarischen Straße gehört zu den interessantesten und merkwürdigsten unter den römischen Katakomben. Die Gemälde, welche die Wände und Decken des ältesten Theiles desselben schmücken, sind von klassischer Schönheit; dort findet sich auch das früheste Muttergottesbild, das noch dem apostolischen Zeitalter angehört und jedenfalls schon in den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts gemalt worden ist. Ein anderes Gemälde, im Jahre 1893 aufgedeckt, aus derselben Zeit stammend, ist die älteste Darstellung der Feier des „Brodbrechens".

Aeltestes Muttergottesbild im Coemeterium der Priscilla.

Eine große Anzahl von Gräbern, meistens noch heute geschlossen, weist uns in ihren Inschriften Angehörige der kaiserlichen Familien der Claudier, der Flavier, der Aelier auf, also Freigelassene eines Claudius und Nero, eines Vespasian, Titus und Domi-

tian, eines Hadrian und anderer Kaiser aus dem ersten und dem Anfang des zweiten Jahrhunderts. Höchst merkwürdig ist auf diesen Inschriften die häufige Wiederkehr des Namens Petrus, der auf heidnischen Inschriften so zu sagen nie, in den übrigen christlichen Katakomben aber nur höchst selten und erst in späterer Zeit vorkommt. (Vgl. de Rossi, Bullett. 1880 und 1886.)

6) Bei den feierlichsten Opfern der alten Römer standen dem Priester Knaben als Gehilfen zur Seite, die man camilli nannte. Sie mußten an Leib und Seele tadellos sein, zwischen dem sechsten und zehnten Jahre stehen, von freien Eltern geboren sein und Vater und Mutter noch am Leben haben. Sie wurden für den heil. Dienst sorgfältig unterrichtet, und vorzugsweise aus ihnen ergänzten sich die Priesterthümer. Sie trugen die toga praetexta, ein langes, mit Stickerei verbrämtes Kleid, und ein besonderes Abzeichen um den Hals. In alter Zeit wurden nur Kinder aus adeligen Familien zu dieser Ehre zugelassen. (Vgl. Marquardt, Röm. Alterthümer IV. 177, f.) — Auch die Kirche bedurfte bei der Feier der h. Geheimnisse des Dienstes solcher Knaben, und mit welcher Sorgfalt sie darauf sah, daß sie auch würdig waren, am Altare zu erscheinen, lehren uns zahlreiche Zeugnisse.

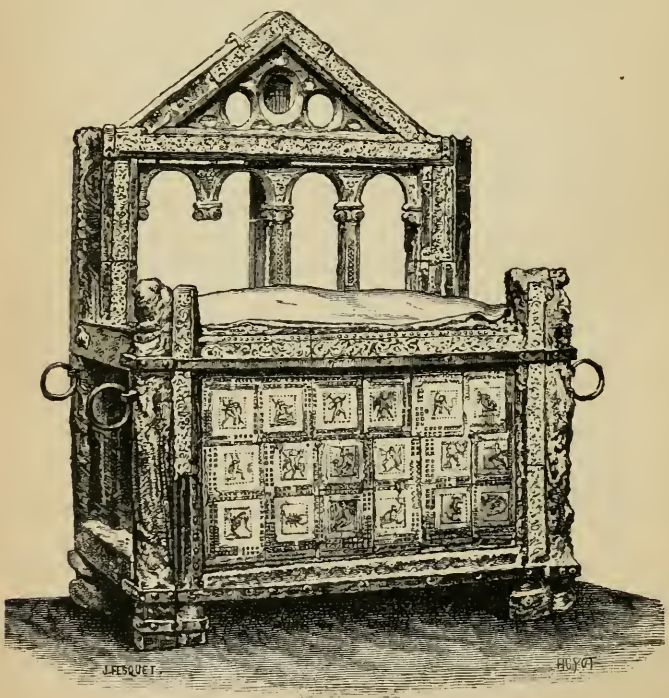
7) Nachdem in Herculanum Glasscheiben, in Pompeji an mehreren Stellen, z. B. in den älteren Bädern, Glasfenster und in Velleia auch matt geschliffene Fenstergläser gefunden worden sind, darf man nicht länger zweifeln, daß die Römer der Kaiserzeit sich, wenn auch nicht allgemein, so doch in reichen Häusern des Fensterglases bedient haben. (Becker-Marquardt, Röm. Alterth. II. 343.)

8) Daß auch manche Stätte christlichen Gottesdienstes in dem Brande zu Grunde ging, läßt sich daraus schließen, daß Paulus in seinem Römerbriefe, Cap. 16, auf mehrere dieser ältesten Versammlungsorte der ersten Christen in Rom hinweist, von denen für die Folge jede Spur verschwunden ist.

9) Ueber Flavius Clemens, den Nachfolger des h. Petrus als Bischof von Rom, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiserhause der Flavier und die über seinen Palast erbaute Kirche vgl. De Rossi Bull. 1863 u. 1870; Kraus, Real-Encykl. I. S. 297. „San Clemente" ist eines der interessantesten Denkmäler des christlichen Alterthums. Die jetzige Kirche, aus dem 12. Jahrhundert stammend, erhebt sich über einer älteren aus der constantinischen Zeit, die in Folge der Anhöhung des Terrains tief unter der Straße liegt. Von dort steigt man auf einer antiken Treppe in die dritte Kirche hinunter, und das ist das Haus des

h. Clemens und einer jener Versammlungsorte, wo die Apostel mit den ersten Gläubigen die h. Geheimnisse feierten.

10) Unweit der Kirche der h. Agnes dehnt sich auf der linken Seite der nomentanischen Straße das Coemeterium Ostrianum aus, mit welchem die kirchliche Ueberlieferung die apostolische Wirksamkeit des h. Petrus in Zusammenhang bringt. Auch dort begegnen uns im ältesten Theile Namen aus den kaiserlichen Familien der Claudier und Flavier aus dem ersten, der Aelier und Aurelier aus dem zweiten Jahrhundert; ein in der Nähe gelegener Teich oder See, dessen Lage durch geologische Untersuchungen nachgewiesen worden, diente dem Apostel Petrus zur Spendung der h. Taufe („ubi Petrus baptizabat"). Bis in das Mittelalter verehrte man daselbst die cathedra oder den bischöflichen Stuhl, auf welchem Petrus bei den Versammlungen der Gläubigen den Vorsitz geführt („ubi prius sedit S. Petrus").



— Flavia Domitilla, eine nahe Verwandte der Kaiser Vespasian, Titus und Domitian, besaß ein Landgut an der arbeatinischen Straße; die dortigen Katakomben steigen ebenfalls zu den Anfängen des Christenthums in Rom hinauf. Nereus und Achilleus, zwei Krieger, die unter Domitian den Tod erlitten hatten, waren die besonders dort verehrten Heiligen; die Grabkammer des Ampliatus, die vor wenigen Jahren ausgegraben wurde, ist höchst wahrscheinlich die Ruhestätte jenes Ampliatus, den der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Römer grüßen läßt. (Vergl. über das Ostrianum Armellini, Cripta di S. Emerenziana, Roma, 1877; über das Coem. Domitillae De Rossi. Bullet. 1878 und 1879, und über die Grabkammer des Ampliatus ebend., 1881, S. 57 ff.)

11) Vergl. die Schilderung bei Tacitus, Ann. XV. 38 ff.

12) Heute bezeichnet der Volksmund in Rom den weit die Stadt überragenden Thurm eines mittelalterlichen Kastells des 13. Jahrhunderts, die torre delle milizie, in der Nähe des Forum Trajanum, als den Ort, von wo der Kaiser dem Brande zugeschaut habe.

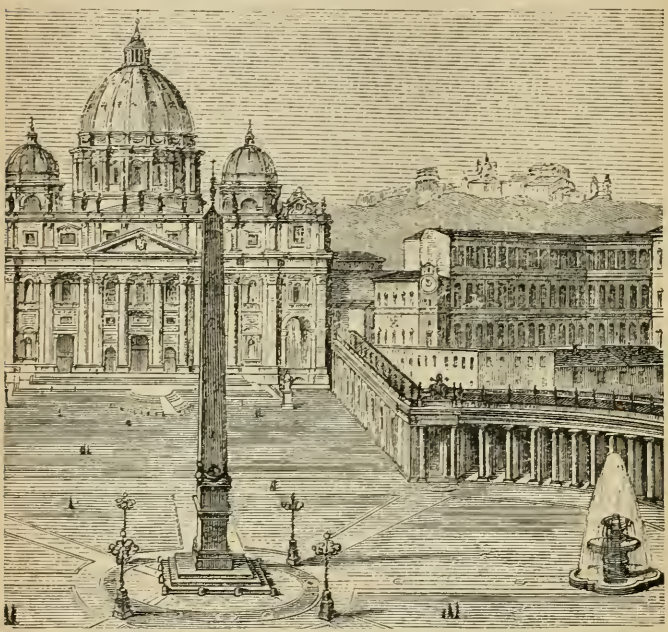
13) In seinem Briefe an die Philipper, den Paulus im Jahre 62, also zwei Jahre vor dem neronischen Brande schrieb, übermittelte er (4, 22.) Grüße von denen, „die aus des Kaisers Hause sind".

14) Der Martyrer Justinus, der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zu Rom lebte, berichtet in seinem Zwiegespräch mit dem Juden Tryphon (Cap. 17 und 133) über die Maßregeln, welche der hohe Rath in Jerusalem schon kurz nach dem ersten Pfingstfeste ergriff, um die Juden in der ganzen Welt gegen die Bekenner Christi aufzuhetzen. Den jüdischen Verleumdungen schreibt er auch die Gerüchte zu, welche im Volke über allerlei schreckliche Verbrechen im Umlauf waren, die von den Christen angeblich bei ihrem nächtlichen Gottesdienste begangen wurden.

15) Von dieser kaiserlichen Villa, die im Mittelalter den Namen „palatiolum, Paläſtchen" trug, auf der Höhe oberhalb der jetzigen Kirche von Santo Spirito, sind in neuerer Zeit ansehnliche Ruinen ausgegraben worden.

16) Von den Obelisken, welche das alte Rom schmückten, war nur der vatikanische, durch die Basilika des Apostelfürsten geschützt, nicht umgeworfen worden. Papst Sixtus V. ließ ihn im Jahre 1586 durch seinen Architekten Fontana auf den Petersplatz übertragen und auf seiner Vorderseite in das Postament die Inschrift

eingraben: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat, Christus plebem suam ab omni hoste defendat; Christus ist unser Sieger, unser König, unser Kaiser; Christus schirme sein Volk vor jedem Feinde."



17) Vergl. über ihn, den Bruder des Kaisers Vespasian, De Rossi (Bullet. 1865, 17 ff.), der aus den Zeugnissen des Tacitus und Suetonius das christliche Bekenntniß desselben im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht hat. Jedenfalls waren der Senator Titus Flavius Clemens, sein Sohn und seine Enkelin Flavia Domitilla, die Gründerin des Coemeteriums an der ardeatinischen Straße, Christen; jener erlitt unter Domitian, wie uns heidnische Geschichtsschreiber berichten, wegen seines christlichen Bekenntnisses den Martertod, diese wurde nach der Insel Pontia verbannt. (Vgl. auch Kraus, Roma sotterr., S. 41 ff.)

18) Uebrigens scheint die neronische Verfolgung doch das Christenthum in Rom fast bis auf die Wurzel ausgetilgt zu haben. Ueber alle die Personen, welche der Apostel Paulus in seinen Briefen als hervorragende Mitglieder der römischen Gemeinde erwähnt, fehlt uns mit wenigen Ausnahmen jede weitere Kunde;

Ampliatus und vielleicht Urbanus, dessen Namen wir in den ältesten Grabschriften der Katakomben der Priscilla wiederfinden, ausgenommen, ist uns nicht einmal die Ruhestätte dieser Apostelschüler bekannt.

19) Während die Katakomben unterirdische Gänge und Grabkammern sind, in dem braunen vulkanischen Tuff der römischen Campagna ausgehauen, waren derartige Grabanlagen in dem Lehm- und Sandboden des vatikanischen Hügels nicht möglich; hier mußten die Gräber, gleich denen der Heiden, an der Oberfläche der Erde angelegt werden. Durch den Bau der Peterskirche unter Constantin ist dieser älteste christliche Friedhof in Rom zerstört worden. Da uns außer dem h. Petrus und seinen nächsten Nachfolgern keine Martyrer im Vatikan mit Namen genannt werden, so muß der Friedhof auf einen engen Raum beschränkt gewesen sein. Man hat aber hinter St. Peter eine Gruppe christlicher Grabmonumente aus dem zweiten Jahrhundert gefunden, welche noch auf einen andern Friedhof in diesem Gebiete hinweisen, neben der Ruhestätte, wo Petrus beigesetzt worden ist.

20) Vgl. De Rossi, Bull. di arch., Jahrg. 1868.

21) Eine große Anzahl der ältesten Gräber im Cömeterium der Priscilla bewahrt noch heute die Leichen mit ihren Verschlüssen, meistens aus Ziegelplatten, auf welche mit rother Farbe die Inschriften geschrieben sind. Einige derselben machen durch besondere Zeichen die Gräber als Martyrergräber wahrscheinlich.

22) Die heidnisch-römischen Grabmäler, wie es uns die noch trefflich erhaltenen an der Via Latina zeigen, bestanden aus zwei Abtheilungen: einer unterirdischen Kammer, wo die Sarkophage und Aschenkrüge aufgestellt waren, und einem oberirdischen Raume, in welchem die Angehörigen sich zur Jahresfeier des Gedächtnisses der Verstorbenen bei einer Mahlzeit versammelten. In derselben Weise war die Memoria, welche Anaclet, der dritte Nachfolger Petri, über der Gruft des Apostels erbaute, ein hypogeum oder unterirdischer Raum für die Särge, (die confessio), und ein darüber sich erhebendes Oratorium für den Gottesdienst, und ähnlich erhoben sich über den Katakomben Kapellen, in welchen die Gläubigen sich zum Jahresgedächtniß der Martyrer versammelten. Die Räume oben waren groß genug zur Entfaltung des feierlichen Gottesdienstes (des Hochamts), während die enge Grabkammer nur eine einfachere Form der Liturgie unmittelbar über der Ruhestätte des Martyrers (stille Messe) gestattete. Erst als Diocletian die kirchlichen Gebäude und Besitzungen confiscirte, begann man größere unterirdische Oratorien auszuhauen,

um unter der Erde am Jahrestage der Martyrer den feierlichen Gottesdienst begehen zu können.

23) Die kirchliche Tradition der ersten Jahrhunderte hat uns die Porträts der beiden Apostel in Farbe, in Stein und Metall aufbewahrt. Darnach hatte Petrus krauses Haupt- und Barthaar und ein etwas eingedrücktes Gesicht, während Paulus uns auf den Monumenten so entgegentritt, wie wir ihn eben schilderten.

Porträte der Apostel auf einer Bronze-Medaille aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, in den Katakomben der Domitilla gefunden, jetzt im vatikanischen Museum.

24) Es ist der heil. Gregorius Illuminator, Patriarch von Armenien, dessen Fest am 1. Oktober gefeiert wird.

25) Der Stein, jetzt in mehrere Stücke zerbrochen, findet sich im Coemeterium der Priscilla; die Arbeit ist nicht die eines geübten Steinmetzen, sondern, wie es scheint, von einem Sklaven ausgeführt. Der aufrecht stehende Anker ist zugleich ein verhülltes Kreuz, mit dem Siegeskranz auf seiner Spitze.

Zu dem Bilde S. 37.

In verkleinertem Maßstabe geben unsere Abbildung und diejenige auf dem Titelblatte den Boden zweier Glasbecher aus dem vierten Jahrhundert wieder mit den Bildnissen der beiden Apostelfürsten. Die Figuren sind in Gold zwischen zwei Glaslagen eingeschmolzen. Wir werden wiederholt Abbildungen solcher Goldgläser bringen, weil die Darstellungen auf denselben für die Kenntniß des christlichen Alterthums die wichtigsten Aufschlüsse bieten. Die Glasbecher haben wohl vorwiegend als Trinkgefäße bei den Mahlzeiten und der Speisung der Armen an den Festtagen der Heiligen gedient, wohl auch als Geschenke am Jahrestage der Taufe, der Hochzeit u. dgl.

Ganze Becher dieser Art sind uns keine erhalten, wohl aber eine Anzahl von Böden dieser Becher, da die alten Christen es liebten, mit ihnen die Gräber ihrer Angehörigen zu kennzeichnen. Die meisten derselben sind von Garrucci in einem eigenen Werke zusammengestellt und erläutert worden.

Zu dem Bilde S. 66.

Diese zwei Fische mit Broden finden sich eingravirt auf einem Grabstein des Titus Flavius Eutychius in den Katakomben der Lucina an der ostiensischen Straße. Darstellungen von Fischen und Broden als Hinweis auf die wunderbare Brodvermehrung und damit als Hinweis auf jene höhere Speise zum ewigen Leben begegnen uns auf Gräbern der Katakomben bereits im ersten Jahrhundert; auch jener Grabstein des Eutychius gehört dem höchsten christlichen Alterthum an.

Zu dem Bilde S. 79.

Eine christliche Lampe aus Thon, aus dem 4. Jahrhundert. Die Handhabe zeigt das Monogramm oder den Namenszug Christi , zusammengefügt aus den beiden ersten Buchstaben X (CH) und P (R) des griechischen Wortes XPICTOC. — Die obere Fläche der Lampe ist mit dem Bilde des Fisches geschmückt, in welchem die alten Gläubigen ein Symbol des Herrn sahen. Endlich war auch noch die Lampe selber ein Bild des Heilandes, welcher „das wahre Licht ist, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt."

Zu dem Bilde S. 90.

In dem lebendigen Glauben an eine dereinstige Auferstehung hatte für die alten Christen der Tod seine Schrecken verloren; daher schmückten sie die Grabkammern in den Katakomben neben biblischen Darstellungen mit heiteren Bildern der Natur, die ja auch selber in ihrem Absterben zur Winterszeit und in ihrem Erwachen im Frühlinge ein Sinnbild unserer Auferstehung ist.

Zu dem Bilde S. 120.

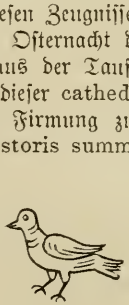
Das Mittelstück eines Deckengemäldes, eine weibliche Figur, das Haupt verschleiert, die Hände zum Gebete erhoben, das Gewand mit Purpurstreifen, dem Abzeichen vornehmer Geburt, geziert. Solche betende Frauengestalten (Oranten) begegnen uns überaus oft in den Gemälden, wie eingravirt in die Grabsteine der Katakomben. Häufig stellten sie die dort im Grabe ruhende Person vor; daneben aber haben

die alten Christen überhaupt unter dem Bilde solcher betenden Frauen an die zur Anschauung Gottes eingegangene Seele gedacht, die angethan mit dem Ehrenkleide der Unsterblichkeit, als die Braut des himmlischen Königs, ewig im Gebete vor Gott steht. Die Blumen, welche gewöhnlich zu ihren Füßen wachsen, sinnbilden die Freuden des himmlischen Paradieses-Gartens, wie der Kranz, der unser Bild einschließt, das Symbol des unverwelklichen Siegeskranzes ist, den die Seele im Kampfe dieses Lebens sich erstritten hat.

Zu dem Bilde S. 124.

Der Hochaltar im Chor der Peterskirche bewahrt in einem Verschlusse, der von den Riesenfiguren der vier großen Kirchenväter getragen wird, jene cathedra, deren sich der Apostelfürst Petrus bei der Feier der hl. Geheimnisse bediente. Unsere Abbildung zeigt den Stuhl mit den Verzierungen, die im neunten Jahrhundert hinzugefügt wurden, nämlich Elfenbeintäfelchen auf der Vorderseite und die gleichfalls mit Elfenbein eingelegte Rücklehne. Der eigentliche Stuhl Petri ist einfach aus Eichenholz, von welchem aber überall Splitter als Reliquien abgeschnitten worden sind. Die vier Ringe an den Seiten zum Durchstecken von Stangen sind gleichfalls später angefügt, als die Päpste sich dieses Bischofsstuhles bei den öffentlichen Festzügen bedienten.

Als im Jahre 1867 zum Centenarium des Todes der beiden Apostelfürsten, die seit zweihundert Jahren verschlossene cathedra der öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde, hat der berühmte Alterthumsforscher De Rossi in einer sorgfältigen Untersuchung, von Jahrhundert zu Jahrhundert aufsteigend, die Zeugnisse zusammengestellt, welche bis in das zweite Jahrhundert hinauf die Echtheit dieser ehrwürdigen Reliquie bestätigen. (Vgl. Bulletino di Archeol. 1867, pag. 33 f.) Aus diesen Zeugnissen ergibt sich auch, daß die Täuflinge, wenn sie in der Osternacht das Sakrament der Wiedergeburt empfangen hatten, aus der Taufkapelle an den Ort geführt wurden, wo der Papst, auf dieser cathedra sitzend, sie erwartete, um ihnen das Sakrament der Firmung zu spenden. Istic insontes coelesti flumine lotas Pastoris summi dextera signat oves.



Domitian.

Eine Erzählung

aus dem ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung.

Erstes Kapitel.

Die Tempelsteuer.[1])

Das Erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ging seinem Ende zu, und dieses Ende war entsetzlich blutig. Nach der segensreichen Regierung des Vespasian und des Titus saß auf dem Throne der römischen Imperatoren ein Tyrann, welcher die schlimmsten Tage der Schreckensherrschaft eines Tiberius und Nero über Rom zurückführte. Domitianus war des Vespasianus Sohn, des Titus Bruder; aber selten ist ein Sohn seinem Vater unähnlicher, nie ein Bruder so sehr das Gegentheil seines Bruders gewesen.

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, — es ist im Spätherbst des Jahres 95 — herrschte in dem transtiberinischen Stadttheile, der zumeist von Juden bewohnt war, eine ungewöhnliche Aufregung.[2]) Allenthalben sah man Männer und Weiber in Gruppen zusammenstehen, und wenn ein vorübergehender Römer auch

die Sprache dieser Orientalen nicht verstand, die lebhaften Gestikulationen und das Feuer, das zumal aus den Augen der Weiber sprühte, erklärten ihm deutlich genug, daß eine verhängnißvolle Neuigkeit die Ursache der allgemeinen Aufregung sein müsse.

„Beim Gott meiner Väter!" sprach ein Greis mit kahlem Scheitel und langem, weißem Bart, „ich habe Jerusalem, ich habe den Tempel des Herrn der Heerschaaren in Flammen aufgehen, habe das Blut von Tausenden durch die Straßen der heiligen Stadt fließen sehen; aber mitten in dem unermeßlichen Jammer schaute ich in Hoffnung und Vertrauen nach oben. Er mußte ja kommen, der Tag der Rache für den ungeheuren Frevel, den Vespasianus und Titus an Israel und seinem Heiligthume begangen. — Ich will's ertragen," fuhr der Alte mit bebender Stimme fort, „daß ich in's Grab steige, ohne jenen Tag der Vergeltung an den Römern erlebt zu haben. Allein daß ich dieses neue Edikt noch schauen mußte, welches auf all' die Schmach die Dornenkrone setzt," . . .

Von tiefstem Schmerze ergriffen, ballte der Alte stumm die Fäuste; Thränen rannen über seine Wangen.

„Vater Jakob," nahm ein Jüngerer das Wort, „diese Doppeldrachme ist das jährliche Opfer, das jeder Israelit ehemals nach Jerusalem in den Tempel sandte. Hätte Domitianus diese Steuer von uns verlangt für einen Kriegszug gegen die Germanen oder für seine unsinnigen Prachtbauten: wenn auch murrend, würde ich die Didrachme zahlen. — Allein um den zerstörten Tempel ihres Jupiter dort auf dem Capitol wieder aufzubauen, während Sion in Trümmern liegt, also zur Verherrlichung der Abgötterei, — Vater Jakob, daß ich dazu mein sauer verdientes Geld hergeben soll, nein, das verwind' ich nicht."

„Was mich tröstet, Benjamin," nahm ein Dritter das Wort, „ist dies, daß der Kaiser auch die Nazarener zu der Steuer herangezogen. Diese Christenhunde haben sich immer hinter unsere Privilegien versteckt; ich werde den Zöllnern behilflich sein, daß ihnen keiner entwischt."[3])

„Ein schlechter Trost für unsern Schmerz, wenn die Hunde die gleichen Hiebe erhalten," bemerkte Benjamin; aber der alte Jakob fuhr grimmig fort:

„Dieses ganze Geschlecht der Flavier ist ein Fluch für Israel; schlimmer als die Moabiter und Philistäer haben sie gegen das auserwählte Volk gewüthet. Fluch über Vespasianus, Fluch über Titus, welche Jerusalem zerstört und den Tempel des Herrn in Brand gesteckt haben. Aber dreimal Fluch über Diesen da, der uns auch noch zum Götzendienste zwingt! — Doch wenn das Scepter von Juda genommen ist, dann wird ja der Messias erscheinen. Ach," rief der Alte und hob die Hände zum Himmel, „wenn ich Ihn noch sehen, Ihn als Knäblein auf meine Arme nehmen könnte, Ihn, die Hoffnung Israel's — o, dann riefe ich selig aus: Herr! jetzt lasse Deinen Diener im Frieden fahren; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen."

„Vater Jakob," rief Benjamin, von des Greises Klage tief ergriffen, „lastet denn nicht des Himmels Strafe sichtbar auf diesem flavischen Geschlechte und auf dem ganzen Volke der Römer? Der letzte seines Stammes, sah Domitianus eines seiner Kinder nach dem andern aus der Wiege in das Grab steigen; zitternd vor der Prophezeiung der Zeichendeuter, die ihm den Tod durch Mörderhand vorhergesagt, vom Zorne des Herrn gegeißelt, irrt er die Nächte unstät durch die Prunkgemächer seines Palastes; umsonst versucht er durch das Blut der Römer, welches er in Strömen

vergießt, die Hände rein zu waschen von des Vaters ungeheurer Schuld. Und dieses neue Edikt, ich sag's Dir, Vater Jakob, das macht den Frevel voll. Domitian's Tage sind gezählt, und gezählt die Tage unserer Schmach. Er dämmert schon, der Morgen der Erlösung Israel's!"

Weder der Alte noch die Andern hatten den Mann bemerkt, der nebenan vor dem Kramladen einer Jüdin Schwefelfäden kaufte und mit ihr um den Preis einer zerbrochenen Vase feilschte, dabei aber gespannt auf jene Unterredung lauschte und, weil er die Worte nicht verstand, sich die Züge der Sprecher einzuprägen suchte. Es war einer der zahlreichen Spione im Dienste Domitian's, ein Mitglied jener ruchlosen Bande, die schon so Viele, von den vornehmsten Patriziern bis zum niedrigsten Volke, in die Hände der Henker geliefert hatte.—

Am Abend desselben Tages hatten sich die Priester und Diakonen nebst einigen hervorragenden Mitgliedern der Christengemeinde im Hause des Bischofs Clemens versammelt, um über das kaiserliche Edikt zu berathen.[4]) Es war eine den Ständen nach sehr gemischte Gesellschaft, Angehörige des höchsten Adels neben Freigelassenen und Sklaven, und doch hatte Rom selten eine so ehrwürdige Versammlung gesehen. Sie alle waren Schüler der Apostelfürsten, der Bischof Clemens, der mit dem kaiserlichen Hause der Flavier verwandt war, wie der erste unter den sieben Diakonen, der Freigelassene Anencletus, der sein Nachfolger im Hirtenamte sein sollte; der Senator Titus Flavius Clemens, der leibliche Vetter des Kaisers Domitian, wie die beiden Brüder Nereus und Achilleus, welche als Soldaten unter Nero Werkzeuge seiner blutigen Verfolgung gewesen, bis sie, durch die Standhaftigkeit der Martyrer bekehrt, durch den Apostel Petrus die heil. Taufe

empfangen hatten. Jetzt standen sie im Dienste der Flavia Domitilla, der Gemahlin des eben genannten Senators Titus Flavius Clemens,[5]) aber zugleich war ihnen als Diakonen die Aufsicht und Sorge für die Wittwen und Waisen und die Beherbergung der Fremden überwiesen worden. Unter den Priestern, welche mit dem Bischofe den Vorsitz führten, waren drei erst vor einigen Tagen aus Korinth zurückgekehrt, wohin sie ein Hirtenschreiben der römischen Gemeinde zur Beilegung der dort ausgebrochenen Zwistigkeiten überbracht hatten. Denn schon damals betrachtete die Kirche von Rom es als ihr Recht und ihre Pflicht, wie es in dem Schreiben heißt, für den Frieden und das Heil aller Kirchen zu sorgen.[6]) — Der Jüngste in der Versammlung und erst am letzten Osterfeste getauft, war Stephanus, der Procurator oder Verwalter der Flavia Domitilla, gegen dreißig Jahre alt, auffallend groß und stark und von lebhaftem Temperament. Er war Christ geworden, nicht um seiner Gebieterin zu gefallen oder in der Hoffnung auf die Freilassung, sondern nach langem Kampfe und aus vollster Überzeugung; aber Domitilla hatte ihm doch am Tage seiner Taufe am verflossenen Osterfeste das Patent seiner Freilassung als Pathengabe gegeben; ja, als wenige Wochen später ihr oberster Verwalter oder Procurator starb, war Stephanus an dessen Stelle gerückt. Domitilla's Gemahl war nicht der einzige, der diese Beförderung für etwas überschnell angesehen hatte. —

Der Bischof Clemens eröffnete die Versammlung mit einem Gebete, verlas dann das Edikt des Kaisers, welches außer den Juden auch Alle, welche zu ihnen gehörten, vom nächsten ersten Januar ab zu der jährlichen Steuer der Doppeldrachme verpflichtete, und fuhr dann fort:

„Weil wir mit den Juden den Einen Gott anbeten und mit ihnen die gleichen heiligen Bücher haben, werden die Beamten, welche das Geld eintreiben, unzweifelhaft auch uns Christen zu der Auflage heranziehen."

„Warum sollen wir, ehrwürdiger Vater," fiel Stephanus dem Bischof in's Wort, „die Steuer entrichten, wo wir doch weder die Beschneidung, noch die sonstigen Satzungen der Juden anerkennen?"

„Weigern wir uns," erwiderte der Bischof, „die Drachme zu zahlen, indem wir dem Richter erklären, daß wir weder Juden noch Anhänger der Synagoge seien, so wird er den Beweis fordern dadurch, daß wir den römischen Göttern opfern. Lehnen wir nun wiederum dieses ab, so erscheinen wir als eine Gesellschaft, welche auf die Privilegien der Juden keinen Anspruch hat, welche aber zugleich eine vom Staate nicht anerkannte und daher verbotene Religion bekennt."

„Hat die Kirche die Verfolgung unter Nero glücklich überstanden", bemerkte wiederum Stephanus, „so wird sie auch aus der eines Domitians glorreich hervorgehen. Die Auflage zahlen, heißt Christum verleugnen, und gewiß werden wir Alle lieber den letzten Blutstropfen verspritzen."

Mehr als Einer in der Versammlung runzelte die Stirne über den vorlauten Sprecher; nun aber erhob sich der Senator Flavius Clemens, indem er sprach:

„Meine Brüder! In den Tagen der Apostel war die Scheidung zwischen Juden und Christen noch keine ausgeprägte; Israel war zunächst zum Heil berufen, wie ja aus ihm das Heil hervorgegangen, und so genoß die Tochter mit der Mutter gleiche Rechte und Privilegien. Seitdem die Juden die Zeit der Gnade von sich gestoßen, hat die Braut Christi keine Gemeinschaft mehr mit der Synagoge; allein

sollte die Tochter darum den Anspruch auf ihr Erbtheil verloren haben? Ich bin daher der Meinung, so lange die Richter nicht verlangen, daß wir unsern Herrn Jesum Christum verleugnen, sondern sich mit der Erklärung begnügen, daß wir denselben Gott mit den Juden anbeten und dieselben heiligen Bücher haben, dürfen wir die Auflage zahlen, nicht weil wir Juden, sondern obgleich wir Christen sind."

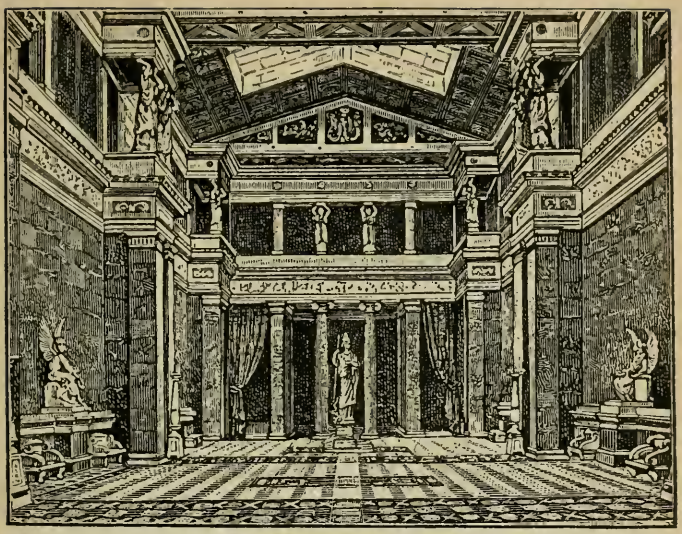
Trotz des allgemeinen Beifalls, den diese Worte fanden, wiederholte Stephanus, er werde niemals die Didrachme entrichten, um so weniger, weil die Steuer zum Wiederaufbau des Jupitertempels, also zur Verherrlichung der Abgötterei verwendet werde. —

Während die Juden über die neue Auflage fluchten und die Christen beriethen, ob sie sich ihr unterwerfen dürften, verbrachte derjenige, der sie ihnen auferlegt hatte, Stunden finsterer Sorgen in den Prachtgemächern des Palatin. Was der feine Kunstsinn jener Zeit, wenn ihm ungezählte Summen zur Verfügung standen, an Pracht und Herrlichkeit zu schaffen vermochte, war aufgeboten worden, die Wohnung des Herrschers mit einem geradezu wahnsinnigen Luxus auszustatten. Für den Neubau des Jupitertempels auf dem Capitol, der unter Vitellius in Flammen aufgegangen, waren unermeßliche Summen verwendet worden; die Vergoldung der ehernen Dachziegel allein hatte, nach unserm Gelde gerechnet, gegen sechzig Millionen Mark gekostet, und doch erklärte Plutarch, es erscheine das Alles als nichts, wenn man eine einzige Gallerie oder einen Saal des Palastes betrachte. Domitian wollte als Gott, als Sohn der Minerva, seiner Lieblingsgöttin, betrachtet werden: seine Wohnung mußte eines Gottes würdig sein. Da blitzte Alles von Gold und Edelsteinen; selbst das niedrigste Geräth war ein Kunstwerk ersten Ranges; was Griechen-

land und der gesammte Orient an unbezahlbaren Schätzen besaßen, das Seltenste und Kostbarste, was in den weiten Provinzen des Römerreiches gefunden werden konnte, hatte in den Palast des Herrschers wandern müssen.

Allein der Mann, der über alle diese Schätze und Reichthümer verfügte, war nicht glücklich. Nein, in dem ganzen großen Reiche gab es Keinen, Keinen, dessen Leben so freudenleer, dessen Gemüth von solcher Nacht umdunkelt gewesen

wäre. Alle hassend ist er von Allen gehaßt; vergebens sucht er Zerstreuung in den großartigen Bauten, in den Triumphbögen und Statuen, die er in Rom zu seiner Ehre errichten ließ; an ein Weib ist er gekettet, das er jetzt ebenso tödtlich haßt, wie er es früher verbrecherisch geliebt hat; ohne Erben, da das schwarze Verhängniß ihm seine Kinder in ihrer zartesten Jugend eines nach dem andern geraubt hat. Auf jedem Schritt verfolgt ihn die Angst vor dem Dolche des Mörders,



den ihm die Astrologen vorhergesagt haben, und so irrt Domitianus des Nachts stundenlang schlaflos in seinen Prunksälen und schimmernden Hallen umher, das Herz voll Gram und Grimm, erschreckend vor seinem eigenen Schatten, — in unermeßlichem Glanze unermeßlich unglücklich.

In unbändigem Stolze verachtet er Alle und zittert doch vor Jedem, der ihm an Fähigkeiten überlegen ist. Der geringste Verdacht reicht hin zu Anklagen auf Majestätsbeleidigung (reus laesae maiestatis) und Staatsumwälzung (molitor novarum rerum), und Spione an allen Ecken und Enden liefern Hoch und Niedrig in die Hände der Richter. Nur wenig über vierzig Jahre alt, hatte Domitianus alles Haupthaar verloren; die finstern, tief gefurchten Züge ließen ihn um mehr denn zehn Jahre älter erscheinen.

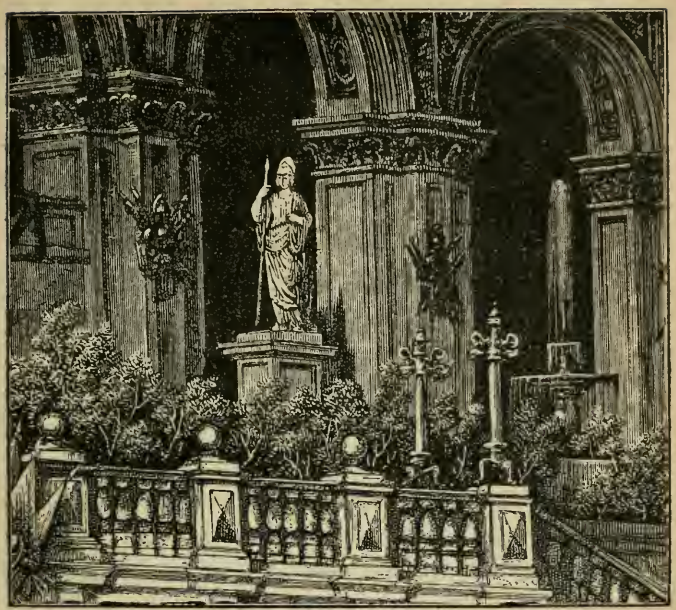
Allein wenn Sueton und Dio Cassius die Farben kaum schwarz genug auftragen können, um Domitian als Scheusal zu schildern, — es gab doch Momente, wo der finstere

Geist von ihm gewichen, wo er wieder Mensch war und sich freute, es zu sein. Er hatte in seiner Umgebung ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren, das Kind eines niederen Hofbeamten, das den Namen „Irene, Friede" trug. Das war die unschuldig

sein Liebling, reinen Augen, und wenn alle schon der Na- Welt vor dem me des Kindes Herrscher zit- bezauberten terte, die Klei- sein Herz, und neallein kann- nicht selten, te keine Scheu wenn es auf sei- vor ihm. Die nem Schooße süße Stimme, saß und nach seiner Art mit ihm plauderte, oder wenn er es auf den Armen schaukelte, dann trat wohl eine Thräne in das Auge des finstern Mannes, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust. Anspruchslos, auf jeden Wink gehorsam, ihm herzlich ergeben, ohne Arg und Falsch, dabei geistig hoch begabt, spielte die Kleine zwischen den Krallen des Löwen, den sie durch den Zauber ihrer Unschuld gefesselt hielt.

Irene's Eltern waren im Geheimen Christen; hatte ja bereits seit den Tagen der Apostel das Kreuz seine Bekenner im Kaiserhause auf dem Palatin. —

An jenem Abende, an welchem die Christen ihre Berathung bei dem Bischofe Clemens hielten, hatte die Kleine durch ihr anmuthiges Geplauder den bösen Dämon auf einige Stunden von Domitian vertrieben; ruhiger als sonst wandelte er durch die offene Halle, welche einen duftenden Blumenpark umschloß. Der volle Mond schaute still und feierlich vom nächtlichen Himmel nieder und



verwandelte mit seinem Lichte die rauschenden Wasser des Springbrunnens in Mitten des Hofes in flüssiges Silber.

In einer Nische der Halle stand die goldene lebensgroße Statue der Minerva, der Schutzgöttin des Kaisers.

Mit gekreuzten Armen an eine Säule gelehnt, den Blick auf das Standbild geheftet, hing der Kaiser einem Gedanken nach, der, ihm selber verwunderlich, heute zum ersten Male in seiner Seele aufgetaucht war.

„Ich weiß es," sprach er für sich, „meine Tage sind gezählt. Der Traum, in welchem Du, meine Göttin, mir erklärtest, daß Du Jupiter's Beschluß nicht zu ändern vermagst, er lehrte mich, daß die Mörder vor meiner Thüre stehen.

„Ich beuge mich dem Schicksal. —

„Seltsam, daß mir heute zum ersten Male die Frage auftaucht: Wer wird nach dir herrschen?

„Muß ich auch dies dem Walten des dunklen Geschickes überlassen? —

„Ha, daß ich niemand habe, der meinen blutigen Tod rächt, — Niemand, der mein Andenken in Ehren hält und dem Hundegezücht des römischen Volkes wehrt, über meinen Untergang zu frohlocken!

„Titus Flavius Clemens — —?

„Wie komme ich auf diesen Namen?

„Bei allen Göttern! wenn ich ihn, meinen Vetter, zum Mitregenten nehme, ... wenn ich seine beiden Söhne adoptire, ... dann bleibt die Herrschaft bei dem Geschlechte der Flavier, und der absterbende Stamm treibt neue Zweige.

„Es ist wahr, Clemens ist von einer unsäglich verächtlichen Trägheit,*) die von keinem Amte, von keiner Arbeit wissen will. Desto weniger habe ich, so lange ich lebe, von ihm zu fürchten. Und Besseres ist von seinen Söhnen zu hoffen, wenn ich ihnen einen tüchtigen Lehrer suche. —

„Habe Dank, hohe Göttin! — Nur von Dir kann dieser Gedanke kommen. Konntest Du meinen Tod nicht abwenden: Du lässest mich doch nicht ohne Trost sterben.“ —

Domitianus hatte seit Monaten keinen so ruhigen Schlaf genossen, wie diese Nacht. Aber Flavius Clemens und seine Gattin Flavia Domitilla würden kein Auge geschlossen haben, hätten sie geahnt, was ihnen der nächste Tag bringen sollte.

*) contemptissimae inertiae, sagt Sueton.

Zweites Kapitel.

Der Kaiser.

Wenn Domitianus seinem Vetter einen verachtungswürdigen Widerwillen gegen jede Arbeit und Thätigkeit in Staatsämtern zum Vorwurf gemacht hatte, so lag diese Abneigung nicht sowohl im Charakter des Clemens, als in der Unmöglichkeit für jeden Christen, ein öffentliches Amt zu übernehmen, welches ihn jeden Tag in die Nothwendigkeit versetzt haben würde, an heidnischen Opferhandlungen Theil zu nehmen. Im Senate stand die Statue der Victoria, und jede Sitzung wurde mit einem Opfer begonnen; Domitianus hatte im Tempel des Jupiter auf dem Capitol seine goldene Statue errichten lassen, und wehe dem Beamten, der ihr nicht täglich seinen Weihrauch streute. Das ganze öffentliche Leben der Römer war so sehr mit der Religion, mit der Verehrung der Götter verwebt, daß mit dem Übertritt zum Christenthum möglichste Zurückgezogenheit unabwendbares Gebot ward.[7])

Während der Regierung Domitian's aber kam noch der andere Umstand hinzu, daß Jedermann von Talent und Fähigkeit dem Verdachte ausgesetzt war, nach der Herrschaft zu streben, — und der bloße Argwohn reichte hin, den Mann auf den Richtplatz zu bringen. Was half es dem Agricola, dem siegreichen Feldherrn in Britannien, daß er nach seiner Rückkehr sich in die tiefste Verborgenheit zurückzog? Domitian war nicht eher ruhig, als bis er ihn durch Gift aus dem Wege geräumt hatte.

Titus Flavius Clemens war ungefähr im gleichen Alter mit dem Kaiser. Er war eine schöne, männliche Erscheinung mit dunklem, krausem Haupthaar und kurzem Bart; die edlen Züge, wie das tiefe Auge erinnerten an Kaiser Vespasian, welcher der Bruder seines Vaters gewesen. —

Es war Sitte und strenge Vorschrift, daß in der Frühe eines jeden Tages die Senatoren und der ganze Adel, in die festliche weiße Toga gekleidet, ihren Morgenbesuch im Palaste machten. Domitianus zeigte sich selten; in der Regel entließ

er die Besucher durch einen seiner Hofbeamten, und Jedermann war froh, in dieser Form entlassen zu werden.

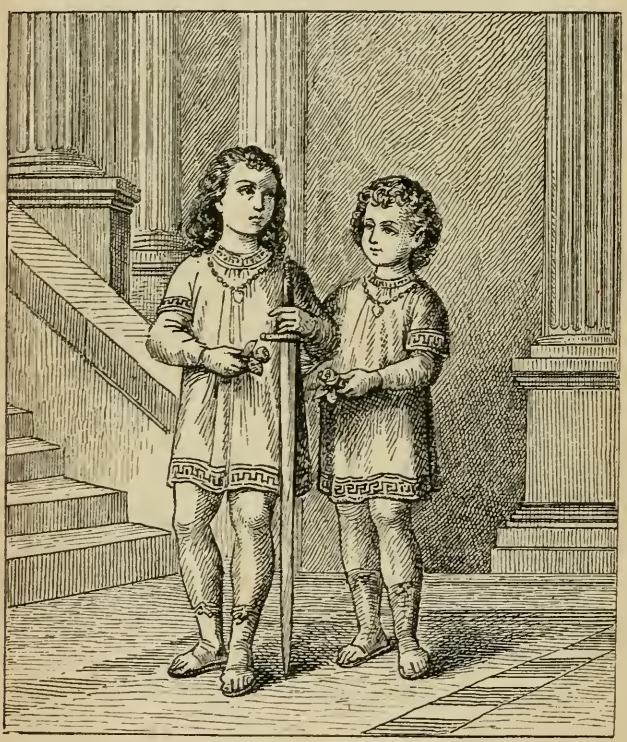
An diesem Morgen aber erschien der Gebieter. Streng und stolz wie immer, aber doch herablassender, als man es sonst an ihm gewohnt war, ließ er sich von den vor ihm Knieenden die Hand küssen und hatte für Einzelne sogar ein freundliches Wort, — allerdings zu geheimem Schrecken Derjenigen, welchen diese Bevorzugung galt. Denn man wußte, daß Domitianus es liebte, den Mann, den er verderben wollte, durch Gnadenerweise über seine Absichten zu täuschen. Des Flavius Clemens Freunde erblaßten daher, als der Kaiser seinen Vetter mit ungewöhnlicher Freundlichkeit begrüßte und vor allen Anwesenden seinen trefflichen Charakter und seine hohen Geistesgaben rühmte. Als dann gar Domitianus ihm befahl, ihm in seine Gemächer zu folgen, da mißgönnte ihm Niemand eine Auszeichnung, welche der sichere Vorbote des Verderbens zu sein schien.

Die Unterredung zwischen dem Kaiser und seinem Vetter dauerte lange. Als Domitianus ihm erklärte, es sei sein Wille, ihn zunächst zum Consul für das nächste Halbjahr, das mit den Kalenden des Januar beginnen mußte, dann aber zum „Augustus", d. h. zum Mitregenten zu machen, seine beiden Knaben aber an Kindesstatt als „Caesares" zu adoptiren, da sah Clemens die Gefahr klar vor Augen, welche ihm drohte. Allein, was er auch vorbringen mochte, den Antrag abzulehnen, Domitianus blieb bei seinem Entschlusse; noch heute sollte Domitilla, des Senators Gemahlin, die beiden Kinder in den Palast bringen.

Domitilla hatte eben mit den Knaben und dem ganzen Hausgesinde das tägliche Morgengebet beendigt, als ihr

Gemahl leichenblaß nach Hause kam und ihr den Befehl des Kaisers eröffnete. —

Lassen wir die Beiden allein, um über den verhängnißvollen Entschluß des Herrschers zu berathen, und begeben wir uns in den innern Hof ihres Palastes, wo uns eine harmlos liebliche und anmutige Scene erwartet.



Von den sieben Kindern, welche Domitilla ihrem Gatten geschenkt, sind ihm nur zwei Knaben geblieben, der eine zehn, der andere acht Jahre alt, Sabinus und Plautius. Sie tragen die üblichen Kleider vornehmer Kinder, toga praetexta, ein mit Stickerei verbrämtes Gewand, und um den

Hals an einem Kettchen die goldene Bulla, eine herzförmige Kapsel, das Abzeichen adeliger Geburt. Das schwarze Haar fällt in vollen Locken auf die Schultern; aus den dunklen Augen, die uns bis in's Herz hinabsehen lassen, leuchtet Unschuld zugleich und ungewöhnliche Begabung; bei dem kleinen Plautius glauben wir einen gewissen muthwilligen Zug zu erkennen; er scheint überhaupt geweckter, als der ältere.

Bei Spiel und Erholung ist die Bewachung der Knaben einem Mann von riesiger Gestalt anvertraut, einem germanischen Sklaven, Namens Sigamber. Als Kriegsgefangener von den Ufern des Rhein's auf den römischen Sklavenmarkt gebracht, ist er von Flavius Clemens gekauft worden, und wenn Sigamber allmählich das tiefe Heimweh nach der nordischen Heimath überwunden, so dankt er es der überaus gütigen Behandlung seines Herrn, wie seiner Gebieterin. Er ist eine prächtige Figur, hoch und stark, mit blondem, vollem Haar und Bart, treuherzige Gutmüthigkeit in seinen Zügen. Nur zuweilen, wenn ihm etwas Widerwärtiges begegnet, bricht die alte Germanen-Natur wieder hervor: dann sprüht aus seinen Augen wildes Feuer und der Zorn macht sich Luft in der Muttersprache; denn das Lateinische, das er überhaupt nur sehr gebrochen spricht, ist ihm zu

weich als Sprache für die Leidenschaft. Eifrig in den mancherlei Diensten, zu welchen er verwendet wurde, ist er am glücklichsten bei den beiden Knaben. Diese haben von ihm das eine oder andere deutsche Wort gelernt; nichts ist ihnen lieber, als wenn er ihnen von seinem Vaterlande erzählt, wie die Germanen ihre Söhne im Waffendienst und in den Künsten des Krieges unterrichten

oder, auf Bärenhäute gelagert, ihre Berathungen halten, wie sie in ihren Wäldern Bären, Auerochsen und Elenthiere jagen, und im Winter über die Eisschollen wandeln, die den Strom bedecken, und wie sie in die Schlacht ziehen, gefolgt von ihren Weibern und Töchtern, die von der Wagenburg aus ihnen Muth zurufen. — Sigamber hat seinen Odin und Thor und die übrigen Götter seines

Volkes nicht vergessen; allein von ihnen darf er vor den Kindern nicht reden.

Der Germane erzählte eben wieder den lauschenden Knaben von den Waffenübungen der Krieger, als Stephanus, der Procurator oder Verwalter der Flavia Domitilla, sich zu ihnen gesellte. Sigamber hatte den Mann von dem Tage an, wo derselbe in den Dienst Domitilla's getreten, mit einer gewissen Abneigung betrachtet, und diese war noch dadurch gewachsen, daß Stephanus gerade ihn gerne zur Zielscheibe seiner Neckereien machte.

„Ah," begann der Procurator lächelnd, indem er, zu den Knaben gewendet, den Germanen an seinem prächtigen Bart zupfte, „lügt Euch der struppige Bär wieder allerlei vor aus seiner germanischen Wildniß? — Sage doch, Sigamber, wie viel Pfund Pferdefleisch hast Du dort täglich vertilgt, und wie viele Amphora Meth dazu getrunken? Darin seid Ihr ja Helden."

„Sigamber nie lügen," antwortete finster der Hüne, „und Pferdefleisch und Meth besser sein, als römische Tafel. O, Germanen stecken nicht Feder in den Hals, wenn satt gegessen. Pfui! Römer fressen und saufen, und dann erbrechen, und wieder fressen und saufen.[8]) Ja, ja, darin Römer Germanen überlegen."

„Weißt Du," fuhr Stephanus in dem gleichen Tone fort, „daß eine Wahrsagerin Deines Volkes nach Rom gekommen, in der Hoffnung, Kaiserin zu werden."[9])

„Sigamber kennt Ganda, die Priesterin," entgegnete der Germane. „Aber deutsche Jungfrauen rein und züchtig; Römerinen, pfui, wie ausgelassen! Ganda, heilige Prophetin, Botin Odin's an Imperator,—und dunkle Botin. O, Germanen nicht Meuchelmörder: Germanen offen."

Stephanus, der den Sinn der letzten Worte nicht verstanden, hatte einen neuen Scherz auf der Zunge, und gewiß wäre Sigamber endlich in seiner Muttersprache losgebrochen, wenn nicht eben jetzt ein Diener erschienen wäre, die beiden Knaben zu den Eltern zu rufen; zugleich brachte er dem Germanen den Befehl, das Festkleid anzulegen, um der Herrin zu einem hohen Besuche als praecursor oder Vorläufer das Geleit zu geben.

Wenn vornehme römische Damen Besuche machten, so ging ihrer lectica, der geschlossenen Sänfte, in welcher sie sich tragen ließen, ein Diener voraus, um in dem Gedränge Platz zu machen; man bediente sich dazu besonders großer und starker Sklaven.

Nach einer Stunde sah man Domitilla, Kummer und Besorgniß in ihren edlen Zügen, ihre Wohnung verlassen und den Weg nach dem Palatin einschlagen; in einer zweiten lectica folgte das junge Brüderpaar.

Sigamber, in die rothe Livré des praecursor gekleidet, einen Stab mit einem goldenen Knauf in der Hand, schritt stolz und gravitätisch seiner Herrin voraus, indem er in den belebten Straßen durch sein „cedite!“ Platz machte.

Hinter den beiden Sänften folgte der Sitte gemäß Stephanus, da hohe Damen bei solchen Ausgängen sich von ihrem Procurator begleiten ließen.

Je mehr man dem Forum sich näherte, desto lebhafter war der Verkehr, und Sigamber hatte alle Mühe, den Weg für die Sänftenträger frei zu machen.

„Au!“ schrie ein dickes Weib aus dem Volke, „hält dieser Ochse mich für ein Bündel Heu?“

„Nur sanft bei Seite geschoben!“ erwiderte mit seiner tiefen, rauhen Stimme der Hüne; „cedite!“

„Schone doch die Falten meiner Toga!“ rief wüthend ein fein gestriegelter Stutzer.

„Ihr Götter!“ jammerte ein Dritter, „ein Elephant ist aus dem Amphitheater entwichen!“

„Cedite, cedite!“ wiederholte mit unverwüstlicher Ruhe der Germane und fuhr fort, die Leute nach seiner Weise „nur sanft bei Seite zu schieben“.

Endlich war die große Freitreppe erreicht, die zum Palatin emporführte; nach wenigen Augenblicken stand

Domitilla klopfenden Herzens in dem Vorgemache des Kaisers. Eine unsäglich schwere Angst drückte auf ihrer Brust; — sie glaubte in den Boden zu versinken, als der cubicularius sie mit ihren Kindern eintreten hieß.

Sobald Domitilla den Herrscher erblickte, warf sie sich mit den beiden Knaben ihm zu Füßen und küßte schweigend die Hand des Gebieters.

Domitian richtete seine Augen auf die Knaben, die in banger Scheu ihn nicht anzusehen wagten; er gedachte seiner Kinder, die jetzt in dem gleichen Alter stünden, hätte nicht das herbe Geschick sie ihm entrissen.

„Du hast," sprach er zu Domitilla, „von Deinem Gatten meinen Willen vernommen. Ich nehme aus Deiner Hand diese Knaben entgegen, nicht um sie Dir zu entreißen, sondern um sie durch den trefflichen Quintilianus zu der Aufgabe ausbilden zu lassen, zu welcher die unsterblichen Götter sie berufen haben. Ich erwarte zudem, daß Dein Gemahl, wie Du selber, Euch der Ehre würdig erweisen werdet, die ich Euch zugedacht. Täuscht mich meine Voraussetzung, so trete ich, was ich erhoben habe, in den Staub. In den nächsten Wochen," schloß Domitian, „werde ich den Palast des Tiberius herrichten lassen; bis dahin darfst Du jeden Morgen kommen und die Knaben sehen."

Das Herz zum Brechen voll, raffte Domitilla alle Kraft zusammen, um dem Kaiser zu antworten.

„Mein Herr und Gebieter", sprach sie, „Dein Wille ist Befehl für Deine Dienerin, so schwer es mir wird, den stillen Kreis meines Hauses mit dem Glanze des Palastes zu vertauschen, so unendlich schwerer es für mich ist, mich von meinen Kindern zu trennen."

Thränen erstickten ihre Stimme; aber Domitianus, der keine Ahnung von dem Opfer hatte, das die Christin brachte, keine Ahnung von dem Schmerze und der Besorgniß des Mutterherzens, runzelte finster die Stirne.

„Der göttliche Domitianus, Dein Herr," sprach er, „ist nicht gewohnt, Einwendungen zu hören. Was ich beschlossen habe, ist von oben eingegeben worden. Kehre jetzt heim; die Knaben bleiben hier. — Und wisse, daß sie in Zukunft andere Namen führen; der ältere heißt nach meinem Vater Vespasianus, der jüngere nach mir. Kommt her, Ihr Buben, und versprecht mir, fleißig und gehorsam zu sein."

Zitternd nahten die Knaben dem schrecklichen Manne und küßten ihm die Hand, ohne es zu wagen, ihn anzuschauen.

Vater und Mutter hatten ihnen unter so viel Kümmerniß, so ernst und dringend vorgeschrieben, wie sie sich zu benehmen hätten, daß die Kinder es ahnten, wie unermeßlich viel von ihrem Verhalten in dieser Stunde abhänge.

„Ich werde dem Lehrer befehlen, die ferula bei Euch nicht zu schonen," sprach der Kaiser. „Jetzt verabschiedet Euch von Eurer Mutter; ein Sklave wird Euch in Euere Zimmer führen."

Domitilla drückte schweigend die beiden Kinder an ihr Herz und machte ihnen heimlich ein Kreuzzeichen auf die Stirne; dann verließ sie das Gemach des Herrschers.

Erst als sie wieder in der Sänfte saß, machten Schmerz und Kummer ihres Mutterherzens sich in einem Strome von Thränen Luft.

„O Gott!" flehte sie, und richtete mit glühendster Inbrunst ihre Augen zum Himmel, „o Gott, hast Du die drei Jünglinge am Hofe des Nabuchodonosor beschirmt und den Daniel aus der Löwengrube errettet, schütze denn

auch meine Kinder in der Höhle des Löwen, die Lämmer in Mitten der Wölfe."

Stephanus war im Gefolge seiner Herrin bis in die Vorzimmer des Kaisers vorgedrungen. Während er hier auf Domitilla's Rückkehr wartete, erschien Parthenius, der praefectus cubiculariorum oder Oberst-hofmeister; der Procurator erklärte, wer er sei, und Parthenius, dem des Kaisers neuester Entschluß bekannt war, benützte gerne diese günstige Gelegenheit, in einem leichten Geplauder durch scheinbar unverfängliche Fragen sich über das Leben im Hause des Clemens zu unterrichten.

Auf dem Heimwege, als Stephanus allein hinter der Sänfte seiner Herrin daher schritt und nun über die Unterredung nachdachte, fiel es ihm schwer auf das Gewissen, daß er, durch die gewinnende Freundlichkeit des hohen Herrn verlockt, doch mehr denn Ein Wort gesagt, welches er besser verschwiegen hätte.

Drittes Kapitel.

Die Thronerben.

Am 24. Oktober feierte Domitian seinen Geburtstag, und da im Oktober die neuen Consuln für das nächste Jahr designirt, d. h. vom Kaiser dem Senate und Volke angezeigt wurden, so verschob Domitian auf jenen ohnehin naheſtehenden Festtag die feierliche und amtliche Bekanntmachung seiner neuesten Entschließungen. Allein in Rom, wo die Wände Ohren hatten, war die Sache schon sofort bekannt geworden, und so bildete am nächsten Tage und die ganze Woche das ausschließliche Stadtgespräch auf dem Forum und in den Tabernen die Designirung des Flavius Clemens zum Consul neben dem Kaiser, die Adoption seiner beiden Söhne und die bevorstehende Uebersiedelung der Familie zum Palatin. Ueberall wurde diese Nachricht mit unverholener Freude aufgenommen; der Kaiser erfuhr es durch seine Spione, und war doppelt befriedigt.

Die beiden jungen Prinzen, denen Domitian zu Neujahr den Titel „Cäsar" verleihen wollte, wußten sich mit einem über ihr Alter hinausgehenden Starkmuth in die Trennung von den Eltern und in die neue Lage zu finden, so wenig deren Glanz ihnen Ersatz zu bieten vermochte für das heitere Glück, das sie bisher genossen.

Was ihnen das Opfer leichter machte, war die liebe kleine Irene. Sobald diese von ihrer Ankunft im Palaste gehört, war sie zu ihnen geeilt und hatte sie auf alle Weise aufzumuntern gesucht; von Domitian erschmeichelte sie sich dann die Erlaubniß, die tägliche Stunde der Erholung mit den Beiden theilen zu dürfen.

Quintilian, der berühmteste Rhetor seiner Zeit, den der Kaiser zum Erzieher der Knaben berufen hatte, war ein ganzer Lehrer. Schon am ersten Tage hatte er ihre Herzen gewonnen; er machte ihnen das Lernen leicht und lieb zugleich; ihrerseits aber zeigten beide Knaben so viel Talent, daß Quintilian nach der ersten Woche schon die erfreulichsten Berichte erstatten konnte. Der erste Unterricht, den sonst ein literator oder höherer Elementarlehrer ertheilte, erstreckte sich auf die Erklärung der griechischen und römischen Dichter und Redner, besonders auf Homer und Demosthenes, Virgil und Cicero. Zur Uebung im Rechtschreiben wurde viel dictirt. Das Gedächtniß wurde durch Auswendiglernen geschärft, und wie unsere Kinder die zehn Gebote, so mußten die kleinen Römer die zwölf Tafelgesetze hersagen.[10])

Hatte der Rhetor die Knaben in den verschiedenen Zweigen des Wissens zu unterweisen, wie sie damals zur Bildung gehörten, so gingen damit die körperlichen Uebungen, zumal die in den Waffen, Hand in Hand. Domitian hatte sich in seiner Jugend viel mit Dichtkunst und Philosophie beschäftigt, später sie dann ebenso verächtlich bei Seite geworfen; daß Quintilian die beiden Knaben in jeder geistigen Beziehung ausbilde, verlangte er; aber ihren körperlichen Uebungen wohnte er nicht selten persönlich bei. Domitian war ein Schütze, der, wie keiner, so sicher mit dem Pfeile das Ziel zu treffen wußte; der jüngere der beiden

Knaben, der des Kaisers Namen trug, war schon darum sein bevorzugter Liebling, weil er besser schoß, als der ältere.

Domitilla machte von der ihr gewährten Erlaubniß, täglich ihre Kinder besuchen zu dürfen, genau innerhalb der festgesetzten Zeit Gebrauch. Wie Vieles hatte sie dann den Knaben zu sagen; mit welcher Mutterliebe mahnte und warnte, tröstete und ermunterte sie dieselben! Freute sie sich über ihre Fortschritte im Unterricht, so zitterte sie auch wieder, daß die zarte Pflanze des christlichen Glaubens in der Seele ihrer Kinder Schaden leiden könne durch die Lehren und Grundsätze ihres heidnischen Erziehers. Und noch besorgter war das Mutterherz um die Unschuld ihrer Söhne an einem Hofe, wo trotz des Schreckens vor dem Tyrannen die Sünde allenthalben ihre Netze stellte.

Flavius Clemens durfte seine Kinder nur zuweilen sehen. So hart ihm das Opfer wurde, die Klugheit und die Sorge um das Heil der Seinen geboten ihm, seine Vaterrechte nicht über die engen Grenzen hinaus geltend zu machen, welche der Adoptivvater ihm gesteckt hatte. Denn Domitian betrachtete die beiden Knaben, die er aus dem Dunkel des Privatlebens erhoben hatte, um sie auf den Thron der römischen Imperatoren empor zu führen, als sein Eigenthum.

Für Sigamber war der Tag immer ein Festtag, wo er es ermöglichen konnte, den Uebungen der Prinzen beizuwohnen. Das Herz lachte ihm im Leibe, wenn er die jungen Recken ihre kleinen Pferde tummeln oder Pfeil und Bogen handhaben sah. Eines Tages konnte er sich nicht enthalten, gleichfalls nach einem Bogen zu greifen; mit sicherem Schusse jagte er den Pfeil in das Schlüsselloch der Thüre, auf das er gezielt hatte. Aber in dem-

selben Augenblicke fuhr er erschreckt zusammen, da hinter ihm eine rauhe Stimme ihm zurief:

„Prahlhans Du! Bist doch nur ein Stümper!"

Es war der Kaiser, der unbemerkt aus der Nähe den Uebungen der Knaben zugeschaut hatte. Sigamber, der den Domitianus heute zum ersten Male sah, diese große, starke Gestalt mit den stechenden Augen und dem finstern Ausdruck in seinen Zügen, dachte an eine Erscheinung seines Kriegsgottes Thor.

Auf des Kaisers Weisung mußte der kleine Domitianus sich in doppelt weiter Entfernung, als jenes Schlüsselloch gewesen, hinstellen und die Hand mit ausgespreizten Fingern ausstrecken.

„Wenn Du Dich rührst, schieß' ich Dich in's Herz!" rief der Kaiser, indem er den Bogen spannte. Im nächsten Augenblicke schwirrte der Pfeil zwischen Daumen und Zeigefinger des Knaben hindurch.

„Stillgestanden!"

Der zweite Pfeil fuhr zwischen die nächsten Finger, ohne sie auch nur zu streifen.

Ebenso ging es mit den beiden folgenden Pfeilen.*)

Sigamber starrte stumm auf das grausige Spiel; dann aber warf er sich vor dem Kaiser auf den Boden und rief aus:

„O, Sigamber nun begreifen, daß Germanen besiegt! Thor Germanen verlassen; Thor Kaiser der Römer geworden."

Domitian, den diese urwüchsige Huldigung des Barbaren nicht wenig schmeichelte, erlaubte fortan dem Sigamber, häufiger bei den Uebungen der Knaben zu erscheinen.

*) Dieses Bravourstück wird uns ausdrücklich durch Sueton berichtet.

So verflossen die letzten Wochen des alten Jahres. Domitian war mit sich über die Adoptirung der beiden Kinder zufrieden, und auch diese legten nach und nach ihre bange Angst ab vor dem „Herrn", wie sie ihn stets nennen mußten. Daß sie nur mit scheuer Ehrfurcht ihm nahten, dafür sorgten schon die Erscheinung, wie Blick und Sprache des Gebieters. Sie hatten bis jetzt dem Kaiser noch keinen Anlaß zum Tadel gegeben; allein wenn er ihnen auch niemals nur das leiseste Wort der Anerkennung gegönnt, so bebten sie schon bei dem Gedanken, daß sie je den Zorn des schrecklichen Mannes erregen könnten. Mehr denn einmal waren sie zitternd Zeugen seiner Wuthausbrüche gewesen.

Außer Sigamber fanden auch die beiden alten Diener Nereus und Achilleus zuweilen Gelegenheit, ihre jungen Herren zu sehen.

„Erinnerst Du Dich noch", sprach nach einem solchen Besuche auf dem Heimwege Nereus zu seinem Bruder, „erinnerst Du Dich noch, mit welcher Wuth Nero Alles aufbot, den christlichen Namen auszulöschen? Und jetzt, schon nach dreißig Jahren, sind es zwei christliche Edelknaben, die an den Stufen des kaiserlichen Thrones stehen und, so Gott will, noch vor unseren Augen als Imperatoren die Herrschaft über die Welt antreten."

„Auch ich", entgegnete Achilleus, „habe schon oft an diesen Wechsel gedacht, in welchem so sichtbar das Walten Gottes über seine Kirche vor Augen tritt. Allein wenn ich mir dann die Folgen überdenke, muß ich ein noch viel, viel größeres Wunder erwarten, falls ich mich nicht der trübsten Besorgniß hingeben soll."

„Ich verstehe, woran Du denkst. Allein kann nicht Gott, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche

leitet, die Verstocktheit der Juden und den Irrwahn der Römer durch ein Wort seiner Allmacht plötzlich erleuchten!"

„Gewiß, Nereus, und ich würde in diesem Wunder die Frucht des Blutes der Martyrer sehen, zu deren Tod ja leider auch wir in unserer Verblendung mitgewirkt."

„Und was hält Dich ab, ein solches Wunder zu erwarten? Sahen wir denn nicht Jerusalem und seinen Tempel in Flammen aufgehen und das jüdische Volk für seinen Frevel am Gottessohn in alle Welt zerstreut werden, ganz so, wie der Herr es vorhergesagt?"

„Allein bei dem Wunder, das ich im Auge habe, liegt die Sache doch anders. Ist denn dieses römische Volk mit seiner Abgötterei und seiner Sittenverderbnis auch nur halbwegs reif für das Christenthum? — Gott thut dem Menschen keine Gewalt an, und über Nacht verwandeln Wölfe sich nicht in Lämmer. Und hier, siehst Du's, hier liegt der Grund meiner Besorgniß."

„Ich muß Dir wohl einiger Maßen Recht geben", bemerkte nach einigem Nachdenken Nereus. „Wenn unsere jungen Herren demnächst den Thron besteigen und als christliche Kaiser handeln und herrschen wollen, dann haben sie sofort Priesterschaft, wie Adel und Volk gegen sich. Allein sind die Römer unter Domitianus in eine Sklaverei versunken, welche Geist und Gewissen in gleich schmachvolle Ketten geschmiedet hat, wird dann nicht ein von Gott gesandter Imperator sie zu der höchsten und edelsten Freiheit emporzuführen im Stande sein?"

Achilleus zuckte mit den Achseln und schwieg.

„Ich sage Dir," fuhr er nach einiger Zeit fort, „ich zittere für unsere jungen Herren, so oft ich an die Zukunft denke. Und ebenso bangt mir für unsern Gebieter und seine Gemahlin. Trotz aller Vorsicht werden sie der

Stunde nicht entgehen können, wo sie ihren Glauben offen bekennen, oder aber ihn offen verleugnen müssen."

„O, die werden keinen Augenblick wanken."

„Und dann ist für sie das Urtheil gesprochen."

„So fürchtest Du, ..."

„Ich überlasse Alles Dem dort oben. Allein ich habe mich bis jetzt keinen Augenblick gefreut über die Erhebung, welche Domitianus unserm Herren und den Seinen zugedacht hat." —

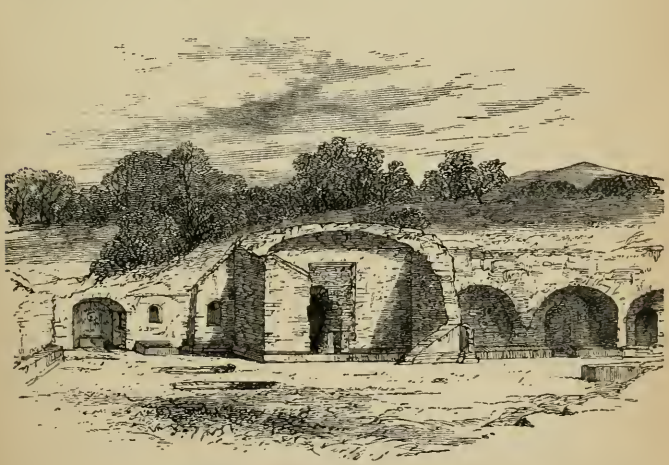
Anders sah Stephanus die Sache an. Wäre er bei der Unterredung zugegen gewesen, er würde die schmähliche Knechtschaft, in welcher die Römer gelernt hatten, sich in das Härteste und Unwürdigste zu fügen, als die von Gott gewollte Vorbereitung auf die sofortige Bekehrung des ganzen Reiches zum Christenthume hingestellt haben. — Auch er benützte jede Gelegenheit, die beiden Knaben im Palaste zu sehen, und er that es aus herzlicher Anhänglichkeit. Allein er machte sich dabei doch auch für sich selber seine Pläne für die Zukunft: eines der wichtigsten und einträglichsten Aemter am kaiserlichen Hofe stand ihm ja in sicherer Aussicht.

Bei seinen Besuchen im Palaste fand Stephanus wiederholt Gelegenheit, mit dem obersten Kämmerer Parthenius zu reden. Bei dem ersten Gespräche hatte er das, was er früher in seiner Geschwätzigkeit ausgeplaudert, durch entgegengesetzte Aeußerungen zu verwischen gesucht; um jede Vermuthung, daß Clemens und seine Familie Christen seien, zu verscheuchen, hatte er sogar die Lüge nicht gescheut, daß dieselben täglich in ihrem Lararium der Statue des Kaisers Weihrauch opferten. — Bei der hervorragenden Stellung, welche Flavius Clemens in Bälde einzunehmen berufen war, hielt es Parthenius, der schlau berechnende

Hofmann, für gerathen, Domitilla's Verwalter sich zum Freunde zu machen; zu seiner Genugthuung fand er den Procurator nicht nur für Schmeicheleien, sondern auch für Geschenke zugänglich.

Obschon die Wohnung im Palaste des Tiberius längst hergerichtet war, verschob Flavius Clemens seine Uebersiedelung unter immer neuen Vorwänden von Woche zu Woche. Domitian, sonst gewohnt, seinen Willen sofort ausgeführt zu sehen, mochte hier doch nicht befehlen, und ließ einstweilen die Entschuldigung wegen Ordnung der häuslichen Verhältnisse gelten. — In dem nahenden Vorgefühl der Stunde, wo der Herr das Gold im Feuer erproben wolle, suchte Domitilla mit dem gottergebenen Starkmuth ihrer Seele sich auf jede Prüfung bereit zu halten. Vor dem appischen Thore, an der ardeatinischen Straße besaß sie ein Landgut; ohne ihrem Gemahl etwas davon zu sagen, ließ sie sich dort eine Familiengruft bauen und entzog dieselbe durch einen gerichtlichen Akt jeder Vererbung oder Veräußerung.[11]) Auf der Front des Grabmonumentes stand auf marmorner Tafel die Inschrift, welche dasselbe als Eigenthum der Familie der Flavier bezeichnete:

Darunter hatte sie einen Anker, das Symbol der christlichen Hoffnung, einmeißeln lassen.[12]) Ein weiter, gewölbter Gang stieg vom Eingange aus allmählich in die Tiefe der Erde hinab, die Decke mit lieblichen Scenen traubenlesender Genien zwischen leichten Rebengewinden, die Wände mit biblischen Bildern, Noe in der Arche, Daniel in der Löwengrube, das himmlische Gastmahl u. A. decorirt. Rechts und links öffneten sich in den Wänden des Ganges Nischen zur Aufstellung von Sarkophagen. Die Folgezeit hat dann neben dem Eingange noch links die Wohnung des Wächters, rechts einen Saal hinzugefügt, wo nach altchristlicher Sitte die Ueberlebenden das Jahresgedächtniß der Verstorbenen in gemeinsamer Feier zu begehen pflegten. In dieser Gestalt ist das Grabmal, wenn auch theilweise zerstört, bis auf den heutigen Tag erhalten, als Ausgangspunkt jenes großen christlichen Gottesackers, welcher nach seiner Gründerin noch jetzt das Cömeterium der Domitilla heißt.[13])



Eingang in die Katakombe der h. Domitilla.

Viertes Kapitel.

Die Kalenden des Januar.

Der erste Januar des Jahres 96 war angebrochen, der Tag, an welchem die beiden neuen Consuln für das kommende Jahr ihr Amt antraten. Domitian hatte auch jetzt wieder das eine Consulat selber übernommen — zum siebzehnten Male — stolz darauf, daß noch kein Kaiser vor ihm so oft Consul gewesen.

Nach der römischen Einrichtung standen die beiden Consuln ein volles Jahr lang an der Spitze des Staates. Allein seit Nero war die halbjährige Amtsdauer nichts Ungewöhnliches; Domitian selber wählte sich in der Regel schon im zweiten oder dritten Monat einen consul suffectus, der seine Stelle vertrat. So hatte der Kaiser auch für Flavius Clemens nur eine halbjährige Frist in's Auge gefaßt; entsprach er in dieser Zeit den gehegten Erwartungen, so sollte alsdann seine Ernennung zum Augustus oder Mitregenten erfolgen.

Für die Feier des Amtsantrittes der Consuln gab es eigene Prachtgewänder, die im Schatze des Jupitertempels auf dem Capitol aufbewahrt wurden, die tunica palmata, ein langes Prunkgewand von blendend weißer Wolle, mit zwei in Farben und Gold gestickten breiten Streifen (latus clavus), welche von den Schultern über die Brust bis zu den Füßen hinabgingen, — und die toga picta, der weite, mit goldenen Sternen besäte, mit

Purpursaum verzierte Mantel; endlich goldgestickte Sandalen mit Purpurbändern in hochrother Farbe. Dazu kam als weiteres Abzeichen der Würde ein Elfenbeinstab mit goldenem Adler auf seiner Spitze. — Noch kostbarer war das Gewand des Kaisers, indem er über der tunica palmata das Triumphalgewand trug, nämlich eine Toga ganz von Purpur und mit reichster Stickerei in Gold und Edelsteinen, und um die Stirne den Lorbeerkranz.

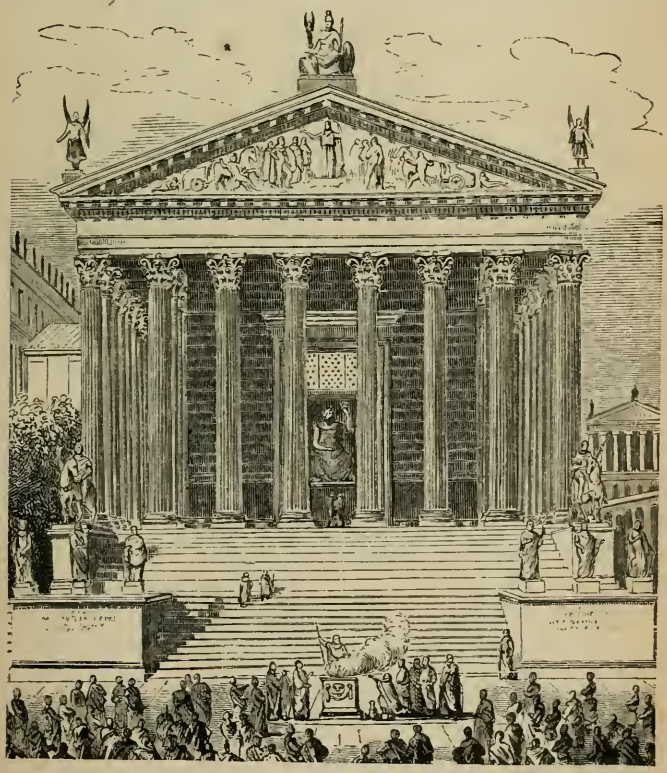
Der Sitte gemäß hatten die neuen Consuln zunächst in dem Lararium, dem Heiligthume ihres Hauses und ihrer Familie, durch ein Opfer die Götter um ihre Geneigtheit zu der Uebernahme des Amtes zu befragen. Dann folgte in Gegenwart des Senats und des ganzen Volkes das feierliche Opfer auf dem Capitol. Flavius Clemens entsprach der ersten Anordnung, indem er, freilich vor der gewohnten Stunde, in der ersten Frühe des Tages der Feier der h. Geheimnisse beiwohnte, welche der Bischof Clemens in der Wohnung des neuen Consuls, umgeben von den christlichen Fremden und Angehörigen der Familie, darbrachte.

Wie aber konnte er dem andern feierlichen Opfer ausweichen, welches die beiden neuen Consuln Jupiter, dem höchsten der Götter, auf dem Capitol darzubringen hatten? —

Der Festzug, in welchem Domitian sich zu diesem Opfer begab, wurde eröffnet durch ein Musikkorps von Flötenbläsern und Trompetern; ihnen folgten in langen Reihen die Ritter, alle in weißem, purpurgebräntem Staatskleide; nun kamen die vierundzwanzig Liktoren in Purpur-Livré, die fasces oder Ruthenbündel über die Schulter gelegt. — Dicht gedrängt, Kopf an Kopf stand zu beiden Seiten des Weges, vom Palatin herunter, am Tempel

der Vesta vorbei, um das Forum hinauf zum Tempel des Jupiter eine unzählige Volksmenge, welche schweigend die einzelnen Abtheilungen der Festprozession an sich vorüberziehen ließ, in gespannter Erwartung harrend auf das Erscheinen des Imperators.

Endlich kam der von sechs weißen Rossen gezogene Triumphalwagen, auf demselben der Kaiser strahlend in göttlicher Pracht, von dem Volke, das sich an all der Herrlichkeit ergötzte, mit lauten Beifalls- und Glückwunschrufen begrüßt. Dem Kaiser folgte der Senat in



Amtstracht, das gesammte Amtspersonal, die Freunde und Clienten des kaiserlichen Hauses.

Auf der Höhe des Kapitols erwartete am Eingange des Jupitertempels der Pontifex maximus mit seiner gesammten Priesterschaft den Herrscher, um zunächst das Opfer von weißen Rindern darzubringen, welche die Consuln des Vorjahres bei ihrem Amtsantritte den Göttern für eine glückliche Regierung gelobt hatten; auch die neuen Consuln mußten das gleiche Opfer geloben, um den Segen der Götter auf sich herab zu flehen. Bei dem Opfer war der Ehrenplatz des Kaisers ein über viele Stufen emporsteigender suggestus mit seinem goldenen Throne, der von einem Baldachin aus goldverbrämtem Purpurstoff überschattet war. Ihm gegenüber erwartete, gleichfalls auf einem erhöhten Throne, die Kaiserin ihren Gemahl; — das Volk, das zu ihren Füßen nur Auge und Sinn für den Glanz des Festes hatte, sah nichts von den giftigen Blicken, mit welchen die Herrscherin den Mann verfolgte, der ihr in der Seele verhaßt war, und der sie nicht einmal eines Grußes würdigte.

Von dem Glanze seines strahlenden Hofes umgeben, wohnte der Kaiser der Opferhandlung bei; dann sprach er vor dem lauschenden Volke laut das Gebet, durch welches er sich und das Heil des Staates für das kommende Jahr unter den Schutz der Götter stellte, — eine uralte Gebetsformel, welche der Hohepriester ihm vorsagte, um jeden Fehler, der von übler Vorbedeutung gewesen wäre, zu vermeiden.[14])

Beim Auszuge vom Palatin hatte Domitian es für selbstverständlich gehalten, daß sein Amtsgenosse unmittelbar hinter ihm folge, und Niemand hatte den Muth gehabt, dem Kaiser zu sagen, daß Flavius Clemens noch nicht erschienen sei. Manche vermutheten sogar, er sei auf aus-

drückliche Weisung fortgeblieben, um dem Herrscher allein die Ehre des Tages zu lassen. Auf dem Wege zum Kapitol war Domitian zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen, als daß er an den Mitkonsul gedacht hätte. Jetzt aber, wo er das feierliche Gebet sprechen sollte, das sein College mit ihm sprechen mußte, da erst bemerkte er, daß Flavius Clemens fehlte, und dunkle Zornesröthe flog über sein Gesicht.

„Kann denn dieser Mensch," rief er aus, „von seiner schmachvollen Trägheit selbst dann nicht lassen, wenn der göttliche Domitianus ihn zu der höchsten Würde neben sich erheben will? Petronius," rief er dem Präfekten der prätorianischen Leibwache zu, „sende sofort einen Centurio zu ihm, und kann dieser nicht ihn selber zur Stelle schaffen, so soll er seinen Kopf bringen!"

Eine Bewegung des Beifalls ging durch die Umstehenden. Selbst die wohlwollendsten Freunde des Clemens schüttelten den Kopf: hatte man nicht mit allem Recht erwarten können, daß er wenigstens an diesem Tage sich Gewalt anthue? —

Unmittelbar an das Opfer auf dem Kapitol schloß sich die feierliche Sitzung des Senates an, in welcher die neuen Consuln in einer Ansprache die Grundsätze und Gesichtspunkte darzulegen pflegten, nach welchen sie in dem kommenden Jahre ihres Amtes zu walten gedachten. Domitian eröffnete die Sitzung mit dem herkömmlichen Rauchopfer vor der Statue der Victoria und gab dann den „versammelten Vätern" zu wissen, daß er die beiden Söhne des Titus Flavius Clemens adoptirt und zu seinen dereinstigen Nachfolgern bestimmt habe.

Wenn der Aelteste der Senatoren im Namen seiner Standesgenossen und des ganzen römischen Volkes dem Herrscher für diesen Entschluß und für die väterliche Für-

sorge um des Reiches künftige Wohlfahrt in überschwänglichen Worten dankte, und der ganze Senat, von seinen Sitzen sich erhebend, darin einstimmte, so kamen solche Dankesworte diesmal wahrhaft von Herzen. Blieb ja so die Herrschaft bei dem Geschlechte der Flavier, welches dem römischen Reiche einen Vespasianus und Titus gegeben, und waren dadurch zugleich die Schrecken eines Bürgerkrieges beim Tode des Kaisers weniger zu befürchten.

Während der Ansprache des ältesten Senators erschien Flavius Clemens in der Curie.

Domitian, der seine Gefühle wie Keiner zu beherrschen wußte, begrüßte ihn auf das freundlichste und stellte ihn den patres conscripti als seinen Amtsgenossen im Consulate für das kommende Halbjahr vor.

Die wenigen Worte, welche Clemens nunmehr an den erlauchten Senat richtete, waren so wohl überlegt, so klug den Umständen angepaßt, daß dadurch der schlimme Eindruck seines zu späten Erscheinens, wenn nicht verwischt, so doch vermindert wurde. Der Einzige, dem die Ansprache nicht gefiel, war der Kaiser. Verdroß ihn schon der Erfolg, den die nach Form und Inhalt gleich vortrefflichen Worte unverkennbar bei den Zuhörern erzielt hatten, so ärgerte ihn noch mehr die Herzlichkeit, mit welcher die Senatoren dem Clemens zu seinem Consulate Glück wünschten; trotzdem war er doch wiederum der erste, der ihm für seine klassische Ansprache das lauteste Lob spendete.

Nach Beendigung der Sitzung kehrte der Kaiser in demselben glänzenden Gefolge zum Palatin zurück; sein Miteonsul, dem zwölf Lictoren vorangingen, schloß sich unmittelbar dem kaiserlichen Wagen an.

Im Palaste faßten die weiten Hallen kaum die Menge der Gratulanten, die, nach Rang und Stand vertheilt,

in den einzelnen Sälen dem Kaiser und seinem Kollegen ihre Huldigung darbringen wollten.

Von der vorhergehenden Feier ermüdet, ließ Domitian sich gar nicht sehen; aber seine Spione mußten ihm berichten, wie Clemens sich den Glückwünschenden gegenüber benommen habe.

Petronius Secundus, der Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache der Prätorianer, gewohnt an militärische Ordnung und Pünktlichkeit, hatte wohl am meisten dem Clemens, obschon er sein Jugendfreund war, sein so spätes Erscheinen verübelt, um so mehr, je freudiger er dessen Erhebung begrüßt hatte. Als er daher am Abende mit Parthenius, dem praefectus cubiculariorum oder Obersten der Kämmerer, zusammentraf und dieser scherzend die Bemerkung machte, Clemens habe den ersten Tag seines Consulates glücklich verlebt, ohne in des Kaisers Ungnade zu fallen, antwortete jener:

„Beim Herkules! mich hätte er weniger gnädig gefunden. Was könnte dieser Mensch leisten, wenn er nur wenige Jahre Soldat gewesen! Seine Ansprache verrieth doch ebenso viel Geist als besonnene Klugheit."

„Verrieth von beiden mehr, als ihm selber von Nutzen war," entgegnete Parthenius lächelnd. „Ich habe," fuhr er fort, „den Kaiser genau beobachtet, und ich sage Dir, edler Petronius, wenn Flavius Clemens mehr solcher Ansprachen hält, ..."

Der Höfling machte mit der Hand ein Zeichen um den Hals, um auszudrücken, was er nicht sagen wollte.

„Der Schild seines Consulates deckt ihn wenigstens für die Dauer seiner Amtsführung," bemerkte Petronius.

Parthenius zuckte mit den Achseln.

„Diesen Schild," bemerkte er spöttisch, „mag sich Flavius Clemens bei seinem Vetter Titus Flavius Sabinus besehen, den der Herr schon in den ersten Tagen seines Consulats tödten ließ. Und was hatte der arme Schelm verbrochen?"

„Mußt Du mich noch," rief Petronius, „an dieses Nilpferd von einem Herold erinnern, der sich versprach und den Sabinus, statt zum Consul, zum Kaiser proklamirte?"

„Und wenn das für Sabinus genügte," antwortete der Höfling, „dann liegt vielleicht auch für Flavius Clemens ein Steinchen — ein ganz kleines Steinchen auf seinem Wege, über welches er straucheln wird."

Die Beiden sprachen über Hinrichtung der ersten Männer des Staates mit jener Gleichgültigkeit, die in schrecklichen Zeiten aus dem täglichen Anblick grausamer Tyrannei erwächst, wo der ungerechteste Tod Jeden kalt läßt, weil Jeder für sich selber täglich auf ein Gleiches gefaßt ist.

„Nun," bemerkte nach einer Pause Petronius Secundus, „wenn der neue Consul sich hinter dem Wall seiner angeborenen Unthätigkeit verschanzt hält, und wie bisher vom öffentlichen Leben ferne bleibt, als ob er nicht existirte, dann mag er noch glücklich den kaiserlichen Geschossen ausweichen."

„So glaubst auch Du an diese schmähliche Trägheit?" fragte der Höfling lächelnd. „Du kennst ihn ja von der Schule her, edler Petronius; in seiner Jugend soll er doch ganz anders gewesen sein."

„Beim Herkules!" lachte der Oberst, „wir waren alle unbändige Fohlen; aber keiner schlug doch ärger aus, als er. — So ist's also wohl die Furcht vor dem Kaiser, die ihm die Zügel kurz hält."

„Aber warum erscheint er denn auch nie bei öffentlichen Festen, wo doch in den Massen der Einzelne verschwindet? Steht nicht im Theater, bei den Gladiatorenkämpfen im Colosseum, bei den Wettrennen im Circus seit Jahr und Tag jedesmal sein Platz leer? Und was noch auffallender ist: wann hättest Du ihn je im Tempel des Jupiter oder der Minerva, des Aesculap oder der Isis gesehen?"

„Aber beim Helm der Minerva! was hat denn die Sehne an diesem Bogen so schlaff gemacht?" rief Petronius.

„Gewiß, diese Umwandlung muß ihre verborgene Ursache haben," antwortete der Höfling. „Seit aber Flavius Clemens auf dem Palatin wohnt, gibt es in seinem Hause keine verschlossenen Thüren und keine Geheimnisse mehr, — und ein wenig," fuhr Parthenius mit schlauem Lächeln fort, „verstehe ich mich darauf, Dinge zu erforschen, die für mich Reiz und Bedeutung haben." —

In derselben Stunde hatte Flavius Clemens seine erste amtliche Unterredung mit dem Kaiser. War es seine Klugheit, welche vorsichtig jedes Wort abwog und mehr aus den Mienen als aus den kargen Worten des Herrschers seine innersten Gedanken errieth, oder war es das Gebet Domitilla's, die in heißem Flehen für den Gemahl zum Himmel rief und sich nicht eher erhob, als bis ihr dessen Rückkehr gemeldet wurde, — Domitian war mit seinem neuen Amtsgenossen sehr zufrieden.

„Sollte ich," sprach er, indem er in seinem Gemache auf und nieder schritt, „sollte ich endlich durch die Huld meiner Göttin einen Menschen gefunden haben, der ohne Selbstsucht und Eigennutz, in wahrhafter Treue mir ergeben ist? —

„Ich habe bis jetzt nur hassen — und nur Haß säen können.

„Fände ich Einen, — nur Einen, der mir um meinetwillen diente, — um des Einzigen willen würde ich aufhören, die Menschheit zu verachten und zu hassen.

„Die Welt," fuhr der Kaiser nach einer Pause fort, „hält es für angeborene Trägheit, daß er sich nie um ein Amt bewarb. Ich kenne besser die Ketten, die seine Thatkraft bisher gebunden; — ich werde diese Fesseln von ihm nehmen; ich werde der Welt zeigen, daß Die mich nicht zu fürchten brauchen, welche meiner Achtung würdig sind.

„Aber — aber wenn doch der von der Kette losgelassene Hund . . ."

Der Kaiser sprach vor sich selber seinen Gedanken nicht aus. Der unselige Argwohn, der ihn gegen Alle und Jeden erfüllte, umwölkte wieder den milden Sonnenstrahl, der für einige Augenblicke durch sein finsteres Gemüth geleuchtet hatte.

„Er soll es wagen," rief Domitian mit bitterem Hohnlachen, „auch nur einen Athemzug zu thun, der mir nicht lieb ist, — und bei allen Göttern, weder der Name der Flavier, noch sein Consulat sollen ihn vor dem Beile des Lictors retten!"

Fünftes Kapitel.

Die Judensteuer.

Bei jener ersten Unterredung, welche Parthenius so zufällig mit Stephanus gehabt, als letzterer seine Herrin auf dem schweren Gange zum Kaiser begleitete, hatte der Procurator in seiner Geschwätzigkeit einige Worte fallen lassen, welche in Verbindung mit anderweitigen Beobachtungen den Höfling auf die Vermuthung brachten, daß Flavius Clemens und seine Familie nicht bloß, gleich so vielen andern Römern und Römerinnen, jüdischen Anschauungen und wohl auch Gebräuchen huldigten, sondern daß sie sogar zu der am meisten fanatischen Sekte derselben, zu den Christen gehörten. Parthenius hatte dem Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache gegenüber, wie wir gesehen haben, schon einige Andeutungen über seine Vermuthung gegeben. Für ihn, den ersten Hofbeamten des Kaisers, war die Sache von höchstem Belange. Wie sein Name zeigt, stammte er aus einer jener asiatischen Provinzen des Reiches, in welchen der Kult des Mithras oder Sonnengottes herrschte; auch Parthenius bekannte sich zu dieser im römischen Staate anerkannten und weit verbreiteten Religion, einer Religion, welche seit Jahrhunderten im schroffsten Kampfe gegen das Judenthum gestanden. Mußte ihm daher schon aus diesem Grunde das Eindringen der eifrigsten und rührigsten unter den jüdischen Sekten in die höchste römische Staatsgewalt widerstreben, so stand auch zu befürchten, daß Flavius Clemens seinen Einfluß geltend

machen werde, um seine Glaubensgenossen in die Hofämter zu bringen.

Uebrigens lag für Parthenius eine andere Erwägung doch noch näher. Bei der Gunst, welche Flavius Clemens augenblicklich beim Kaiser genoß, war an seiner Freundschaft sehr viel gelegen: — er, der kaiserliche Freigelassene, hatte ihn in seiner Gewalt, wofern er um ein Geheimniß wußte, welches jener wahrlich allen Grund hatte, möglichst geheim zu halten.

Allein wenn Parthenius sich vor dem Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache gerühmt hatte, er verstehe sich darauf, Geheimnisse zu entdecken, welche für ihn Reiz und Bedeutung hätten, so schien seine Kunst doch bei Flavius Clemens erfolglos. Seit der Uebersiedlung auf den Palatin lebte derselbe noch zurückgezogener und abgeschlossener; aus den beiden Alten, Nereus und Achilleus, bei denen Parthenius wiederholt seine Angel auswarf, war trotz des goldenen Köders nichts herauszubringen; ebensowenig aus der übrigen Dienerschaft. Denn alle waren Christen, und es hätte nicht der ernstlichen Mahnung von Seiten des Herrn und seiner Gemahlin bedurft, um sie zur größten Vorsicht und zum Mißtrauen gegen Jeden zu veranlassen, den sie nicht als Christen und alten Hausfreund der Familie kannten. Auch Stephanus war seit jener ersten Unvorsichtigkeit überaus zurückhaltend geworden und wich jeder neugierigen Frage über die Familie seiner Herrin behutsam aus.

Endlich glaubte Parthenius doch den Schlüssel gefunden zu haben, der ihm das Geheimniß erschließen sollte.

Es war in den letzten Tagen des December, als es ihm gelang, den Sigamber in eine Taberne nahe beim Cirkus maximus zu locken: dem Germanen mußte ja der

Trunk, den Parthenius in einem einsamen Stübchen, fern von den übrigen Gästen, ihm vorsetzen ließ, die Zunge lösen. Da der kaiserliche Freigelassene die Unterhaltung zunächst auf Sigamber's Heimath am fernen Rheinstrom gelenkt, plauderte dieser denn auch nach Herzenslust, während die Kellnerin mit verstohlenem Lächeln einen Becher nach dem andern brachte.

Endlich warf Parthenius, um auf seinen Gegenstand zu kommen, die Bemerkung hin, Domitilla halte wohl ihre Dienerschaft sehr strenge und scheine zumal den Wein ihr karg zuzumessen.

„Meine Herrin?" rief Sigamber. „Alle Göttinen aus Olymp Eurigem werfen in einen Kessel und zu Brei kochen, noch keine halbe meine Domina! Ah, trinken auf Wohl meiner Domina! — Me Hercule, ganz austrinken!"

Ob er wollte oder nicht: Parthenius mußte den ganzen Becher leeren.

„Gewiß," fuhr er dann fort, „Deine Herrin ist eine der edelsten unter den römischen Frauen; allein . . . ."

„Domina meine, was Diamant unter Kieselsteinen, im Walde was Hirsch unter Hasen!" unterbrach ihn der Germane, und stolz auf das Lob seiner Gebieterin that er wieder einen tiefen Zug auf ihr Wohl.

„Allein warum sperrt sie sich so ab in dem schönen Palast, den der Kaiser ihrem Gemahl angewiesen?"

„O ja," rief der Germane, der die Worte nur zur Hälfte verstanden, da der schwere Wein seine Wirkung zu thun begann, „Imperator schönen Palast gegeben, schönen Palast! He, Freia, oder wie Dirne heißen, zwei Becher auf Imperator sein Wohl!" — „Vinus bonus, vinus bonus!" schmunzelte er, nachdem er erst prüfend gekostet, und Parthenius mußte abermals mit ihm gleich-

mäßig auf das Heil des Kaisers den Becher leeren: wie hätte er sich dessen weigern dürfen?

„Was thut eigentlich Dein Herr den ganzen Tag? — Nicht wahr, jeden Morgen streut er zuerst vor der Statue des göttlichen Domitianus Weihrauch und dann . . .?"

„Ah, Flitus Flavius Tremens goldener Herr!" lachte der Germane und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Becher aufhüpften. „Noch einen — ha, ha, ha, noch einen Becher auf Consul Clitus Falius Flemens! Trinken finus ponus, ha, ha, ha! auf mein Dominus seine Gesundheit."

Als der Hofmann sich sträubte, abermals die Nagelprobe zu machen, nahm Sigamber ihn mit einer Vertraulichkeit, die keinen Widerstand zuließ, in den Arm und hielt ihn so lange, bis der letzte Tropfen geleert war.

Der Riese wurde mit jedem Augenblick lustiger und redseliger, indem er Deutsch und Latein durcheinander mengte; — jetzt allerdings war er in dem Zustande, wo er Alles ausgeplaudert hätte.

Allein auch Parthenius fühlte, wie der Wein ihm zu Kopfe stieg, wie seine Gedanken wirr wurden. Er setzte wiederholt zu weiteren Fragen an: die Zunge versagte ihm den Dienst, und was der Germane in seinem Kauderwelsch antwortete, war ihm meist unverständlich.

Was anderes blieb ihm endlich übrig, als die Zeche zu bezahlen, wozu sein Beutel noch eben ausreichte?

Zum Glücke war es schon Nacht, als Beide auf die Straße hinaustraten. Aber während der Germane durch die frische Luft sofort wieder klar im Kopfe wurde, fühlte Parthenius die entgegengesetzte Wirkung. Er hatte nur noch Bewußtsein genug, den Mantel über den Kopf zu

ziehen, damit Keiner ihn erkenne; dann ließ er sich am Arme des Hünen nach Hause führen.

Mit schwerem Kopfe erwachte er spät am Morgen, als die Stunde seiner Audienz beim Kaiser längst vorüber war. —

Mit dem 1. Januar trat das Gesetz über die Judensteuer in Kraft, und mit unerbittlicher Strenge begannen die Beamten die Doppeldrachme in jenen Stadtvierteln einzutreiben, welche besonders von den Hebräern bewohnt waren. Im transtiberinischen Quartier kam es gleich am folgenden Tage zu blutigen Auftritten, da der alte Jakob, welchen wir im ersten Kapitel kennen lernten, nebst dem hitzigen Benjamin sich mit Gewalt der Eintreibung der Steuer widersetzten und in diesem Widerstande bei zahlreichen Stammesgenossen Unterstützung fanden. Umsonst wurde ein Centurio mit einer Abtheilung Soldaten den von allen Seiten bedrängten Beamten zu Hilfe geschickt. In dem engen Netze der theilweise die Höhe des Janiculus hinaufgebauten Gassen war die Entfaltung militärischer Kräfte eine Unmöglichkeit; die Weiber gossen von den flachen Dächern herab kochendes Wasser auf die Krieger oder warfen Steine, und was ihnen sonst zur Hand war, auf dieselben; von oben und von allen Seiten angegriffen, mußten die Soldaten und Beamten sich endlich, unter Hinterlassung mehrerer Todten, zurückziehen, bis zur ämilischen Brücke verfolgt von Schaaren der Juden.

Als Domitian von dem Aufruhr Kunde erhielt, befahl er, mit schonungsloser und unerbittlicher Strenge gegen die Empörer vorzugehen, und so rückten nun gegen Mittag mehrere Cohorten von verschiedenen Seiten in das Gewirr der Gassen ein, indem sie unbarmherzig Alles nieder-

metzelten, was ihnen in den Weg kam. Ringsumher in die Enge getrieben, suchten die Juden jetzt ihr Heil in der Flucht, indem sie sich in Kellern und Schlupfwinkeln verbargen; so war gegen Abend die Ruhe wieder hergestellt. Auf Befehl des Kaisers aber wurden noch in der Nacht die Rädelsführer enthauptet und ihre Köpfe zum abschreckenden Beispiele in doppelter Reihe auf Lanzen vor der Synagoge aufgepflanzt. Der Spion, der an jenem Tage der Proklamation der Judensteuer das Gespräch belauschte, hatte auch die Köpfe des alten Jakob und seiner Genossen dahin geliefert.

Da, wie wir gesehen, Domitian die Steuerpflicht auch auf alle jene ausgedehnt hatte, welche mit den Juden in religiösem Zusammenhange standen, so begann nun in ganz Rom die Nachspürung. Die Beamten waren Wochen lang in Thätigkeit; allein die Arbeit lohnte sich. Mit wachsendem Staunen sah man, wie groß die Zahl derer war, welche sich zu dem Glauben an den Einen Gott der Juden bekannten.

Hatten die Hebräer sich aus allen Kräften der Zahlung der Didrachme widersetzt, so waren jetzt sie es, welche den Beamten im Aufspüren die wichtigsten Dienste leisteten. Allein es kam nun doch wiederholt vor, daß ein von den Spionen Denuncirter vor dem Richter sich sofort als Verehrer der Götter auswies, indem er Weihrauchkörner in die Gluthpfanne vor der Statue des Jupiter warf; unter den so Belästigten waren angesehene Patrizier, und dies, wie das rücksichtslose und gehässige Vorgehen der Beamten erzeugte eine von Tag zu Tag wachsende allgemeine Unzufriedenheit über die unerträglichen Vexationen des neuen Gesetzes.

Es gelang dem Flavius Clemens, indem er alles dies dem Kaiser vorstellte, die Verfügung zu erwirken,

daß die Steuereinnehmer fortan Ritter und Senatoren nicht belästigen durften, eine Vergünstigung, welche wenigstens die den höheren Ständen angehörenden Christen vor den Nachforschungen schützte.

Von den Gläubigen zahlten die Meisten sofort die Drachme; die Wenigen, welche sich weigerten, wurden gleich den übrigen Renitenten durch Confiscation zur Zahlung gezwungen.

Wenn Flavius Clemens persönlich mit seiner Familie theils wegen seiner hohen Würde, theils in Folge des jüngsten kaiserlichen Erlasses von den Beamten nicht belästigt wurde, so gab es neben ihm noch eine ganze Anzahl von Patriziern, von deren Sklaven und Freigelassenen der eine oder andere, und wohl auch mehrere unter das Gesetz fielen; es war daher nicht besonders auffallend, daß bei ihm die gesammte Dienerschaft die Steuer zahlen mußte. Stephanus allein, trotz ernstlicher Abmahnungen, widersetzte sich der Entrichtung der Doppeldrachme, und als die Beamten zur Confiscation schreiten wollten, appellirte er an den Richter.

„Ich bin kein Jude und kein Proselyt der Juden," erklärte er; „ich halte weder ihren Sabbath, noch besuche ich ihre Synagoge; ich verwerfe im Gegentheil ihre Satzungen und Gebräuche. Daher bin ich in keiner Weise zur Zahlung der Steuer verpflichtet."

„Du bist aber," antwortete der Richter, „als einer ihrer eifrigsten Anhänger angezeigt worden. Beweise denn das Gegentheil, indem Du den unsterblichen Göttern opferst."

„Ich werde niemals Euren falschen Göttern opfern, da ich nur den Einen wahren Gott verehre."

„Ist dieser Gott etwa Mithras oder ein anderer von den orientalischen Gottheiten, welche durch den römischen Staat anerkannt worden sind?"

„Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn."

„So bist Du also ein Christ? Aber die Christen sind doch eine Sekte der Juden, und da ich mich in Fragen über Euer Gesetz und Eure Lehre nicht einlassen kann, so wirst Du die Steuer zahlen müssen."

„Die Christen sind keineswegs eine Sekte der Juden, wie ihr Römer meint. Wie könnte es auch anders sein, da wir Denjenigen als Gott anbeten, den jene gekreuzigt haben?"

„Das ist aber ein Gott, den das römische Gesetz nicht kennt, und Du wirst wissen, daß eine vom Staate nicht anerkannte Religion unter Todesstrafe verboten ist."

„Ich bin bereit, für Jesum Christum in den Tod zu gehen.“

„Bedenke wohl! wenn Du bei Deiner Weigerung verharrst, die Steuer zu zahlen, und nicht eine Religion aufgibst, welche vom Staate verboten ist, so geht die Sache an den höchsten Gerichtshof, der über Leben und Tod zu entscheiden hat.“

Nach diesen Worten zog sich der Richter mit seinen Beigeordneten zu einer Berathung zurück; dieselbe dauerte ziemlich lange, weil ein solcher Fall ihnen noch nicht vorgekommen. Das Ergebniß der Berathung war, daß der Richter dem Angeklagten mit Rücksicht auf seine hohe Herrin acht Tage Bedenkzeit gewährte, damit er zur Einsicht komme.

Stephanus verließ die Gerichtshalle, indem er bei seiner Erklärung beharrte, weder je die Steuer zahlen, noch den Göttern opfern zu wollen; — allein der Geist, in welchem er redete, war nicht der Geist, welcher Martyrer macht.

Sechstes Kapitel.

Schlangen.

Niemand am kaiserlichen Hofe war glücklicher als die kleine Irene, seitdem sie in den beiden Cäsaren Gespielen gefunden, welche zudem Christen waren. Jetzt war das Mädchen nicht mehr vereinsamt; Lust und Leid seines kleines Kinderherzens konnte es nunmehr rückhaltslos mittheilen; neben den finster dräuenden Zügen des Kaisers lachten ihm freundliche Augen entgegen. Und nicht minder fanden die beiden Knaben unter all' den fremden, kalten Gesichtern ihrer Umgebung in Irene ein Wesen, welches, wie sie, ein Kind war, heiter und unbefangen, das zugleich wie ein kleiner lieber Engel warnend und behütend ihnen zur Seite stand und auf Grund seiner Erfahrung ihnen sagte, was sie thun, wie sie sich gegen Diese und gegen Jene verhalten mußten. Aber mehr als alles Andere verband die Drei das gemeinsame Geheimniß ihres heiligen Glaubens an Christum, welches sie in gleicher Weise verborgen halten mußten, selbst vor der Amme und vor dem paedagogus, welchen der Kaiser den Knaben als Hüter und Wächter gegeben.

Domitilla war allerdings, seitdem sie mit ihrem Gemahl den kaiserlichen Palast bezogen, ihren Kindern näher; aber mußte sie sich nicht aus Furcht vor dem Herrscher hüten, ihre Mutterrechte zu sehr geltend zu machen? Die Henne, klagte sie, kann doch ihre Küchlein unter die Flügel nehmen, wenn der Habicht in den Lüften kreist; ich, ich muß sie in den Krallen des Raubvogels lassen, der jetzt

mit ihnen spielt, und vielleicht in der nächsten Stunde sie zerreißt. Vor Allem aber zitterte das Mutterherz, wenn es der Zukunft gedachte; wie häufig kamen jene Stunden trüber Schwermuth, wo sie unter Thränen zum Himmel flehte: „Laß sie lieber sterben, o Herr, als daß sie in Mitten der Gefahren Dir untreu würden und im Glanze des Thrones Deiner und Deines Sohnes vergäßen!"

Selten mag Jemand eine schwierigere und gefahrvollere Stellung eingenommen haben, als der Consul Flavius Clemens. Zur Verwunderung von ganz Rom wußte er sich die Gunst des Kaisers zu bewahren, und wenn bei seinem Amtsantritte Einer von den Senatoren, neidisch über seine Erhebung, mit einem römischen Sprichworte behauptet hatte, er verstehe von Staatsgeschäften so viel wie der Esel vom Flötenspiel: jetzt suchte Jeder seine Gunst. Aber obgleich Clemens heimlich und unvermerkt half und schützte und rettete, wo er konnte, nach Außen trat er möglichst wenig hervor. Zumal als Consul hätte er den Sitzungen des Senats, den öffentlichen Spielen und den religiösen Festen zu Ehren der verschiedenen Gottheiten beiwohnen müssen: wo er konnte, blieb er denselben fern; wenn ihn zuweilen der ausdrückliche Befehl des Kaisers nöthigte, zu erscheinen, kam er so spät, daß die religiösen Ceremonien, ohne welche die Römer sich selbst nicht einmal die Spiele im Amphitheater denken konnten, bereits vorüber waren. Dadurch bestärkte er die öffentliche Meinung über ihn, daß er zwar ein fähiger Kopf, aber durch seine schmähliche Trägheit zu keinen Staatsgeschäften zu brauchen sei. Wer ihm das am wenigsten verübelte, war der Kaiser. —

Es war an einem schönen Nachmittage des Februar; die Sonne schien warm und freundlich vom Himmel her-

nieder, und der topiarius, dem die Pflege der kaiserlichen Gärten anvertraut war, hatte in den Treibhäusern die aus Stroh geflochtenen Matten aufgezogen, welche die tropischen Gewächse gegen die Kälte schützten.

Der kleine Vespasianus und sein Bruder Domitianus spielten mit Irene auf dem Platze vor den Treibhäusern; die Pracht der herrlichen Blumen und Bäume, die in geschmackvollster Gruppirung unter den schützenden Glasdächern aufgestellt waren, lockte sie an, und die Ärmchen auf die Brüstung der Unterwand gelehnt, betrachteten und bewunderten sie die Schönheit der melisischen Rosen und die duftigen Lilien, die Narcissen und Hyacinthen und die dunklen Weintrauben, welche jetzt schon reif zwischen den großen Blättern der Rebstöcke hingen.[15]) Buxbaum und andere Sträucher waren nach römischem Geschmack kunstreich geschnitten und bildeten Pyramiden, Thierfiguren und selbst Buchstaben in allen Formen. Ganz nahe an der Brüstung stand, gleichfalls aus Laub geformt, ein Löwe mit offenem Rachen.

„Ei," rief der kleine Domitian, dem diese Figur besonders gefiel, „dem will ich mal die Hand in den Rachen stecken!" und mit diesen Worten war er auch schon auf die niedrige Brüstung gestiegen.

Allein kaum hatte er seine Hand in das Maul des Thieres gesteckt, als er sie mit gellendem Schrei zurückzog: eine giftige Schlange, eine Viper, in dem dichten Grün verborgen, hatte sich in die Hand festgebissen.*)

Auf das Geschrei der Kinder stürzte der paedagogus, der in nächster Nähe auf einer Ruhebank saß, herbei: vor Schrecken stand er da wie versteinert, als er die Schlange an der Hand des Knaben erblickte.

*) Einen gleichen Fall erwähnt Martial III, 19.

In diesem Augenblicke erschien Stephanus, den gleichfalls der warme Sonnenschein von seinen Rechenbüchern hinausgelockt hatte. Rasch sprang er hinzu, faßte mit festem Griff die Viper unterhalb des Kopfes und schleuderte sie weit hinweg. Dann legte er seinen Mund auf die Wunde, um das Gift auszusaugen, während er oberhalb den Arm des Knaben festgepreßt hielt, um das Eindringen des Giftes in das Blut zu verhindern. Was war ihm an seinem Leben gelegen, wenn er nur das theure Leben des Knaben rettete!

Sprachlos standen Vespasianus und Irene daneben, vor Schreck und Mitleid am ganzen Körper zitternd.

Das Geschrei der Kinder hatte auch noch andere Personen herbeigerufen; voll Besorgniß umgaben sie die Gruppe und erwarteten den Arzt, nach welchem Stephanus den paedagogus sofort ausgeschickt hatte.

Plötzlich wich Alles scheu zurück: — der Kaiser stand da.

Beim Anblicke seines todtenbleichen Lieblings zuckte Domitian zusammen.

„Wenn Du ihn rettest," rief er dem Stephanus zu, „belohne ich dich kaiserlich!"

Zum Glücke kam bald der Arzt, der die Wunde untersuchte; nach sorgfältiger Prüfung erklärte er jede Gefahr beseitigt, da Stephanus alles Gift herausgesogen habe. Er ließ den Knaben zu Bette legen und verband die Wunde; weiterhin bedurfte es nur mehr beruhigender Arzneien.

Zwei Tage später zog man aus der Tiber die Leiche eines Mannes: — der paedagogus hatte aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers sich selber den Tod gegeben.

Hatten die acta diurna oder die Hofzeitung eingehend die Rettung des Cäsars berichtet, so ehrte Domitianus den

Procurator dadurch, daß er ihn Abends zur Tafel befahl und vor allen Gästen seiner Geistesgegenwart und Klugheit das verdiente Lob spendete.

Eine Belohnung, welche der Kaiser ihm beim Abschiede anbot, lehnte Stephanus entschieden ab: er habe nur seine Pflicht gethan, und sein höchster Lohn sei, das Leben des Cäsars gerettet zu haben.

Dieses, sowie weitere Erkundigungen, welche Domitianus über ihn einzog, und die zumal aus dem Munde des Parthenius überaus günstig lauteten, brachten den Kaiser auf den Gedanken, Stephanus in seinen persönlichen Dienst zu nehmen. Wenn Domitilla es wagte, den Herrscher zu bitten, ihr einstweilen noch ihren Procurator zu lassen, so that sie es weniger ihrer selbst, als vielmehr des Stephanus wegen, für den es sie in der gefährlichen Umgebung bangte. So glaubte sie ihm jetzt am besten für die Rettung ihres Kindes zu danken.

Wie sehr hatte sie Recht! --

Seit dem Tage, wo Stephanus die Gunst des Herrschers gewonnen, wurde Parthenius gegen ihn ein Anderer; hatte er ihn früher als Werkzeug auszunützen gedacht, jetzt suchte er ihn sich verbindlich zu machen. Das Bekenntniß seines christlichen Glaubens vor dem Richter war dem Höfling nicht unbekannt geblieben. Indem er hinter seinem Rücken die Doppeldrachme für ihn bezahlte, wußte er den Richter zu bewegen, den Proceß gegen ihn niederzuschlagen: wie hätte man den Mann, welcher des Kaisers Liebling und dereinstigen Thronfolger vom Tode errettet, wegen religiöser Zänkereien zwischen Juden und Christen vor den obersten Gerichtshof bringen können?

Stephanus wunderte sich, daß er zu dem festgesetzten Termin nicht vorgeladen wurde; — er war nicht unzufrieden darüber. Begann der Glorienschein des Martyriums in seinen Augen schon zu erblassen vor dem Glanze der verlockenden Aussichten, die sich ihm so unerwartet erschlossen hatten? — Er war ein zweites Mal zur kaiserlichen Tafel befohlen und war auch jetzt wieder in besonderer Weise ausgezeichnet worden.

Einige Tage später sah Domitilla den Stephanus Arm in Arm mit Parthenius durch den Park wandeln.

„Der meinen Sohn," so rief sie seufzend aus, „vor dem tödtlichen Biß der Viper gerettet hat, den sehe ich jetzt in den Umwindungen einer Schlange, welche ihn verderben wird, wenn er sie nicht von sich schleudert."

Mit dem Feingefühl, das den Frauen angeboren ist, hatte sie bei dem ersten amtlichen Besuche, welchen Parthenius in ihrem Hause gemacht, in ihm den gefährlichen Menschen durchschaut, dessen Freundschaft eben so sehr, wie seine Feindschaft zu fürchten war. —

So standen die Dinge, als im März das Fest der Quinquatrien zu Ehren der Minerva herannahte. Um sich in besonderm Maße der Huld seiner Schutzgöttin zu empfehlen, hatte Domitian großartige Feste angeordnet, vor allem aber reiche Opfer an jedem der fünf Feiertage im Tempel der Minerva, wo er selber als pontifex maximus oder oberster Priester des Staates zu erscheinen gedachte. Auch seine beiden Adoptivsöhne sollten dabei als camilli oder Opferdiener erscheinen, um damit zugleich in feierlichster Form dem römischen Volke als Cäsaren und dereinstige Thronerben vorgestellt zu werden.

Parthenius hatte aus Stephanus trotz dessen Vorsicht doch einige Aeußerungen zu entlocken gewußt, die ihn nicht mehr zweifeln ließen, daß Domitilla Christin sei, und die es wenigstens sehr wahrscheinlich machten, daß auch der Consul der Sekte angehöre. Mit wachsender Spannung sah er daher dem Feste der Minerva entgegen, wo der Consul an der Seite des Kaisers unausbleiblich erscheinen mußte. Seine Abwesenheit, und selbst eine Verspätung hätte eine persönliche Beleidigung des Herrn in sich geschlossen und seinen Sturz zur unfehlbaren Folge gehabt.

Diese Entscheidungsstunde hatte auch Flavius Clemens lange vorausgesehen. Trotzdem erblaßte er, als Tags vor Beginn der Feste im Auftrage des Kaisers Parthenius mit dem gemessenen Befehl erschien, nebst seiner Gattin den Herrscher in seinem Festzuge zum Tempel der Minerva zu begleiten.

Der Freigelassene beobachtete mit dem lauernden Blick einer Schlange den Eindruck, den seine Meldung auf den Consul gemacht; er war nicht wenig überrascht, als Clemens ihm zur Antwort gab:

„Melde meinem kaiserlichen Herrn, daß ich es ihm persönlich auszusprechen wünsche, wie gerne ich seinen Befehlen Folge leiste.“

Als der Höfling fortgegangen, schritt Flavius Clemens sinnend in seinem Gemache auf und ab. Es war nicht bloß sein eigenes Leben und das seiner Gattin und seiner Kinder, über das er jetzt zu entscheiden hatte, — seine Weigerung, an dem Opfer Theil zu nehmen, weil er Christ sei, mußte für alle Christen von verhängnißschwerer Folge sein. Noch standen dem Consul die blu-

tigen Scenen vor Augen, welche er unter Nero erlebt, die lebendigen Fackeln, die langen Reihen der Gekreuzigten, die von Hunden zerrissenen Bekenner: — unter einem Domitian war eine kaum minder grausame Verfolgung nur zu wahrscheinlich.

Als Domitilla von dem Besuche des Parthenius hörte, eilte sie, nichts Gutes ahnend, zu ihrem Gemahl.

„Die Stunde der Entscheidung, theures Weib," sprach er mit zitternder Stimme, „ist gekommen. Ich glaubte mich auf dieselbe gerüstet, und doch, jetzt .... jetzt ...."

„Mein Gemahl," erwiderte Domitilla, indem sie die Hand ihres Gatten ergriff, „brauche ich Dir zu sagen, wie mein ganzes Herz an Dir und unsern Kindern hängt, an ihnen jetzt um so mehr, wo in ihrer Zukunft hellstes Licht und tiefster Schatten ungelöst neben einander liegen?

„Aber wollen wir heute unser Leben retten um den Preis unseres Glaubens, um es vielleicht schon morgen durch die Grausamkeit des Tyrannen dennoch zu verlieren?

„Was ist das Leben werth ohne den Trost der Religion, vergiftet durch den Vorwurf schwerster Schuld?

„Bisher," fuhr Domitilla fort, und ihre Stimme zitterte von tiefster innerer Bewegung, „bisher, so oft ich der dunklen Zukunft unserer Kinder gedachte, konnte das Mutterherz in vertrauensvollem Flehen zum Himmel aufblicken: wie könnte ich für meine Kinder zu dem Gott beten dürfen, von dem ich mich losgesagt? — Ich kann nicht leben und mag nicht sterben, abgeschnitten von der Gemeinschaft der Gläubigen, denen wir das Beispiel muthigen Bekenntnisses schuldeten, — verstoßen von einem Gott, der

mir die Palme des Martyriums bot, und die ich um eine Spanne Leben verkaufte."

Ein starkes Weib mit einem großen Herzen ist wie ein leuchtender Engel, der dem Manne voranschwebend ihn wieder zu lichten Höhen emporführt, wenn irdisches Sinnen und Sorgen ihn in giftige Sümpfe herabzuziehen drohte. Clemens schloß, von tiefster Rührung ergriffen, seine Gattin in seine Arme.

„Das Opfer ist gebracht," sprach er, „das Opfer meines und Eures Lebens! — Gott wird uns stärken, liebes Weib, den Tod hinzunehmen, wann und wie er kommt."

Eine Stunde später stand der Consul im Vorzimmer des Kaisers, des Augenblickes harrend, wo der Gebieter ihn empfangen werde. Unwillkürlich gedachte er seines Kindes, welches die Hand in den Rachen des Löwen mit der giftigen Viper gesteckt hatte.

„Du weißt," sprach er, als er vor Domitian erschienen, „wie ich Dir als meinem Herrn und Gebieter gehorsam gewesen; allein den Befehl, den Dein Freigelassener mir überbracht hat, den, Herr, kann ich nicht erfüllen."

Domitian war gewohnt, daß Alles sklavisch vor ihm zitterte; so lange er Kaiser war, hatte er ein solch verwegenes Wort noch nicht gehört. Seine Stirne legte sich in finstere Falten; indem er einen Schritt zurücktrat und den Consul von oben bis unten mit durchbohrendem Blicke maß, fragte er in gedehntem Tone:

„Du kannst meinen Befehl nicht erfüllen? — Habe ich Dir befohlen, Deinem Weibe den Hals abzuschneiden? — oder Deinen Knaben, einem nach dem andern die Augen auszustechen?"

„Herr, ich will offen reden: — ich bin Christ, und darum kann ich an dem Opfer zu Ehren der Göttin nicht Theil nehmen. Ich bete den Gott an, den die Juden anbeten, und die jüdische Religion ist im römischen Reiche gesetzlich anerkannt."

Der Tiger kann nicht mit blutgierigerem Blicke sein glühendes Auge auf sein Opfer richten, als Domitian jetzt, die Lippen zusammengekniffen, den Consul anstierte, während die Zornesadern an seinen Schläfen anschwollen. Erst nach einer Pause stieß er mit zitternder Stimme die Worte heraus:

„Jude? Christ? — Ein römischer Consul? — Und Du weigerst Dich, der Schutzgöttin des Kaisers zu opfern? — Weißt Du, wem Du das sagst? — — Und die Buben, sind die auch . . . .?"

„Herr," sprach Clemens, indem er dem Kaiser fest in das zornglühende Auge blickte, „ich wußte, daß ich mir mein Todesurtheil holte, als ich zu Dir ging. Was hat mir den Muth dazu gegeben? — Weil ich meinem kaiserlichen Herrn nicht mehr treu sein könnte, wenn ich meinem Gotte untreu würde!"

„Deinem Gott? dem gekreuzigten Nazarener?" brüllte Domitian; „und ihm mußt Du mehr gehorchen, als mir?"

„Rom gehorcht Dir," antwortete Clemens mit unerschütterlicher Ruhe, „weil Rom vor Dir zittert. — Höre mich an, mein Kaiser; es wird ja mein letztes Wort sein. Du zitterst selber vor denen, die vor Dir zittern; die Furcht vor dem Dolche der Verschwörer verscheucht den Schlaf von Deinen Augen. — Nicht Ehrgeiz oder Habsucht,

Dein kaiserlicher Wille hat mich aus der Verborgenheit herausgerissen; ich habe Dir gedient mit treuer Anhänglichkeit. — Hast Du," fuhr er fort, und die Worte kamen ihm, er wußte selbst nicht, wie? — „hast Du Viele, mein Kaiser, auf die Du rechnen kannst in der Stunde der Gefahr? — Weißt Du Einen, einen Einzigen, der sich zwischen Dich und den Mörder werfen würde, um den Dolchstoß, der Dir gegolten, mit seiner Brust aufzufangen? — Nur wer den Muth hat, für seinen Gott zu sterben, der stirbt auch für seinen Kaiser."

Zumal die letzten Sätze, welche Clemens mit wachsender Wärme gesprochen, verfehlten nicht ihren tiefen Eindruck auf Domitian.

Nein, er wußte Keinen, — Niemand unter den Senatoren, Niemand unter den Rittern, Keinen aus dem ganzen Troß seiner Freigelassenen und Sklaven, der den Dolch des Mörders für ihn auffangen würde. — — Clemens wäre der Einzige.

Domitian hatte sich in die tiefste Verachtung der Menschheit hineingelebt, und darum galt ihm auch ein Menschenleben nichts. Jetzt sah er einen Mann vor sich, der ihm Hochachtung abzwang, sowohl durch den Muth, mit welchem er seinem kaiserlichen Zorne zu trotzen wagte, wie durch die Ergebenheit gegen ihn, für die sein Wort bürgte.

Das finstere Haupt gesenkt, stand der Kaiser einige Augenblicke schweigend da.

„Sind Deine Söhne auch schon Christen?" fragte er nach einer Pause.

„Sie haben noch nicht die Taufe empfangen, durch die sie erst zu Christen werden; aber in den Lehren des Christenthums sind sie von Kindheit an erzogen worden."

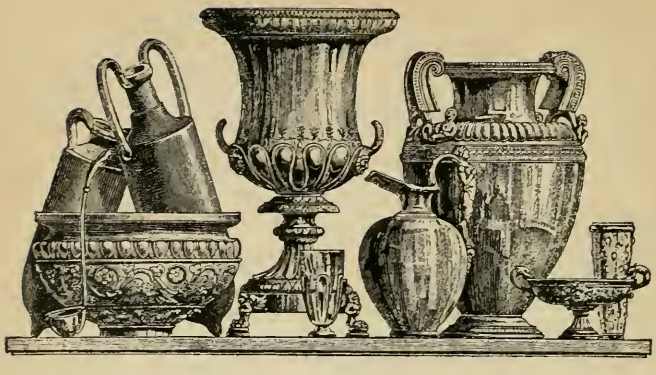
Der Kaiser senkte wiederum schweigend das Haupt. Nach einer Pause des Nachdenkens richtete er den Kopf empor, zeigte mit der Hand nach der Thüre und sprach das Eine Wort:

„Gehe!“

Siebentes Kapitel.

Die Würfel.

Am Abende des ersten Festtages der Minerva hatte der Kaiser eine zahlreiche Gesellschaft zur Tafel entboten. In einer von unzähligen Kandelabern und Lampen tageshell erleuchteten Halle, deren Wände und Decke in blendender Golddekoration strahlten, standen, für je sieben Gäste abgetheilt, die Reihen der Tische, lauter Cithrustafeln von einer einzigen Holzscheibe aus den Wäldern des Atlasgebirges, jeder Tisch ruhend auf einem mit Gold und Elfenbein eingelegten Dreifuß. Im Halbkreis um die Tische standen die Sophas, mit Schildpatt und Gold verziert, mit Purpurdecken überbreitet, am unteren Theile mit golddurchwirkten Stoffen aus Babylon behangen. Auf kleinen Kredenztischen prangten größere und kleinere Gefäße aller Art, Pokale aus Bernstein mit erhabener Arbeit, oder alexandrinische Glasbecher, in deren Wandung der Künstler mit jahrelanger Geduld netzförmige Verzierungen, Trinksprüche und Ornamente ausgebohrt hatte; daneben standen kleine Gefäße aus Edelstein mit goldener Umrandung, goldene Schalen und Platten mit den Arbeiten des Herkules und den Heldenthaten des Achilles, Meisterwerke eines Phidias von unermeßlichem Werte; antike Amphoren aus corinthischem Erz hatten an Kostbarkeit des Materials, wie an Feinheit der getriebenen Figuren nicht ihres Gleichen.



Die zur Tafel geladenen Gäste erschienen alle im höchsten Schmucke: über der toga praetexta, dem weißen, mit Goldstickerei verbrämten Gewande die hochrothe synthesis, Kränze von Rosen und Myrthen um die Stirne, die Haare von Salben duftend, an den Fingern zahlreiche Ringe mit blitzenden Edelsteinen.

Auf dem halbkreisförmigen Sopha an dem obersten Tische, zur Rechten, welchen Platz man den der Minerva nannte, lagerte der Kaiser; den nächsten Platz nach ihm hatte der Consul Titus Flavius Clemens.

Sklaven — Erwachsene und Knaben — alle in hochrother Livré, trugen an den einzelnen Tischen die Speisen auf. Andere besorgten den Wein, der aus mächtigen Amphoren in die Krystallbecher gegossen wurde, Falerner und Cäcuber und vor allen Setiner, der für die kostbarste und feurigste unter den Weinsorten galt.[16])

Domitian, der, entgegen der römischen Sitte, seine Hauptmahlzeit um Mittag zu halten pflegte, aß bei solchen Gelegenheiten nur sehr wenig und beschränkte sich meist auf etwas Obst und einen Becher Wein; desto schärfer beobachtete er seine Gäste, indem er seine Augen von Tisch

zu Tisch schweifen ließ. Ueber mehr denn Einen der Geladenen hatte er bei sich schon das Todesurtheil gesprochen: mag er diesen Abend noch schwelgen, mag er auf dem Heimwege sich freuen über die Liebenswürdigkeit, mit welcher der Kaiser ihn ausgezeichnet hat, — er wird die Sonne des morgigen Tages nicht mehr untergehen sehen. —

Als der Consul Flavius Clemens nach jenem Auftritt mit dem Kaiser heimgekehrt war, hatte er, auf Alles gefaßt, was die nächste Stunde ihm bringen werde, die ihm gegebene Frist benutzt, um die Dokumente der Freilassung seiner Sklaven auszustellen und andere testamentarische Bestimmungen zu treffen. Domitilla hatte in dieser Beziehung Alles schon früher in Ordnung gebracht. Beide blieben am nächsten Morgen von der Opferfeier im Tempel der Minerva fern; allein bis zum Abend schien Domitian noch zu keinem Entschlusse über ihr Schicksal gekommen zu sein.

Pflichtgemäß begab sich Clemens am Abende zur kaiserlichen Tafel: Domitian that, als ob nichts vorgekommen; — kämpfte noch in ihm der gute und der böse Geist um die Entscheidung?

Der coena folgte die commissatio oder das Trinkgelage, zu welchem die Gäste aus dem Speisesaale in den sogenannten ägyptischen Saal hinübergeführt wurden, wo orientalische Pracht und Ueppigkeit zum heitersten Genusse einluden. Am Eingange des Saales lagen aus Basalt gemeißelte Sphinxe, aus deren Brüsten duftende Essenzen hervorsprudelten. Die Malereien an den Wänden versetzten den Beschauer an die Ufer des Nils, in dessen Fluthen sich die Pyramiden und die stolzen Tempel von Memphis und Theben spiegelten; die goldenen Statuen der Isis und des Osiris und anderer Gottheiten prangten zwischen

den Säulenreihen, während im Hintergrunde in einer Felsengrotte von leuchtendem Krystall jene Riesenfigur des Nilgottes, auf eine Sphinx gelehnt, und von den

Symbolen der Fruchtbarkeit des Landes umgaukelt, lagerte, die heute den Braccio nuovo des vatikanischen Museums ziert.

Da der Kaiser sich, wie gewöhnlich, schon während der Tafel erhob, so konnten jetzt die Gäste, wie von einem drückenden Alp befreit, sich ungezwungen den Freuden des Bechers hingeben.

Der Consul Flavius Clemens hatte mit einigen älteren Männern es vorgezogen, nach der coena heimzukehren; er gab auch dem Stephanus, welcher gleichfalls wieder zu dem Feste befohlen worden war, einen Wink, ihm zu folgen. Allein Parthenius hatte diesen schon in den Arm genommen und beredete ihn, nur auf ein Stündchen zu bleiben, mehr um das heitere Treiben anzuschauen, als um selber an den berauschenden Genüssen Theil zu nehmen.

Und Stephanus ließ sich festhalten, trotz der inneren Stimme, die ihn wegrief aus einer Gesellschaft, in welche er

als Christ nicht gehörte, und deren Gefahr er sich nicht verhehlte.

Schon hatten die rauschende Musik, die lüsternen Bewegungen leichtfertiger Tänzerinnen und die von ägyptischen Knaben immer neu gefüllten Becher die Köpfe erhitzt; an einzelnen Tischen fing es an, lauter zu werden; man trank einander hinüber und herüber Gesundheit; hier und dort hatte bereits das Würfelspiel begonnen, und die aus silbernem fritillus geworfenen Elfenbeinwürfel rollten über die Cithrustische, — als plötzlich wie mit Einem Schlage Todtenstille eintrat und Alles sich von den Sitzen erhob: — der Kaiser war gekommen.

Nachdem er den Gästen befohlen, sich wieder zu setzen und sich durch seine Anwesenheit nicht stören zu lassen, wandelte er schweigend an den Tischen vorüber, während Aller Blicke verstohlen auf den Herrscher gerichtet waren.

So kam er auch zu der Gesellschaft, welcher Stephanus angehörte.

Parthenius hatte diesen veranlaßt, die Geschichte mit der Viper noch einmal den Gästen zu erzählen, und Domitian hörte mit Wohlgefallen dem Schlusse der Schilderung zu.

Da der Freigelassene wußte, wie leidenschaftlich der Kaiser das Würfelspiel liebte, gab er während der Erzählung einem Sklaven einen Wink, den abacus oder das Würfelbrett mit den vier Würfeln zu bringen; gern gab der Kaiser die Erlaubniß, das Spiel zu beginnen, und mit wachsendem Interesse schaute er zu, wie der Reihe nach je zwei und zwei ihr Glück versuchten.[17])

Jeder Knöchel oder talus hatte auf seinen vier Seiten vier Zahlen; der glücklichste Wurf, wenn alle vier Würfel verschiedene Zahlen zeigten, hieß der Venus-Wurf; war das Gegentheil der Fall, so nannte man ihn den Hund.

Jetzt kam die Reihe auch an Stephanus: — konnte er sich vor den Augen des Kaisers weigern, zu den Würfeln zu greifen, obgleich er nie in seinem Leben gespielt hatte?

Sein Gegner war Petronius Secundus, der Präfekt der kaiserlichen Leibwache.

Gleich sein erster Wurf war ein Venus-Wurf.

Es waren nur zwanzig Denare (nahezu drei Thaler) eingesetzt worden.*)

Sofort setzte der Gegner das Doppelte; so lagen achtzig Denare als Gewinn da.

Nachdem wiederholt Würfe von beiden Seiten kein Resultat gehabt, warf Stephanus abermals alle vier Würfel verschieden.

Seine Aufregung wuchs, als Petronius Secundus wiederum den Einsatz verdoppelte.

Diesmal siegte der Gegner und strich 640 Denare, gegen 350 Mark, ein.

„Höre jetzt auf!" rief eine innere Stimme dem Stephanus zu; aber zugleich flüsterte Petronius ihm in's Ohr:

„Ich leihe Dir Geld, so viel Du willst."

Stephanus stürzte einen Becher Wein hinunter und setzte die gleiche Summe.

„Bei allen Göttern!" scherzte Domitian, als Stephanus nach dem vierten oder fünften Wurfe wiederum die Venus warf, „wenn Fortuna Dir in der Ehe so hold ist wie im Spiele, wirst Du der glücklichste unter den Menschen sein."

Mit einem Blicke grimmiger Wuth erklärte Petronius Secundus, auf weiteres Spiel zu verzichten.

---

*) Das war nach damaliger Spielweise ein sehr niedriger Einsatz.

„So will denn ich für den Besiegten eintreten,“ sprach lächelnd der Kaiser, von seiner Leidenschaft fortgerissen.

Zweitausend fünfhundert sechzig Denare, über siebenhundert Thaler, lagen als Einsatz auf dem Tische. Stephanus bebte an jeder Fiber; sein Herz klopfte fast hörbar: der Kopf schwindelte ihm. Mit zitternder Hand faßte er den silbernen fritillus, schüttelte die Würfel und — warf abermals die Venus.

Nach und nach hatte sich ein Kreis von Gästen um unsere Gruppe gesammelt, Anfangs, weil der Kaiser sich ihr zugesellt hatte; dann noch mehr, als Domitian selber zu den Würfeln gegriffen.

Schweigend hatte dieser die verlorene Summe wieder eingesetzt; — Stephanus gewann abermals.

Sich gegenüber den Kaiser, — ringsum alle Augen auf ihn gerichtet, — vor ihm die schimmernden Haufen Goldes in einer halben Stunde gewonnen, und vielleicht im nächsten Augenblicke verloren, — betäubt bei jedem neuen Venuswurf durch die Aeußerungen der Verwunderung über sein unerhörtes Glück, . . . in dieser fürchterlichen Aufregung, welche ihm die Brust zusammenklemmte und den kalten Schweiß auf die Stirne trieb, hörte er aus dem Kreise der Umstehenden die Bemerkung:

„Hm! Er spielt mit chaldäischen Zauberkünsten.“

Petronius Secundus hatte das Wort gesprochen.

„Was?“ rief Stephanus erbleichend, „es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich Würfel anrühre.“

Ein ungläubiges Lachen der Umstehenden antwortete ihm; — Domitian, der wie Keiner an die geheimen Kräfte und Künste der Chaldäer glaubte, heftete schweigend seinen durchbohrenden Blick auf Stephanus.

„So bringt denn andere Würfel," stöhnte dieser, „wenn Ihr glaubt, daß ich kein ehrlich Spiel treibe."

Es wurde ein neues Würfelbrett und ein anderer Becher mit anderen Würfeln gebracht; der Kaiser mußte sich von einem Senator Geld leihen, um dem ganzen Gewinne des Stephanus die gleiche Summe entgegen zu setzen, und — „Wiederum gewonnen!" riefen wie aus Einem Munde alle Umstehenden.

„Dem gegenüber verliert der Kaiser das ganze römische Reich!" rief Petronius aus, und setzte dann mit zornglühenden Augen hinzu: „Er ist ja ein Christ!"

Stephanus fühlte den Boden unter seinen Füßen weichen, als er das Wort hörte, da jeder Mund wiederholte: „Ein Christ? — Ein Christ?"

„Er hat es ja selber vor einigen Wochen vor dem Richter erklärt," fuhr der Präfekt fort; „fragt nur den Parthenius!"

„Das ist er früher mal gewesen!" rief der Höfling, dem diese Wendung und zumal das Hereinziehen seiner Person im höchsten Grade unangenehm war.

„Versuchen wir noch einmal die Würfel!" sprach mit tiefer Stimme der Kaiser und fügte hinzu: „Minerva gegen Christus!"

„Ludere felix, glückliches Spiel!" riefen die Umstehenden dem Herrscher zu.

Domitian warf! — lauter Jubel schallte durch den Saal: — er hatte den Venus-Wurf gethan.

Stephanus sank, wie vom Schlage getroffen, zurück; aber nun rief ihm eine Stimme im Innern zu: „Wie? soll Minerva über Christus siegen?"

Das Wort kam von keinem Engel des Lichtes.

Aber Stephanus, seiner selbst längst nicht mehr Herr, hörte auf dasselbe, und indem er Parthenius bat, für ihn Bürge zu stehen, setzte er die ganze Summe gegen den Kaiser ein.

Mit zitternder Hand faßte er die Büchse; die Würfel fielen —; „Ha ha ha, der Hund! der Hund!“ schallte es unter Hohngelächter durch den Saal; — Stephanus brach bewußtlos zusammen. — —

Auf den Wink des Herrschers trugen einige Sklaven den Unglücklichen hinaus in's Freie, wo sie ihn, an die Basis einer Säule gelehnt, allein zurückließen.

Er mußte recht lange dort gesessen haben; denn als er erwachte, war es ringsum öde und still. Kein Ton klang aus dem Innern des Palastes; die Lichter und Fackeln auf dem Platze waren meistens erloschen, und ängstlich flackerten die letzten Flammen in dem frostigen Windhauch der kalten Frühlingsnacht.

Stephanus fühlte seine Stirne vor Fiebergluth brennen; eine unendlich drückende Last lagerte auf seiner Seele: Nacht draußen, — tiefste, finsterste Nacht im Gemüthe. Nur allmählich vermochte er seinen Geist zu sammeln; allein je mehr die Vorgänge des verflossenen Abends in seiner Erinnerung erwachten, um so entsetzlicher erschien ihm der Abgrund, der bodenlose Abgrund, in den er sich hinuntergestürzt.

Mühsam raffte er endlich die vor Kälte erstarrten Glieder auf und wankte wie ein Betrunkener fort, wohin? — — am liebsten in die Tiber.

Instinktmäßig taumelte Stephanus seiner Wohnung zu, geängstigt durch das Rauschen eines Springbrunnens,

zusammenfahrend vor dem Geschrei eines Nachtvogels, dessen Stimme ihm wie Hohngelächter der Hölle vorkam. —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Parthenius, sein böser Dämon, den Stephanus weckte.

„Du wirst Sorge tragen," sprach er kalt, „daß ich das Geld bis zum Abende dem Kaiser einhändigen kann. Es sind, bis auf Weniges, 54,000 Denare."*)

Stephanus gab keine Antwort; Parthenius aber warf ihm beim Fortgehen das Wort hin:

„Deine Herrin hat ja Geld genug." —

Am Abende zahlte Parthenius dem Kaiser die volle Summe aus, — und Domitian fragte nicht, woher der Procurator der Domitilla all das Geld genommen.

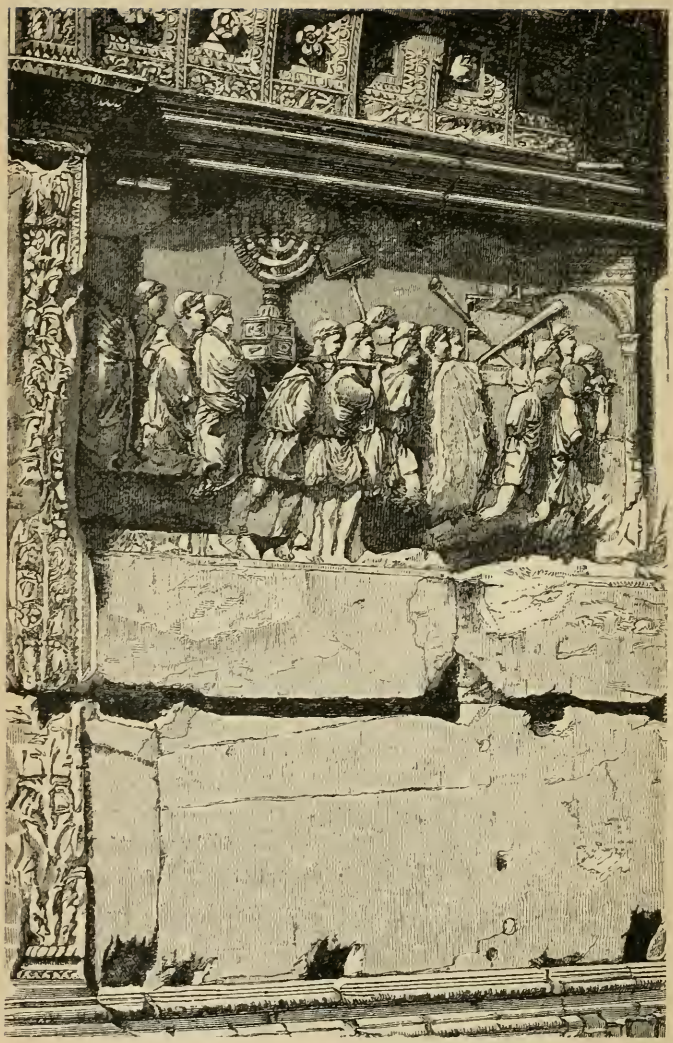
*) Ueber 13,000 Thaler.

Achtes Kapitel.

Das Osterfest.

Wenn Domitianus den Flavius Clemens geschont hatte, vielleicht in der Ahnung, daß derselbe in der Stunde der Gefahr sein Retter werden könnte, so hatte doch jener Tag zwischen dem Kaiser und dem Consul eine tiefe Kluft geschaffen. Ein Mitglied des Geschlechtes der Flavier, deren Ruhm für alle Zeiten die Zerstörung Jerusalems und seines Tempels, wie die Vernichtung der jüdischen Nation war, konnte der Religion dieses Volkes anhangen? Ein römischer Senator und Consul mochte sich zu der verworfensten Sekte dieser Juden bekennen? Und das mit einem Fanatismus, der für diese orientalischen Abgeschmacktheiten selbst in den Tod zu gehen bereit war? — Domitianus hatte jetzt auch die Lösung des Räthsels gefunden, warum der Consul sich seit Jahren von allem öffentlichen Leben zurückgezogen. Allein je mehr er die Fähigkeiten seines Vetters in den letzten Monaten kennen gelernt, um so verderblicher erschien ihm nun auch für den römischen Staat eine Religion, welche die begabtesten Köpfe dem allgemeinen Wohl entzog und sie zur Unthätigkeit verurtheilte.

Vor allem mußte dem Kaiser daran liegen, was von diesen Ideen die Eltern ihren beiden Söhnen eingepflanzt, gründlichst mit der Wurzel auszurotten. Er hatte ja vom



Darstellung der Beute aus Jerusalem auf dem Triumphbogen des Titus.
(Siebenarmiger Leuchter; Tisch der Schaubrode.)

Vater gehört, daß sie in die eigentlichen Mysterien noch nicht eingeweiht seien. Indem der Kaiser daher den Verkehr der Cäsaren mit ihren Eltern auf alle Weise einschränkte, machte er es ihrem Lehrer Quintilian zur Pflicht, die Juden, ihre Satzungen, Lehren und Gebräuche den Knaben recht verächtlich zu machen, die Zerstörung Jerusalem's und des großen Nationalheiligthums als das offenbare Werk der allmächtigen Götter zu schildern, durch den Hinweis auf den Triumphbogen des Titus mit seiner Darstellung der Beute aus dem Tempel zu Jerusalem den Familienstolz in ihnen zu nähren, und zumal die Lehren der Nazarener als den Inbegriff orientalischen Aberglaubens hinzustellen.

Der Redegewandtheit eines Quintilian wäre es wohl gelungen, die zarten Keime des Christenthums in den Herzen der Knaben allmählich zu zerstören und sie mit ganzer Seele für die Götter zu gewinnen, welche Rom zur Weltbeherrscherin gemacht; allein der Himmel sandte den Kindern seine Schutzengel.

Das waren zunächst die beiden Greise Nereus und Achilleus.

Sobald Domitilla erfahren, daß der vom Kaiser den beiden Knaben beigegebene Pädagogus sich selber das Leben genommen, beeilte sie sich, an dessen Stelle ihre beiden Diener in Vorschlag zu bringen, und Domitian konnte diese Bitte nicht wohl abschlagen. Damit hatten nun die Kinder als glückliches Gegengewicht gegen heidnische Einflüsse zwei christliche Wärter, und es bedurfte gar nicht der besondern Mahnung der Eltern, um diese anzuspornen, die Knaben in ihrem heiligen Glauben zu bewahren und zu festigen.

Einen willkommenen Beistand hatten die Greise an der kleinen Irene. Das geweckte Mädchen war für die Knaben eine Auktorität geworden, deren Urtheil, deren Lob und Tadel ihnen fast noch mehr galt, als das Wort der beiden Männer. Die Kleine hatte ihnen auch genaue Vorschrift gegeben, wie sie sich am Feste der Minerva bei dem Opfer im Tempel zu verhalten hätten, und getreu ihrer Weisung hatten die Knaben während der Feier, bei welcher sie als camilli mitwirken mußten, immer im Herzen die Worte wiederholt: „Pfui, du häßliche Minerva! ich will nichts von dir wissen; du bist keine Göttin, sondern die Schwester des Teufels, und dein Vater Jupiter ist der Vater aller Teufel.“

In jener Zeit wurde die Kindertaufe vor dem vollen Gebrauche der Vernunft nur in Todesgefahr gespendet; in der Regel fand der Empfang des Sakramentes im neunten oder zehnten Jahre nach vorhergehendem Unterricht in den Heilswahrheiten statt, und mit der Taufe war dann zugleich die heilige Salbung, die feierliche Aufnahme in die Kirche und die erste Kommunion verbunden. Die beiden Cäsaren standen in dem Alter, in welchem sie zugelassen werden konnten; die wachsenden Gefahren aber, von welchen sie umgeben waren, mußten den frommen Eltern den dringenden Wunsch nahe legen, daß dieselben am nahe bevorstehenden Osterfeste die h. Taufe empfingen.

Der Bischof Clemens gab erst nach längerem Bedenken seine Zustimmung. Wie sollten die Kinder, wenn sie nach Domitian's Absicht dereinst den römischen Kaiserthron bestiegen, sich von all den religiösen Handlungen ferne halten, die mit dem ganzen öffentlichen Leben in Rom auf das engste verknüpft waren? Aber, was für den Augenblick noch mehr in die Waagschale fiel: stand

nicht das Leben der Kinder in Gefahr, wenn Domitian erfuhr, daß sie Christen geworden? Und wurde damit nicht zugleich eine Verfolgung, blutiger vielleicht noch als die neronische, gegen die Kirche heraufbeschworen? — Diesen Erwägungen standen andere gegenüber. Zunächst das Seelenheil der Kinder in Mitten der Gefahren; dann aber vor Allem die Hoffnung auf den schnellen Triumph des Kreuzes, wenn zwei vom Glauben an Christus tief durchdrungene Imperatoren den Thron bestiegen. War nicht gerade die Blutherrschaft des Domitian eine Zulassung Gottes, um einer Regierung die Wege zu bahnen, welche im milden Geiste des Christenthums Zeiten des Glückes und Segens für das römische Volk und das ganze Reich brachten?[18])

So gab denn der Bischof den Bitten der Domitilla nach und beauftragte die beiden Wärter Nereus und Achilleus, die Kinder auf den Empfang der Taufe vorzubereiten. Mit welch frommem Eifer suchten beide ihre Aufgabe zu erfüllen!

Als gelehrigen Schüler gesellte sich zu den Cäsaren bald auch Sigamber.

Seit jenem Tage, wo der Germane der Sicherheit des Kaisers in der Handhabung von Pfeil und Bogen unwillkürlich in seiner barbarischen Weise eine so glänzende Huldigung dargebracht, war Sigamber von Domitianus gerne gesehen. Als Domitilla den Nereus und Achilleus als Wärter für die Cäsaren in Antrag brachte, hatte der Kaiser selber den Sigamber hinzugefügt. Über die sonst so harten Züge des Herrschers flog unwillkürlich ein Lächeln, als er gleich am ersten Tage, wo Sigamber in seinen Dienst getreten, die Knaben vom Spaziergange

heimkehren sah, rittlings auf den breiten Schultern des Riesen sitzend.

„Siehe, Herr," rief der kleine Domitianus dem Kaiser triumphierend zu, „was für ein prächtiges Roß wir bestiegen haben! Wenn ich groß bin, dann mußt Du mich einen Feldzug nach Deutschland machen lassen, Herr, und dann bringe ich tausend solcher Rosse als Kriegsbeute mit."

Indem Sigamber gerne zuhörte, wie die Alten den Knaben das Leben des Herrn erzählten, machte er zu manchen Berichten seine eigenartigen Bemerkungen. So wollte es ihm gar nicht einleuchten, daß der neugeborne Heiland vor Herodes die Flucht ergriff und den Mord all der Kindlein von Bethlehem geschehen ließ, statt mit einigen Legionen himmlischen Kriegsvolkes vor Jerusalem zu ziehen und den Frevler zu züchtigen. — Bei der wunderbaren Brodvermehrung hätte der Herr den Juden doch auch einen Wein geben sollen. — Dem Petrus aber konnte Sigamber es gar nicht verzeihen, daß er dem Malchus bloß das Ohr abgehauen. „Ah," rief er, „Petrus schlechter Kriegsmann! Sigamber dabei sein: gleich ganzen Kopf abgehauen; Allen die Köpfe abgehauen." — Auch bei der Erzählung von der Flucht der Wächter am Grabe des Herrn schüttelte er unwillig den Kopf: das seien gewiß keine Germanen gewesen.

Nach der im ganzen christlichen Alterthum herrschenden Sitte wurde die Taufe in der Osternacht gespendet. Dem Empfange derselben unmittelbar vorher ging der Unterricht über das Altarssakrament, welches den Täuflingen erst jetzt erläutert wurde. Nach der Taufe wohnten sie zum ersten Male dem ganzen Gottesdienste bei,

und auch sie mit den übrigen Gläubigen empfingen den Leib des Herrn.

Bei der Sorgfalt, mit welcher Domitian seine Adoptivsöhne vor den Eltern abschloß, schien es eine Unmöglichkeit, dieselben auf eine Nacht aus dem Palaste zu bringen; an eine heimliche Entfernung war bei den allenthalben aufgestellten Wachen gar nicht zu denken. Woher aber einen Vorwand nehmen, triftig genug, um vom Kaiser die erforderliche Erlaubniß zu erwirken? Wohl wurde zu Zeiten blutiger Verfolgung oder bei drohender Todesgefahr das Sakrament der Taufe ohne jenen reichen Kranz von Ceremonien und Gebeten gespendet, wie wir ihn zum Theil aus jenen ältesten Jahrhunderten ererbt haben; allein eine heimliche Taufe entsprach weder dem Geiste der alten Kirche, noch im vorliegenden Falle dem Wunsche der Eltern: Durch den Empfang des Sakramentes in feierlichster Form, und in Verbindung mit der Firmung und der ersten heil. Communion sollte sich ihren Kindern ewig unvergeßlich das Bewußtsein einprägen, daß sie Christo angehörten.

Die Liebe ist erfinderisch, und wenn nach langem Planen und Rathen endlich ein Weg gefunden wurde, trotz aller kaiserlichen Wachen die Knaben in der Osternacht heimlich in die Versammlung der Gläubigen zu bringen, so hatte die heilige Mutterliebe das Hauptverdienst, den Plan mit allen seinen näheren und entfernteren Umständen ersonnen zu haben. Die hilfreiche Hand mußte vor Allen — Sigamber ihr reichen.

Es war einige Tage vor dem Osterfeste, als Petronius Secundus vor dem Kaiser erschien.

„Herr," sprach er, „die Prätorianer lassen mir keine Ruhe, Deiner Göttlichkeit eine Bitte vorzutragen. Die Germanen unter ihnen feiern alljährlich das Wiedererwachen der Natur durch nächtliche Waffentänze und allerlei kriegerische Spiele, wie es in ihrer Heimath Sitte ist. Nun wollen sie, Herr, daß die Cäsaren sie mit ihrer Anwesenheit beehren. Allein Deine Göttlichkeit wird nicht gestatten, daß die Knaben bei Nacht . . . ."

„Sigamber, den ich ihnen als Wächter beigegeben," fiel ihm der Kaiser in's Wort, „ist Dir schon mit der Bitte zuvorgekommen. Nun, das ist ein zuverlässiger Kerl, und auf die eine oder andere Stunde mögen immerhin die Knaben von einem Fenster aus den Übungen zuschauen. Es wird für sie lehrreich sein. Die Germanen," fuhr Domitian fort, „sind auf Jahrhunderte die gefährlichsten Feinde des römischen Reichs, die wir besiegen, aber schwerlich ganz unterjochen können."

„Zum Glück ist ihre Zwietracht unser Bundesgenosse," bemerkte Petronius.

„Wenn sie einträchtig wären," entgegnete der Kaiser, „sie zögen, wie ehemals die Cimbern und Teutonen, über die Alpen, und wer würde Rom gegen ihren Anprall vertheidigen?"

„Nun, so lange Deine Gottheit regiert, ist bei allen Barbaren Dein gefürchteter Name der beste Schutzwall für uns."

Domitian's Kriegszüge gegen die Germanen waren nichts weniger als ruhmreich gewesen; dennoch hatte er wiederholte Triumphe in Rom über sie gefeiert; auf allen öffentlichen Plätzen Rom's standen Statuen des

Kaisers, welche ihn als Besieger der Barbaren an der Donau und am Rheine priesen. So nahm er denn auch die Schmeichelei des Präfekten als ernst gemeint und antwortete:

„Aber ich muß auch für die Zeiten nach mir denken, und darum ist es gut, wenn die beiden Cäsaren sich schon früh mit der Kampfesweise und dem Kriegsbrauch der Feinde bekannt machen."

„Befiehlt Deine Göttlichkeit, daß ich sie mit allen Ehren . . ."

„Hat man denn auch den göttlichen Domitianus," fiel ihm der Kaiser ärgerlich in's Wort, „in seiner Jugend mit allen Ehren empfangen, wenn er, älter als diese Bürschlein, in den Tempel oder in den Quartieren der Soldaten erschien? Und ziehst Du etwa die Waffenspiele der Barbaren der kaiserlichen Tafel vor, zu der ich Dich erwarte? Ein Centurio mag die Knaben empfangen und sie in irgend ein Gemach bringen, von wo sie den Uebungen zuschauen können. Nichts weiter!"

Es war die ewige Furcht, daß ihm Jemand nach der Herrschaft trachte, was den Kaiser bewog, den Befehlshaber der Leibgarde nicht mit den Cäsaren vor den Prätorianern erscheinen zu lassen; nachträglich gab er den Kindern sogar den Befehl, sich den Soldaten möglichst wenig zu zeigen. Zugleich beauftragte er den Parthenius, sich durch seine Spione über Alles zu unterrichten, was an dem Abende vorfalle.

Daß die Germanen in der Kaisergarde so dringend nach dem Erscheinen der Cäsaren bei ihrem nächtlichen Waffenspiel verlangten, das hatte Sigamber eingefädelt. Um die ihnen in Aussicht gestellten Amphoren oder

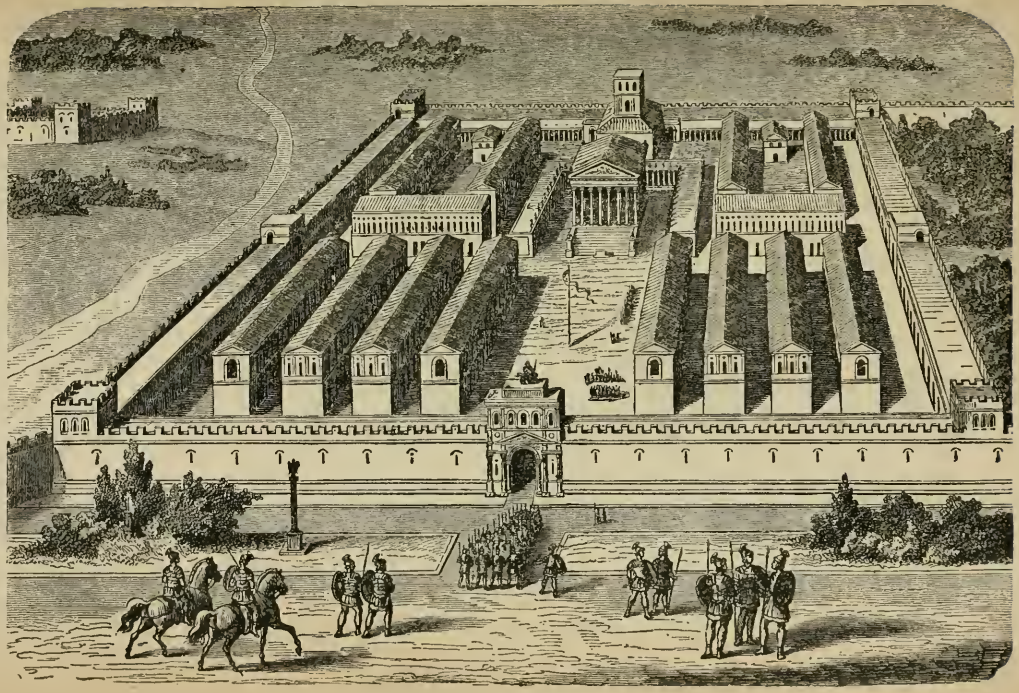
Weinkrüge hätten die tapferen Recken auch im Sommer oder im Herbste das „Wiedererwachen der Natur" gefeiert.

Uebrigens gab es unter den Prätorianern auch einige Christen, auf deren bereitwilligste Hilfe man bei dem gewagten Plane rechnen konnte.

Es war am Abend vor dem Osterfeste. Im Atrium des kaiserlichen Palastes harrte die verschlossene lectica oder Sänfte, in welcher zwei Sklaven die Cäsaren in das Castrum oder Standquartier der Prätorianer tragen sollten. Endlich erschienen diese, festlich gekleidet, von Nereus und Achillens gefolgt; ihnen voraus schritt in hochrother Livré Sigamber, den schweren silbernen Heroldsstab über die Schulter. Die Knaben hatten vorher noch vor dem Kaiser erscheinen müssen, welcher bei der coena oder Abendtafel saß, von einer Anzahl von Gästen umgeben, zu denen, durch den Befehl des Kaises genöthigt, auch Petronius gehörte. In kurzen, rauhen Worten gebot Domitianus den Knaben, wie sie sich verhalten sollten; dann mußten sie ihm die Hand küssen und konnten gehen. Unter Vortritt von zwei Fackelträgern nahm der Zug seinen Weg durch den Triumphbogen des Titus am Colosseum vorbei nach dem viminalischen Hügel, wo in der Nähe der heutigen Kirche zu den Ketten Petri das Castrum oder Standquartier der kaiserlichen Leibwache lag.[19])

Ein Centurio empfing die Cäsaren am Portale und geleitete sie in einen Saal, wo bald nachher auch der Consul, ihr Vater, erschien.

Als die Knaben an's Fenster traten, welches auf den großen, hell erleuchteten Hof ging, wurden sie von



Ein römisches Standquartier.

den Soldaten mit lautem Salve und Vivat begrüßt; dann begann sofort das Waffenspiel.

In zwei Abtheilungen aufgestellt, warfen die Germanen erst die Lanzen, dann die Schwerter herüber und hinüber, indem sie dieselben mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in der Luft auffingen; unter nationalen Gesängen, in welchen sie Odin und Thor und Baldur priesen, tanzten sie, auf ihren Schilden den Takt schlagend, in kunstreichen Verschlingungen durcheinander, wobei die Schwerter in die Höhe geworfen und jedesmal am Griff wieder aufgefangen wurden. Nun griff man zu Pfeil und Bogen, um bald einen abgeschossenen Pfeil im Fluge durch einen zweiten Pfeil zu spießen, oder ein in die Höhe geworfenes Geldstück zu treffen. Indem die Einen in gewissen Entfernungen von einander die Schilde über ihren Köpfen hielten, sprangen Andere mit staunenswerter Leichtigkeit der Reihe nach von Schild zu Schild, und so folgten in buntem Wechsel die mannigfaltigsten Uebungen auf einander.

So sehr dieses Waffenspiel sonst die beiden Knaben angelockt hätte, so waren sie doch zu lebhaft von der hohen Wichtigkeit der nächsten Stunden durchdrungen, als daß sie länger zugeschaut hätten, als notwendig war, um dem Kaiser, wenn er sie am nächsten Tage befragen würde, Antwort geben zu können. Auch der Consul suchte wieder und wieder durch kurze Bemerkungen den Geist seiner Kinder für die hochheilige Feier gesammelt zu halten.

Obschon Flavius Clemens sich vorsichtig vom Fenster ferne hielt, mußte er doch einmal sich demselben so weit

genähert haben, daß die Soldaten ihn bemerkten; da sie sich durch seine Anwesenheit geehrt fühlten, begrüßten sie ihn mit lautem Zurufen.

Als die Stunde nahe war, wo der Gottesdienst beginnen sollte, erschien einer von den christlichen Soldaten und meldete, daß der Weg rein und sicher sei; eine Sänfte harre an dem posticum oder der Hinterpforte.

In einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt, einen Helm auf dem Kopfe, schritt Flavius Clemens seinen Kindern, die in einer einfachen bürgerlichen Sänfte getragen wurden, durch das Dunkel der Nacht voraus, bis sie zu einem Palaste an der Stelle gelangten, wo heute die Kirche des heil. Clemens steht.

Hier, in einem großen, für den Gottesdienst hergerichteten Saale hatte der Bischof Clemens die Gläubigen zur Feier der heiligen Osternacht versammelt. Ein Bassin in Mitte des innern Hofes mit plätscherndem Springbrunnen ist für die Spendung der Taufe ausersehen;[20]) in der anstoßenden Halle steht jener einfache Sessel aus Eichenholz, dessen sich der Apostelfürst Petrus bei der Feier der heiligen Geheimnisse bedient hatte, und auf welchem jetzt der Papst die Neophyten mit dem heiligen Oele salben wird. —

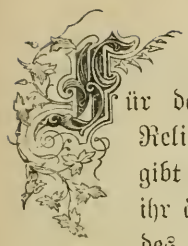
Es war ihnen, als ob sie in den Himmel einträten, als vor den Neugetauften die Thüre des Betsaales sich aufthat, der mit zahlreichen Lampen festlich beleuchtet war[21]); zu beiden Seiten nach den Geschlechtern geschieden, erwarteten die Gläubigen sie und begrüßten sie in heiliger Freude als neue Brüder. Mit welcher Andacht folgte das Auge der beiden Knaben der heiligen Opfer-

handlung am Altare; wie ergriff sie der festliche Ostergesang; mit welcher Ehrfurcht nahten sie sich dem Tische des Herrn, um zum ersten Male das Brod des Lebens zu empfangen! —

Der Morgen warf sein blasses Dämmerlicht über das schlummernde Rom, als vom Castrum der Prätorianer die kaiserliche Sänfte, ihr voraus Sigamber, zum Palatin zurückkehrte. Als die beiden Knaben, unbemerkt, wie sie fortgegangen, wieder bei den kriegerischen Spielen erschienen waren, hatte eben die Schlußvorstellung, die Erstürmung einer Wagenburg, begonnen. Der eine Theil der Soldaten, in heimathlicher Waffenrüstung, den Stierhelm auf dem Kopfe, kämpfte von oben herab gegen den andern Theil, der, als römische Legionssoldaten bewaffnet, wider die Wagenburg anstürmte. Allerdings galt der Kampf heute nicht Weib und Kind, sondern eine Reihe von Amphoren war der Preis, in welchen sich nunmehr Sieger und Besiegte in deutscher Gemüthlichkeit theilten.

Neuntes Kapitel.

Die ersten Opfer.



Für das Herz christlicher Eltern, denen die Religion das Erste und Höchste im Leben ist, gibt es keine seligere Stunde, als wenn sie ihr ältestes Kind zum ersten Male zum Tische des Herrn treten sehen. Wie haben sie sich auf diesen Gnadentag gefreut, wie für ihr Kind und mit ihm gebetet, daß es würdig dort erscheine! Nie ist die Elternliebe so heilig und verklärt, als wenn sie in ihrem Kinde ein Gotteskind erblickt, einen Liebling Jesu in makelloser Unschuld, an sein göttliches Herz gezogen und gespeist von Ihm mit dem Brode der Engel. Wenn diese selige Stunde den Eltern Alles bezahlt, was sie bisher für ihr Kind gethan und geopfert, dann ist zugleich auch noch nie so inbrünstig ihr Gebet zum Himmel gestiegen, daß der Herr es in seiner Liebe bewahre in allen Stürmen des Lebens, denen es jetzt beim Eintritt in's reifere Alter entgegen geht.

Mußte aber in den ersten Jahrhunderten, wo Taufe, Firmung und die erste heilige Communion in eine einzige Feier zusammengelegt waren, dieser ganze Akt noch einen viel tiefern Eindruck machen, so gab auch noch die äußere Lage des Christenthums in jener Zeit der Feier eine weit höhere Bedeutung. Es war eine vom Staate verbotene Religionsgesellschaft, in welche der Täufling ein-

trat: so war die Taufe zugleich für Viele die Weihe zum Martyrium.

Auf dieses Martyrium waren für sich selber Flavius Clemens und seine Gattin längst gefaßt; jetzt führten sie auch ihre Kinder zum Altare, um sie wie Opferlämmer dem Herrn darzubringen.

Als Domitilla ihre Söhne aus dem heiligen Bade der Wiedergeburt, angethan mit den weißen Kleidern der

Neugetauften, zurückkehren sah, als sie ihre Kinder zum Bischofe geleitete, daß er ihnen die Hände auflege und salbend das heilige Siegel auf ihre Stirne drücke, als die Beiden neben ihr am Altare auf den kreuzweise über einander gelegten Händen die göttliche Speise empfingen und aus dem Kelche des Heiles tranken, da war ihr Mutterherz übervoll von seligem Himmelsglück. Aber zugleich legten auch ihre Hände die beiden kostbaren Schätze als Opfergaben auf die Stufen des göttlichen Thrones, mit glühendster Inbrunst flehend um das Eine für ihre Kinder, um Treue und Standhaftigkeit in der Stunde des Bekenntnisses.

Andere Mütter würden überglücklich in dem stolzen Gedanken gewesen sein, daß ihre Söhne dereinst den Thron der römischen Imperatoren besteigen sollten. Domitilla hatte an diese Aussicht immer mit bängster Sorge gedacht. Gewiß, im Besitze der ganzen Fülle kaiserlicher Macht konnten ihre Söhne unermeßlich viel Gutes thun. Allein auf der schwindelnden Höhe irdischer Majestät erwartet auch den zu ihr Emporgeführten derselbe Dämon des Hochmuths, der einst dem Erlöser von der Spitze des Berges alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte und zu ihm sprach: Dies Alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest.

Domitilla zitterte, so oft sie sich das kaiserliche Diadem auf den Häuptern ihrer Söhne vorstellte; — wie viel schöner und leuchtender standen sie vor ihrer Seele mit dem Kranze des Martyriums um die Stirne!

„Führe sie, Herr, auf Deinen Wegen," hatte sie in der Osternacht beim heiligen Opfer aus tiefstem Herzen gefleht, und heiße Thränen waren dabei über ihre Wangen

gerollt, „aber nimm sie hinweg, ehe Du zulässest, daß sie Dir untreu werden.“ —

Bei jener heiligen Feier hatte Einer gefehlt, — Stephanus.

Daß Flavius Clemens und seine Gemahlin von dem, was in jener unseligen Nacht geschehen, keine Kenntniß erhielten, das verdankte Stephanus theils der überaus zurückgezogenen Lebensweise der Familie, theils dem Umstande, daß von den kaiserlichen Gästen die wenigsten ihn gekannt hatten. Petronius Secundus war allerdings des folgenden Tages in der Wohnung des Consuls erschienen, um ihm Alles zu erzählen; allein Stephanus hatte, angeblich im Auftrage des Hausherrn, dem Pförtner den strengsten Befehl gegeben, Niemanden vorzulassen. Unmuthig war Petronius wieder fortgegangen.

Stephanus war seit jener Nacht ein anderer Mensch geworden. Die schwere Sünde, die auf seinem Gewissen lastete, verscheuchte jede Freude von seinem Gesichte; Tag und Nacht quälte ihn die Angst, daß sein Vergehen offenbar werde, die Furcht, daß seine Herrin Rechenschaft über seine Verwaltung fordere. Um die Entdeckung des gewaltigen Deficits in der Kasse hinauszuschieben, mußte Stephanus um hohe Zinsen Geld bei einem Juden leihen; um die Forderung des Juden zu befriedigen, griff er zur Ausstellung von Schuldscheinen auf den Namen seiner Gebieterin.

So sehr sich auch Stephanus in ihrer Gegenwart zusammennahm, die Aenderung im ganzen Wesen ihres Verwalters hatte doch der Domitilla nicht entgehen können: sollte vielleicht das Gift der Natter, das er aus der Wunde ihres Sohnes gesogen, zum Theile mit dem Speichel in seinen Körper gedrungen sein? — Ja freilich,

es war Natterngift, aber anderer Art, woran er krankte. — Einmal hatte Domitilla bemerkt, daß Unordnung in der Rechnungsführung sein müsse; allein schonend hatte sie geschwiegen und die Einsicht in seine Bücher verschoben, um den Stephanus nicht aufzuregen. In ihrer dankbaren Besorgniß wandte sie sich an einen Arzt; von einer Vergiftung, antwortete dieser, könne nicht die Rede sein, da dieselbe sich früher und unter bestimmten Symptomen geäußert haben würde. Wenn sie freilich an den Umgang ihres Verwalters mit Parthenius dachte, dann stieg allerdings ein Verdacht schlimmster Art in ihrer Seele auf; allein sie verscheuchte jedesmal diesen Gedanken als sündhaft aus ihrem Geiste: nein, nein, Stephanus war zu fromm, um ein Sklave der Wollust werden zu können.

Domitilla hatte das Fehlen ihres Procurators am Osterfeste bemerkt: also selbst von dieser erhabensten Feier hatte das ihr unbekannte Leid ihn fern gehalten! Nunmehr hielt sie es für ihre Pflicht, den Stephanus kommen zu lassen und Alles aufzubieten, um ihn zum Sprechen zu bringen. Sie wählte dazu ohne Säumen den Nachmittag des Osterfestes.

„Ich muß doch endlich mit Dir ein offenes Wort reden," sprach sie; „sage mir, was fehlt Dir? Deine frühere Heiterkeit ist in einen Gram verwandelt, der Dich täglich mehr abhärmt."

„Ich fühle mich allerdings seit einiger Zeit unwohl," antwortete Stephanus ausweichend, „und ich habe Dich, edle Gebieterin, schon bitten wollen, mir auf eine Woche Urlaub zu einer Luftveränderung zu geben."

„Und was hindert Dich, auf unsere Villa nach Antium zu gehen, wo die Seeluft Dich stärken wird? Allein,"

fuhr Domitilla fort, „Dein Leiden scheint mir weniger ein körperliches zu sein. Sage mir offen, wo fehlt es? Meine Dankbarkeit für die Rettung meines Kindes ist so groß, daß ich jede Gelegenheit begrüßen werde, wo ich meine Schuld an Dich theilweise abtragen kann."

Stephanus schwieg. — Der Unselige! Warum warf er sich seiner Herrin nicht zu Füßen, um seine ganze Schuld zu bekennen?

Allein die Scham verschloß seinen Mund, und als Domitilla nochmals in ihn drang, gab er zur Antwort:

„Fordere jetzt von mir keine Aufklärung, hohe Gebieterin; Du wirst sie später einmal bekommen."

Dann küßte er ihre Hand und entferte sich eilig. —

Ungefähr um dieselbe Stunde nahm Domitian den Vortrag seines obersten Kämmerers Parthenius entgegen, der ihm über die Vorgänge vom gestrigen Abende im Castrum der Prätorianer Bericht erstattete.

Der Höfling fand den Kaiser in einer ungewöhnlich zugänglichen Stimmung. Vor einer Stunde hatte er die beiden Knaben bei sich gehabt, und zumal sein Liebling, der kleine Domitian, hatte ihm von den Kampfspielen der Germanen, sowie von der Erstürmung der Wagenburg mit einer Lebhaftigkeit erzählt, und dabei in seiner kindlichen Weise die Barbaren so köstlich geschildert, daß Domitian sogar mehr als einmal die Lippen zu einem Lächeln verzog. Dann war Irene gekommen und hatte ihm Blumen gebracht und mit ihm geplaudert, und wenn auch bloß vorübergehend Gram und Groll von seiner finstern Seele verscheucht.

Als Domitian von Parthenius erfuhr, daß auch Flavius Clemens mit seinen Kindern in das Castrum und zu den Spielen gekommen sei, runzelte er finster die Stirne.

„Er soll sich endlich daran gewöhnen," sprach er, „daß seine Jungen nicht mehr ihm gehören, sondern daß der göttliche Domitianus sie adoptirt hat, und er soll den Göttern, — oder seinem Judengotte," fügte er höhnisch hinzu, — „danken, daß ich mich ihrer annehme und Alles für sie thue. Aber," fuhr er fort, und noch dunklere Schatten zogen über des Kaisers Stirne, „hat er sich den Soldaten gezeigt? Und haben diese ihm ihre Verehrung an den Tag gelegt?"

„Die Knaben erschienen immer nur auf Augenblicke; dann blieben sie ganz fort und erst gegen Schluß schauten sie etwas länger zu. Der Consul zeigte sich nur einmal, vielleicht ohne daß er es beabsichtigte, und da haben die Prätorianer ihn mit lautem Ave begrüßt."

Also doch! Ohne des Kaisers Wissen erlaubte sich der Consul in das Castrum meiner Leibwache zu gehen und sich von meiner Leibwache begrüßen zu lassen! Und er bleibt die ganze Nacht dort, — wozu anders, als um zu buhlen um die Gunst meiner Garde!"

Die Arme über die Brust gekreuzt schritt Domitian, Schlimmes brütend, im Gemache auf und ab.

Eine andere Richtung gaben seinen Gedanken einige Fliegen, die er am Fenster bemerkte. Domitian hatte sich ein eigenes Instrumentchen anfertigen lassen, um Fliegen, welche er ganz besonders verabscheute, zu spießen: er ruhte auch jetzt nicht, bis er die drei, welche es gewagt, in sein kaiserliches Gemach zu dringen, an seiner Nadel hatte.

Nachdem er eine Zeitlang den Schmerzen der armen Wesen zugeschaut, wandte er sich wieder an Parthenäus:

„Was hast Du mir noch Weiteres zu berichten? Wenn Dir Dein Kopf lieb ist, verhehle mir nichts!"

„Es ist weiter nichts Wichtiges bemerkt worden, als daß . . . —"

„Ob etwas wichtig ist oder nicht," unterbrach Domitian den Höfling, „das habe ich zu ermessen. Was ist sonst noch geschehen?"

„Die beiden paedagogi Nereus und Achilleus verließen nach der ersten Stunde das Castrum. Ich schickte ihnen einen Späher nach, der sie in einen Palast in der Nähe des Colosseums eintreten sah. Nach und nach kamen auch noch andere Leute dorthin, auch Frauen und selbst in vornehmen Sänften, — im Ganzen wohl über hundert Personen."

„Also eine geheime nächtliche Versammlung," schrie Domitian, „und das nennst Du nichts Wichtiges?"

„Es ist dort eine Synagoge, Herr," wagte Parthenius zu erwiedern, „wo die Juden und Christen ihren Gottesdienst zu feiern pflegen."

„Aha, nun ist mir Alles klar!" rief mit grimmigem Hohnlachen der Kaiser. „Also darum, Domitilla, hast Du mir Deine „treuen" Diener als Hüter meiner Söhne empfohlen! Die beiden Kerle sind Christen!"

Plötzlich blieb Domitian vor Parthenius stehen, heftete einen Blick auf ihn, als hätte er ihm in die Seele hineinschauen wollen, und sprach:

„Sage mir, sind gar auch die Knaben in jener Versammlung der Christen gewesen? Bei allen Göttern, gestehe mir die Wahrheit!"

„Unmöglich, Herr, unmöglich! Meine Leute haben sie keinen Moment aus dem Auge verloren. Mit meinem Kopfe bürge ich dafür, daß sie jenes Gemach nicht verlassen haben."

In finsterm Sinnen schritt der Kaiser auf und ab.

„Also die beiden Wärter," wandte er sich wieder an Partheuius, indem er zwischen jedem Satze eine Pause machte, „die beiden Wärter haben sich pflichtvergessen, auf mehrere Stunden, von den Cäsaren fortgeschlichen, um, wer weiß welchen wüsten Orgien orientalischer Schwärmerei beizuwohnen. — Lasse sie sofort in Ketten werfen, — nein, das ist zu wenig, sie sollen im untersten Verließ in den Block gelegt werden,[22]) und gib den Richtern Befehl, sie zum Tode zu verurtheilen, — weil sie strafbarster Weise ihren Dienst verlassen haben."

„Der Vater war bei den Knaben," wagte Partheuius entschuldigend zu bemerken; allein das Nervenspiel, das über des Kaisers Züge zuckte, der gewöhnliche Vorbote seiner furchtbaren Wuthausbrüche, erstickte das Wort auf den Lippen des Freigelassenen.

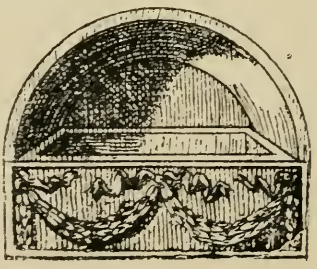
„Gehe und sage dem Flavius Clemens," fuhr Domitian fort, während ein unheimliches Feuer in seinen Augen glühte, „daß der Kopf eines Consuls um kein Haar fester auf dem Nacken sitzt, als der eines Sklaven. — — Und bring' ihm den Befehl — meinen gemessenen Befehl, — er selber — und auch sein Weib, sie sollen zugegen sein, wenn die zwei Wärter enthauptet werden. — — Und auch die Knaben schicke hin! Ha," brüllte Domitian und streckte die geballten Fäuste aus, „wenn der Sohn Vespasian's, welcher das Judenthum vernichtete, zwei Judenjungen auferzöge, um Rom und das Reich den Juden und Christen zu unterwerfen, bei allen Göttern, die Sonne hätte

keine größere Ungeheuerlichkeit gesehen. Aber ich werde den Knaben schon den Irrwahn austreiben!“ —

Stephanus hatte nach der oben erzählten Unterredung mit seiner Herrin kaum das Gemach verlassen, als Flavius Clemens leichenblaß vor seiner Gemahlin erschien: Parthenius hatte ihm eben den Befehl des Kaisers überbracht. — —

In der folgenden Nacht trugen die vespilones oder Todtengräber, von Sigamber geführt, auf einer verdeckten Bahre zwei Leichen zur porta Capena hinaus auf die appische Straße und bogen dann hinüber zur arbeatinischen Straße, zum Landhause der Domitilla.

Am Eingange zum Grabmal der christlichen Flavier warteten der Consul und seine Gemahlin, der Bischof Clemens mit seinen Priestern und eine Anzahl von Gläubigen; brennende Kerzen und Palmzweige in den Händen, geleiteten sie die beiden Todten zu ihrer Ruhestätte. In einer eigenen Grabkammer wurden sie in einem gemeinsamen Nischengrabe beigesetzt, welches in den Tuff ausgehauen und auf der Frontseite durch Blumenkränze in Stuckarbeit verziert war.



In die Marmorplatte, welche auf den Sarg gelegt wurde, war die einfache Inschrift eingemeißelt:

NEREUS $\overline{M}$ ACHILLEUS

Das $\overline{M}$ in der Mitte war das schlichte Zeichen, daß beide als Martyrer gestorben.[23])

Den Morgen des Osterfestes hatten sie mit der streitenden Kirche gefeiert; am Abende sangen sie mit der triumphierenden das ewige Alleluja.[24]) —

An demselben Abende fanden nach längerer Zeit Parthenius und Petronius Secundus sich wieder zusammen, und natürlich bildeten die Waffenspiele der Germanen und die darauffolgenden Ereignisse den Gegenstand der Unterhaltung.

„Ich überschaue noch immer nicht klar das Terrain," sagte der Präfekt der kaiserlichen Garde. „Daß die Germanen so eindringlich nach dem Besuche der beiden Cäsaren verlangen, daß der Consul ebenfalls kommt und gleich seinen Kindern kaum dann und wann einen Augenblick zuschaut, dabei aber die ganze Nacht mit ihnen aushält, — da ist irgendwo ein Hinterhalt."

„Ich würde das ganze fein gesponnene Gewebe durchschauen," antwortete Parthenius, „wenn meine Spürhunde mich nicht so bestimmt versicherten, daß der Consul mit seinen Kindern das Castrum nicht einen Augenblick verlassen habe. — Das ist jedoch gewiß, wenn der Consul und seine Gemahlin nur noch den geringsten Versuch machen, ihren jüdischen oder christlichen Aberglauben auch den Cäsaren beizubringen, dann kennt der Herr keine Rücksicht mehr."

„Wenn ich nichts Besseres zu thun hätte," bemerkte der Präfekt, „so würde ich mal einen Streifzug in das Gebiet dieser Sekte unternehmen."

„Hast Du bemerkt," sagte Parthenius, „mit welcher Ruhe, ja Freudigkeit die beiden paedagogi in den Tod gingen?"

„Es sind ja alte Soldaten," antwortete Petronius Secundus.

„Aber anders geht man in die Schlacht, und anders zum Richtplatze. Der Kaiser, gewohnt, die Verurtheilten leichenblaß und an allen Gliedern zitternd zur Richtstätte wanken zu sehen, war durch den Todesmuth der Beiden offenbar überrascht."

„Mich wunderte noch mehr der Eifer, mit welchem gleich nach der Hinrichtung ein Haufen Weiber, selbst aus den bessern Ständen, hinzustürzte und das Blut in Tüchern und Schwämmen sammelte, bis der Kaiser voll Ingrimm mir befahl, die Prätorianer d'rein hauen und das Weibervolk wegtreiben zu lassen."

„Ich glaube," bemerkte der Freigelassene, „die Juden und Christen gebrauchen das Blut der Hingerichteten zu irgend welchen Zaubereien. Man hört ja allerlei Seltsames und selbst Ungeheuerliches über ihre Mysterien."

„Ich begreife nur nicht," rief der Präfekt aus, „wie ein Flavius Clemens sich einer so überspannten Schwärmerei hingeben kann. Er ist doch früher ein so vernünftiger Mensch gewesen."

„Aber das war ja immer so in der Welt," antwortete Parthenius. „Das Ungewöhnliche, Geheimnißvolle reizt die Geister. Der alte Kram aus Eurem Olymp paßt längst nicht mehr für unsere aufgeklärte Zeit, und Mithras und Jehova und Isis sind in Eure Himmelsburg eingezogen und haben den guten Jupiter in die Ecke gedrückt. Bisher aber hat doch noch ein Jeder an seinem alten Gott festhalten können, und im Grunde waren

Jupiter und Beel und Mithras und Apollo nur verschiedene Namen für dieselbe Gottheit. Diese Juden und Christen dagegen erklären alle die alten und neuen Götter für Trug und Wahn, indem sie behaupten, nur ihr Gott sei der einzige und wahre Gott."

„Das ist doch eine Anmaßung, die geradezu unerträglich ist!" rief der Präfekt.

„Nun, solche wüste Schwärmereien haben ihre Zeit; man muß sie nur sich selbst überlassen. Nero hat den Christen den besten Dienst erwiesen, als er anfing, sie zu verfolgen. Da reizte er ihren Fanatismus, und jeder Blutstropfen wurde zum Samenkorn, aus welchen neue Christen hervorsproßten."

„Womit sie die meiste Beute machen, ist ihre angeblich sehr strenge Sittenlehre," bemerkte Petronius Secundus.

„Mit der es aber nicht weit her ist!" rief Parthenius lachend. „Schau Dir nur unseren Stephanus an, den Procurator der Domitilla."

„Schweige mir von diesem Auswurf!" rief der Präfekt. „Bei nächster Gelegenheit werde ich seiner Herrin die Augen öffnen. So ein Kerl ist schlimmer, wie Mäusefraß in einem Kriegsmagazin."

„Lache mich aus, wenn du willst," sagte, plötzlich ernst werdend, Parthenius; „aber ich habe kürzlich einen höchst merkwürdigen Traum gehabt, und wenn das so kommt, wie ich's gesehen, dann — wird uns dieser Stephanus noch einmal einen großen Dienst leisten."

Zehntes Kapitel.

Die Entdeckung.

So zufrieden Domitian mit dem alle Erwartung übersteigenden Ergebniß der Judensteuer war, zu welcher bis in den Sommer hinein die emsig suchenden Beamten immer neue Zahlungspflichtige aufspürten, so überraschend war für ihn die Thatsache, daß der Gott der Juden zu Rom in allen Schichten der Bevölkerung Verehrer zählte, in einer Menge, welche für die alten Kulte geradezu besorgnißerregend schien. In den Familien der Ritter und Senatoren waren es zumal die Frauen, welche sich zu dieser Lehre bekannten und ihre Reichthümer zur Unterstützung ihrer armen Glaubensgenossen verwendeten; unter den eigenen Freigelassenen, im eigenen Palaste hatte der Kaiser nicht Wenige, welche zum Judenthume und seinen Sekten zählten; auch die Eltern seines kleinen Lieblings, der Irene, gehörten zu ihnen.

Um so nothwendiger erschien es daher, die beiden Cäsaren mit der größten Sorgfalt überwachen zu lassen und jeglichen Einfluß der Orientalen von ihnen fern zu halten.

Zunächst lag die Vermuthung nahe, daß, wie Nereus und Achilleus, so auch Sigamber Christ sei.

„Sigamber," antwortete derselbe auf des Kaisers Frage, „treu bleiben den Göttern seines Volkes. Chri-

stus kein Gott nach Sigamber's Geschmack; Odin und Thor und Freia große Götter, starke Götter."

„Aber sind denn nicht Jupiter und Minerva und Mars noch größer und stärker, da sie den Römern den Sieg über die Germanen verliehen haben?"

„Warte, Herr, bis Götter der Germanen aufwachen und mit ihren Speeren an die Erzschilde schlagen und den Donner machen. Dann Germanen über den Rhein und über die Berge, und dann sehen, welche Götter größer und stärker.

Wer Domitian durch diese Worte über Sigamber beruhigt, so machte ihm sein kleiner Liebling doppelte Schwierigkeit.

„Ich bin Christin, Herr," erklärte ihm Irene offen; „schlage nur auch mir den Kopf ab. Dann komme ich zum lieben Gott in den Himmel, und da ist es viel schöner als in Deinem Palaste."

Dabei schaute die Kleine dem Kaiser so frei in's Auge, mit einem so eigenthümlich leuchtenden Blicke, daß der Gewaltige, vor welchem Millionen zitterten, vor dem Kinde entwaffnet dastand.

„Aber," sprach er, indem er ärgerlich mit dem Fuße auf den Boden stampfte, „Du sollst den beiden Cäsaren nichts mehr von Eurer Lehre sagen, kein Wort mehr, hörst Du? Denn die dürfen keine Juden oder Christen werden; eher schlage ich sie todt."

„Herr," entgegnete Irene, „ich kann doch nicht immer mit ihnen über meine Puppen sprechen. Und was Die in der Schule lernen, das ist so verrücktes Zeug! Denke Dir, Herr, der Gott Chronos hat seine eigenen Kinder aufgefressen. Das thut ja nicht einmal ein Thier."

Domitian wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

„Du kleine Schwätzerin," sagte er, „das ist ja bloß sinnbildlich gesagt. Weil die Zeit so mächtig ist, haben die alten Griechen sie zu einem Gott, Chronos, gemacht, und wie Alles in der Zeit entsteht, so vergeht es auch wieder durch sie."

„Haben auch die alten Römer sich selber ihre Götter gemacht? — Wir glauben, daß Gott alle Menschen und alle Dinge gemacht hat."

„Laß' Deine naseweisen Fragen!" rief Domitian ärgerlich. „Du weißt meinen Willen, und wenn Du je wieder mit den Knaben über solche Dinge sprichst, werde ich Dich und sie empfindlich strafen."

Allein trotz dieses strengen Befehles war Domitian seiner kleinen Irene gegenüber nicht sicher, und so kam er denn auf den Gedanken, den Cäsaren aus der Zahl der kaiserlichen Pagen einige ältere, die geweckteſten, aber auch die ausgelassensten, zu Gespielen zu geben. Zugleich erhielten die neuen paedagogi, welche der Kaiser aussuchte, die Weisung, dieser jungen Gesellschaft Alles zu gestatten, was Uebermuth und Zügellosigkeit ihnen eingeben würde. Instinktmäßig kam Domitian auf dasselbe Mittel, welches die Bosheit zu allen Zeiten bei der Jugend angewendet hat, — sie unsittlich zu machen, um sie unchristlich zu machen.

Die Wahl der vier Gespielen hätte nicht schlimmer ausfallen können.

Nur zu bald merkten dieselben, was ihre geheime Aufgabe sei, und im Dienste des Bösen ist leider die Jugend nicht minder erfinderisch und eifrig, als das Alter.

Der kleine Domitianus erwies sich empfänglicher für ihren Einfluß: so war er bald der gemeinsame Liebling.

Wohl warnte ihn der ältere; wohl genügte manchmal ein Blick Irene's, wenn ein guter Engel sie gerade herbeiführte, ihn von einem schlimmen Streiche abzuhalten;

wohl fuhr Sigamber, dessen gerader Sinn die Bosheit der vier Burschen vom Anfang an durchschaut hatte, manchmal mit seiner germanischen Derbheit dazwischen. Allein die Furcht war nur zu begründet, daß den vereinten Angriffen, Tag und Tag wiederholt, der Knabe auf die Dauer nicht widerstehen werde, und dann mußte dem jüngern auch der ältere Bruder wohl bald folgen.

Seit der Hinrichtung des Nereus und Achilleus hatte Domitian jeden persönlichen Verkehr der Cäsaren mit ihren Eltern zu verhindern gewußt. Zumal die Mutter litt unsäglich unter dieser Trennung. Aber was Domitilla das Herz zerschnitt, war der Umgang mit den vier Gespielen. Durch Sigamber erfuhr sie über dieselben Dinge, welche sie mit der höchsten Besorgniß für Unschuld und Tugend ihrer Söhne erfüllte und sie immer dringender nach einer Gelegenheit suchen ließ, um auch nur auf Eine Stunde allein mit ihren Kindern reden zu können. O ja, dann gelang es gewiß der Mutterliebe, die von dem Sturme bedrängten Bäumchen wieder aufzurichten und sie wieder fest zu binden an das Kreuz Jesu Christi. Wenn Stephanus das Gift der Viper aus der Wunde hatte saugen können, dann sollte der Mutter Mund nicht das schlimmere Gift der Versuchung aus dem Herzen ihrer Kinder zu nehmen vermögen? Nur eine Stunde: dann machte sie gewiß Alles wieder gut, dann hatte ihr Wort die jungen Seelen wieder gestärkt gegen alle Angriffe. Wie oft lag Domitilla in einsamen Nächten, wenn Sorge und Angst um ihre Söhne den Schlaf von ihren Augen verscheuchten, auf den Knieen und flehte mit erhobenen Händen zum Himmel, daß Er helfe, daß Er rette, wo die Mutterhände gebunden, der Muttermund verschlossen war.

Hatte Domitian den Consul, und in noch roherer Grausamkeit selbst dessen Gemahlin gezwungen, der Hinrichtung des Nereus und Achilleus beizuwohnen, so war das nach seiner Ansicht eine sehr gelinde Strafe, für Domitilla wegen des Betrugs, den sie mit jenen Beiden dem Kaiser gegenüber gewagt, für ihren Gatten, der sich erkühnt hatte, hinter seinem Rücken um die Gunst der Prätorianer zu buhlen.

Allein das genügte dem Kaiser nicht für die Zukunft.

Um sich sicher zu wissen, mußte er über Alles, was im Hause des Consuls vorging, unterrichtet sein. Die abgeschlossene Lebensweise, welche Flavius Clemens auch im Palaste zu wahren verstand, hatte für den Kaiser auf die Dauer etwas unerträglich Unheimliches, das unaufhörlich sein Mißtrauen stachelte. Er mußte einen Spion im Hause selber, im Herzen der Familie haben: an wen konnte Domitian da eher denken, als an Stephanus? An jenem Abende beim Spieltische hatte er den Charakter desselben durchschaut: Der war für ihn ein brauchbares Werkzeug.

An einem der nächsten Tage ließ der Kaiser ihn zu sich kommen und sprach:

„Ich hätte Dir längst in meinen Diensten ein einträglicheres Amt gegeben als das, welches Du jetzt hast. Vorläufig wirst Du jedoch im Hause des Consuls ausharren müssen. — Ich bedarf nämlich treuer Diener, welche, besorgt für das Wohl ihres Herrn, stets und überallhin die Augen und die Ohren offen halten. Die Hingebung, mit welcher Du damals dem Cäsar das Leben gerettet, bürgt mir für Deine Treue: des kaiserlichen Lohnes darfst Du sicher sein."

Stephanus schaute den Kaiser verwundert an: das Ansinnen war ja nicht mißzuverstehen; — aber er wagte keine Einwendung.

„Ich wünsche," fuhr Domitian fort, „Dich öfter an meiner Tafel zu sehen. Du wirst freilich dort dem Petronius Secundus begegnen, der an jenem Abende, gereizt durch seine Verluste, Dich so schwer beleidigt hat. Ich werde ihm befehlen, daß er Dir Abbitte leiste.

„Du wirst Schulden haben. Nun, dem Lebensretter meines Sohnes muß ich mich dankbar erweisen: nimm diesen Beutel Goldes; er wird hoffentlich ausreichen." —

Judaslohn! sprach eine Stimme in seinem Herzen, und vor dieser Stimme erzitterte Stephanus so, daß er die Hand sinken ließ, die sich schon nach dem Gelde ausstrecken wollte.

Judaslohn — das Eine Wort enthüllte ihm den ganzen tiefen Abgrund, vor dem er stand.

„Nun," sprach der Kaiser mürrisch, „willst Du das Geschenk nicht nehmen? Als ich Dir damals nach der Rettung des Knaben eine Belohnung anbot, hast Du sie ausgeschlagen; jetzt, wo Du in Schulden bist, wirst Du Dich nicht sträuben."

Stephanus gedachte des jüdischen Wucherers, den er in den nächsten Tagen erwartete; — zögernd nahm er den Beutel Goldes an, stotterte einige Worte des Dankes und ging.

„Fluch jedem Stein an diesem Hause!" sprach er, vor Ingrimm mit den Zähnen knirschend, als er draußen allein war; „o, daß ich es nie betreten hätte! Doch dazu, Domitianus, dazu bringst Du mich nie, daß ich auch noch zum Spion und zum Verräther an meiner Herrin werde!" —

Außer den Quinquatrus im März zu Ehren der Minerva feierte man in Rom am 13. Juni die sogenannten Quinquatrus minusculae. Es war ein Volksfest, wobei es höchst ausgelassen zuging. Die Straßen hallten wider von der Musik der tibicines; man maskirte sich, und den Männern war es gestattet, Weiberkleider anzulegen.

Am Morgen nach diesem Feste erfuhr der Consul Clemens, daß sein jüngerer Sohn, von den Gespielen verführt, in Mädchenkleidern sich bis in die Nacht in den Straßen umhergetrieben habe. Die Nachricht kam aus so sicherer Quelle, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war.

Hätte man dem Vater gemeldet, seine Söhne seien mit einander in der Tiber ertrunken, eine solche Mittheilung hätte ihn kaum mehr erschüttert, als diese Nachricht.

Wiederholt hatte Flavius Clemens dem Quintilian, dem Erzieher der Kinder, die ernstlichsten Vorstellungen über die schlimme Gesellschaft gemacht, die man den Cäsaren als Gespielen gegeben; Quintilian hatte sich mit der ausdrücklichen Anordnung des Kaisers entschuldigt, die er ebenso laut mißbilligte, als der Consul. Jetzt aber, jetzt war es Gewissenspflicht für den Vater, vor dem Kaiser selbst gegen eine solche Erziehung Verwahrung einzulegen, mochte für ihn selber daraus folgen, was da wolle.

Aber zuerst mußte er mit seinen Kindern, vor Allem mit dem Jüngsten, reden. Ach Gott! am Osterfeste hatte er den Knaben im weißen Gnadenkleide der Neugetauften gesehen, und schon nach einem Vierteljahre hatte sich dasselbe — in welche Kleider verwandelt!

Nach Domitian's Weisung wollte der Freigelassene, welcher die den Cäsaren zugewiesenen Gemächer zu bewachen hatte, den Vater nicht eintreten lassen.

„Der Kaiser mag dem Vater verbieten, seine Söhne zu sehen," entgegnete mit großer Würde Clemens, „aber Du wirst es nicht wagen, dem Consul den Zutritt zu den Cäsaren zu wehren."

„Ich weiche dem Consul," entgegnete nach einigem Bedenken der Freigelassene; „aber der Consul wird für mich auch die Verantwortung tragen."

„Gehe und melde dem Kaiser, daß ich bei meinen Söhnen bin, und daß ich ihn selber in einer dringlichen Sache sprechen muß." —

Clemens fand die vier Burschen bei seinen Kindern; er wies sie hinaus, und der strenge Blick des Consuls duldete keine Widerrede.

Flavius Clemens war mit seinen Kindern allein, und wie er nun — nach wochenlanger Trennung — sie wieder hatte, da überwältigte ihn die Vaterliebe: schweigend schloß er sie an sein Herz; heiße Thränen rannen über seine Wangen.

Es bedurfte keines Wortes, um den kleinen Domitianus über die Schwere seines Fehltrittes zu belehren. Er hatte Anfangs die Verkleidung als einen Scherz im Innern des Hauses angesehen, der ja nicht so schlimm sein könne; dann aber war er von den Kameraden fortgezogen worden trotz seines Sträubens; — nie in seinem Leben hatte er so bittere Gewissensbisse empfunden, als bei der Heimkehr. Und nun kam auch noch der Vater!

Der Knabe hätte vor Scham in den Boden sinken mögen, als er die Kleider bringen mußte, in die er sich gestern Abend maskirt hatte.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Clemens unter seinem Mantel das weiße Kleid hervor, das sein Sohn bei der Taufe getragen, und legte es neben jene Narrenkleider.

„Ich will diese bunten Kleider Deiner Mutter bringen," sprach er, während Thränen über seine Wangen liefen, „und die soll sie zu dem heiligen Bischofe tragen, der Dich getauft hat, — und soll an ihn jene Frage richten, mit welcher dem alten Jakob das Gewand seines Sohnes Joseph gezeigt wurde: Siehe, ob dies das Kleid Deines Sohnes ist. — Und dann wird der heilige Greis klagend ausrufen: Ein wildes Thier, — die Sünde, hat meinen Sohn zerrissen."

Schluchzend lag der kleine Domitianus vor seinem Vater auf den Knieen; neben ihm kniete der ältere Bruder; jedes Wort, das sie vernahmen, brannte sich gleich glühenden Kohlen in ihr Herz hinein.

Unter heißen Thränen gelobten Beide Besserung, klagten aber auch zugleich, wie die vier Gefährten ihnen unaufhörlich zusetzten, schlüpfrige Reden führten, die christliche Religion verspotteten, sie durch Wort und Beispiel zum Bösen verlockten.

Konnte Daniel in der Löwengrube verweilen," antwortete der Vater, „ohne von den Bestien zerrissen zu werden, so steht derselbe Gott, der ihn beschützte, auch Euch zur Seite. Wenn die Henker mit den furchtbarsten Foltern die Martyrer nicht bewegen können, Christum zu verleugnen, solltet Ihr weniger stark sein, wo Ihr weder Folter noch Feuer zu erdulden habt? Könntet Ihr vergessen, was Ihr bei der Taufe, bei der Salbung, beim heiligen Mahle gelobt habt?"

Clemens schwieg einige Augenblicke; dann fuhr er auf das tiefste bewegt, mit zitternder Stimme fort:

„Es wird wohl das letzte Mal sein, meine Kinder, daß Euer Vater zu Euch sprechen darf. Ich gehe, wohin Gott mich führt; aber scheidend schaue ich mit banger Besorgniß zurück nach Euch: — Kinder, was wird aus Euch werden? Am liebsten nähme ich Euch mit mir, dorthin, wo keine Verführung die Unschuld bedroht. Aber vielleicht führt Euer Lebenspfad über steile Höhen, an jähen Abgründen hin. Wenn er dann nur an das rechte Ziel führt, auf daß ich Euch dereinst wiedersehe! Des Vaters Segen und das Gebet der Mutter geleiten Euch. Unauslöschlich aber grabet dieses Scheidewort in Euere Herzen: Was Ihr Eurem Gott geschworen in jener heiligen Stunde, wo Ihr Christen wurdet, bewahrt es treu um jeden Preis! Unser Leben mag man uns nehmen, unsern Gott, den einzig wahren, unsern Glauben an Jesum Christum, den soll uns keine Macht entreißen!"

In diesem Augenblicke trat — — Domitianus vor.

Der Freigelassene, von welchem Clemens sich den Zutritt zu seinen Kindern erzwungen, war sofort zum Kaiser geeilt. Auf's höchste empört über des Consuls Vermessenheit hatte Domitian sich persönlich aufgemacht, indem er wüthend vor sich hin die Drohung aussprach:

„Ich werde den Vater und den Consul lehren, daß im kaiserlichen Palaste der Kaiser Herr ist!"

Ueber den Unfug der Knaben war ihm berichtet worden, und er fand allerdings eine Rüge nothwendig; allein was hatte sich Flavius Clemens darein zu mischen? Wollte er etwa als Consul dem Imperator, als Vater dem kaiserlichen Herrn vorgreifen? vielleicht gar Vorwürfe machen?

Der Weg durch die verschiedenen Säle und Gänge war weit genug, um zu überlegen, wie er eine solche An-

maßung zurückweise. Zur Strafe für den Unfug wollte Domitian vor den Augen des Vaters die Knaben durch zwei Lictoren auskleiden, über einen Tisch spannen und sie einen nach dem andern bis auf's Blut geißeln lassen.

Der Kaiser fand die Thüre des Gemaches offen; weder Clemens noch die Knaben bemerkten ihn.

Mit verhaltenem Athem horchte er zu.

Wie? — Hörte er recht? „In jener Stunde, wo ihr Christen wurdet" — — Ha! — Also doch!

Raschen Schrittes trat er auf den Consul zu, — die Knaben wichen unter dem Schreckensruf: „der Herr!" entsetzt zurück.

Und nun heftete Domitianus sein Auge auf Clemens mit einem Blicke finstersten Hasses, und das Gesicht von Grimm und Wuth verzerrt, sprach er mit bebender Stimme:

„Flavius Clemens! Ich will Dir helfen, Deiner Mahnung — das Beispiel beizufügen!"

Elftes Kapitel.

Zum Castrum der Prätorianer.

Der Traum, dessen Parthenius in seinem Gespräche mit dem Befehlshaber der Prätorianer gedachte, war nach seiner Ansicht kein leeres Gebilde der Phantasie gewesen, und er faßte die Sache um so ernster auf, als die Orientalen überhaupt viel auf Träume gaben und die Deutung derselben zu einer eigenen Wissenschaft entwickelt hatten. Sollte aber der Traum verwirklicht werden, dann war vorher eine Aussöhnung zwischen Petronius Secundus und Stephanus nothwendig. So sehr seine Bemühungen anfangs beiderseits auf Widerstand stießen, so wußte der Freigelassene doch allmählich eine Annäherung anzubahnen; der Kaiser selber kam ihm dabei zu Hilfe, da er nach jener Unterredung mit Stephanus dem Parthenius den Befehl gegeben hatte, den Präfekten zur Abbitte zu veranlassen. Zu einer solchen, seine militärische Ehre befleckenden Demüthigung war dieser freilich nun in keiner Weise zu bewegen; allein Parthenius, gedrängt durch seinen Traum, ließ in seinen Bemühungen nicht nach, und so gelang es ihm endlich, daß Beide der Einladung zu einem abendlichen Trunke bei ihm folgten; in einen Becher köstlichsten Setiners wurde, was geschehen war, versenkt: die Verachtung des Stephanus im Herzen des Petronius Secundus konnte kein Wein wegwaschen.

Das kleine Gelage fand an demselben Tage statt, an welchem Domitian Morgens den Consul bei seinen

Söhnen überrascht hatte. Gleich nachher war Stephanus zum Kaiser befohlen worden; die Unterredung hatte lange gewährt. Beim Abschiede hatte Domitianus dem Procurator abermals einen Beutel Geldes eingehändigt, und diesmal wurde derselbe ohne Widerstreben angenommen.

Stephanus hatte mit dem Gelde des Kaisers einen der unverschämtesten Wucherer befriedigen können; so war er jetzt um eine schwere Sorge leichter und daher auch diesen Abend aufgeräumt und heiter, wie er es lange nicht gewesen.

Die Unterhaltung lenkte sich bald von selber auf den Consul. Hinter Domitianus hatten auch noch Andere der Unterredung des Vaters mit seinen beiden Söhnen gelauscht und waren Zeugen des Auftrittes zwischen Kaiser und Consul gewesen. Wie ein Lauffeuer hatte sich bald die Kunde durch ganz Rom verbreitet, daß Flavius Clemens in Ungnade gefallen.

„In wenigen Tagen," bemerkte Parthenius, „ist das consularische Halbjahr zu Ende, und damit hört Flavius Clemens auf, eine unverletzliche Person zu sein. Die Anklage wird auf Hochverrath und Umwälzung der bestehenden Staatsordnung lauten, und der Herr wird den Gerichtshof so zusammensetzen, daß eine einstimmige Verurtheilung erfolgt."

„Nun," wandte Petronius Secundus ein, „man macht eine feindliche Stadt nicht immer sofort dem Erdboden gleich. Wenn des Kaisers Zorn verraucht ist, wird er sich doch bedenken, seinen leiblichen Vetter hinrichten zu lassen."

„Meinst Du?" fragte ungläubig Parthenius. „Vielleicht schont er des Consuls Gemahlin; allein über ihn ist das Urtheil gesprochen."

„Es gibt unter den senatorischen Frauen," fuhr der Präfekt fort, „keine, die an Tugend und edler Gesinnung

der Domitilla gleich käme. Die Trennung von ihren Kindern, wie das Schicksal ihres Mannes, das sie ja voraussehen mußte, hat die ehemals blühende Frau in einen Schatten verwandelt; es wäre eine Gnade für sie, wenn sie mit ihrem Gatten sterben dürfte. — Also der Kaiser hat Dich zu sich kommen lassen?" fuhr er, zu Stephanus gewendet, fort, offenbar um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Ich mußte ihm auseinander setzen, unter welchen Ceremonien die Einweihung und Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen stattfindet."

„Das wird wohl ein Geheimniß sein," bemerkte der Freigelassene spöttisch, „dessen Verrath Euere Priester mit Gift und Dolch, oder mit Verzauberung in einen Wehrwolf oder dergleichen bestrafen."

„Es ist so wenig ein Geheimniß, daß ich es Euch verrathen darf, ohne jene schrecklichen Folgen fürchten zu müssen, von denen Du redest. Nach langer Vorbereitung durch Unterricht und Gebet versammeln sich in der Nacht vor dem höchsten Feste, welches die Christen feiern, die Candidaten vor dem Bischof oder Oberpriester, um dem Dienste der Dämonen und aller falschen Götter abzuschwören. Dann werden sie zu einem Wasser geführt, einem Flusse oder einem See oder einem hinlänglich tiefen Bassin, und dort dreimal mit dem ganzen Körper untergetaucht, gleichsam im Wasser begraben. Wir nennen das die Taufe und glauben, daß dadurch alle Sünden des vergangenen Lebens abgewaschen werden. Darum werden nun auch die Getauften mit einem weißen Gewande bekleidet, und dann führt man sie vor den Bischof, der ihnen ein Zeichen auf die Stirne macht und ihren Körper mit Salböl salbt, um als geistige Gladiatoren tauglich zu werden zum steten Kampfe gegen die Laster. Nunmehr treten sie in die Versammlung der

übrigen Christen ein und nehmen zum ersten Male Theil an unseren Mysterien, indem sie eine Speise empfangen, welche den Christen als das Heiligste gilt, und durch welche sie mit der Gottheit in die innigste Verbindung treten."

„Beim Jupiter," meinte nach einigem Bedenken Petronius Secundus, „das hört sich ja sehr vernünftig an. Und wie Vieles erinnert an die Aufnahme des tiro (Rekruten) in den Kriegsdienst: Der Eid, das signum auf der Stirne, das neue Gewand, die feierliche Einreihung in die Legion, das ist ja Alles von uns übernommen!"[25])

„Aber sage mir," sagte Parthenius, dessen Gedanken eine sehr ernste Richtung genommen hatten, „eine solche Feierlichkeit nimmt doch mehrere Stunden in Anspruch."

„Sie dauert vom Abend bis zum Anbruch des Morgens."

„Und in welche Zeit fällt denn das höchste Fest, an welchem die Einweihung in Euere Mysterien statt findet?"

„Es fällt in die Zeit des Frühlings-Vollmonds. Erinnerst Du Dich, edler Petronius," — wandte Stephanus sich an den Präfekten, — „der nächtlichen Waffenspiele, welche die Germanen in Deiner prätorianischen Cohorte aufführten? Gerade in derselben Nacht begingen wir jenes Fest."

„Hast Du das auch dem Kaiser gesagt?" fragte in banger Spannung Parthenius.

„Als ich ihm die Ceremonien der Aufnahme geschildert, fragte er mich unter den fürchterlichsten Drohungen, wofern ich ihm nicht die ganze Wahrheit sage, ob denn die beiden Cäsaren auch unter solcher Feierlichkeit aufgenommen worden; als ich es bejahte, bemerkte er, dann hätten sie ja eine ganze Nacht außer dem Palaste sein müssen. Und nun forschte er ganz genau nach dem Tage,

und da fand er, daß die beiden Ereignisse in dieselbe Nacht gefallen seien."

„Und was sagte er darauf?" fragte in steigender Aufregung der Freigelassene.

„Nachdem der Herr einige Male auf und ab gegangen, trat er vor mich hin und fragte: Warst auch Du bei jener Feier? Als ich ihm antwortete, ich sei durch Unwohlsein verhindert gewesen, forschte er weiter, ob die Einweihung auch bei andern Gelegenheiten statt finde, und auf meine verneinende Antwort rief er in großem Zorne aus, dann müßten also die Cäsaren aus dem Castrum der Prätorianer sich heimlich entfernt haben und ebenso heimlich wieder dorthin zurückgekehrt sein."

„Nun bin ich verloren!" rief Parthenius, indem er auf seinen Stuhl zurücksank.

Auch Petronius Secundus, der Präfekt der kaiserlichen Leibwache, erblaßte. Domitianus mußte annehmen, daß Alles mit seinem Einverständniß geschehen sei.

„Aber weißt Du ganz gewiß," sagte der Freigelassene, „daß gerade in jener Nacht die Cäsaren aufgenommen worden?"

„Es ist außer Zweifel."

„Und ich," rief Parthenius, „ich habe dem Kaiser meinen Kopf verpfändet, daß die Knaben das Castrum keinen Augenblick verlassen hätten! — Allein, wie hat denn der Consul mit ihnen, trotz aller Spione, die ich ausgestellt, ungesehen verschwinden, ungesehen zurückkommen können? Bei allen Göttern, Ihr Christen müßt geheime Zaubermittel haben, die Euch unsichtbar machen."

„Keineswegs. Doch wenn Du erwägst, daß es auch in der kaiserlichen Leibwache Christen gibt, und daß das Castrum ein geheimes Hinterpförtchen hat, und wenn Du

Dir dann den Consul in Helm und Kriegsmantel eines Prätorianers denkst, und statt der kaiserlichen lectica eine gewöhnliche bürgerliche, so wirst Du das Verschwinden und Wiederkehren zwar als sehr klug angelegt, aber doch durchaus natürlich finden."

Parthenius war in tiefes Schweigen versunken. — Wenn er keine Ausflucht fand, welche den Kaiser befriedigte, dann war sein Tod gewiß.

Auch der Präfekt saß, das Kinn auf den Knauf seines Schwertes gestützt, in ernstem Sinnen.

„Wir sind," sagte er endlich aufstehend, „in einen Hinterhalt gerathen, schlimmer wie Varus in den germanischen Wäldern." —

Mit der Entdeckung des christlichen Bekenntnisses der beiden Cäsaren sah Domitian seinen Lieblingsplan zerstört. Welche List und Ränke waren angewendet worden, um all seinen Vorkehrungen zum Trotz die Knaben heimlich in die Mysterien der Sekte einzuweihen!

War über den Consul das Urtheil unwiderruflich gesprochen, so mußte die Strafe aber auch alle Jene treffen, die seine Mithelfer gewesen, an erster Stelle den Bischof der Christen; seine Schuld wurde in gleicher Weise, wie bei dem Consul, noch dadurch erschwert, daß auch er zur Familie der Flavier zählte.

Mit besonderem Grimme gedachte Domitianus seines Freigelassenen Parthenius. Der gehörte entweder auch zu den Christen, oder er war von ihnen mit schweren Summen bestochen worden. Ueberhaupt schien dem Kaiser, je länger er Alles überdachte, in jener Nacht eine förmliche Verschwörung in Thätigkeit gewesen zu sein, und dabei war dann auch Petronius Secundus betheiligt. Ja, dieser trug eigentlich die Hauptschuld: hatte nicht er unter

dem Vorwande, die Soldaten verlangten die Anwesenheit der Cäsaren bei ihrem Waffenspiel, dem Kaiser jene Erlaubniß für die Knaben entlockt? Allerdings war jetzt nicht der Augenblick, gegen den Befehlshaber der Prätorianer vorzugehen; zu allen Zeiten sind ja die Tyrannen die Sklaven ihrer Leibgarde gewesen; aber gesprochen war auch heute schon über Petronius das Todesurtheil. —

Am 30. Juni ging das consularische Halbjahr zu Ende. In den Senats-Comitien, welche der Kaiser für diesen Tag angeordnet hatte, um für sich und Flavius Clemens die consules suffecti, die für die zweite Jahreshälfte das consularische Amt übernehmenen sollten, durch den Senat bestätigen zu lassen, erschien Clemens noch einmal in dem vollen Glanze seiner höchsten Amtswürde, unter Vorantritt der zwölf Lictoren.

Ganz Rom wußte, daß Domitian nur diesen Tag erwartet hatte, wo Flavius Clemens aufhörte, eine unverletzliche Amtsperson zu sein, um am folgenden Tage ihn des Hochverraths anklagen zu lassen; nicht weil man etwas Außerordentliches erwartete, sondern um dem Clemens seine Hochschätzung auszudrücken, waren die patres conscripti beinahe vollzählig erschienen, während außerhalb der Schranken dichtgedrängt eine Masse neugierigen Volkes stand.

Nachdem der Kaiser, neben ihm der Consul, auf seinem Elfenbeinsitze Platz genommen, richtete er eine kurze Ansprache an die versammelten Väter, in welcher er die Verdienste seines Amtsgenossen während des verflossenen Halbjahres hervorhob und ihn seinem Nachfolger als Muster und Vorbild hinstellte. Gegen Clemens selber war er freundlich, als ob nichts vorgefallen.

Noch auf dem Heimwege aus der Curie zum Palatin gab Domitianus heimlich dem Petronius Secundus den Befehl:

„Sorge, daß ohne Aufsehen bis heute Abend Flavius Clemens in Deiner Gewalt ist. Schließe ihn in jenem Gemache ein, von wo er mit den Cäsaren dem Waffenspiel zugeschaut. — Du wirst Dich ja dessen entsinnen," fügte er mit einem bedeutungsvollen Seitenblicke hinzu.

Angeklagte, denen man wegen Geburt oder Amt Rücksicht schuldete, wurden nicht in's Gefängnis geworfen, sondern dem praefectus praetorio bis zum Tage der Gerichtsverhandlung zur Bewachung überwiesen. So war es ja selbst dem Apostel Paulus geschehen, als er auf Grund seiner Appellation an den Kaiser nach Rom gebracht wurde.

Als es schon dunkel geworden, erschien Petronius Secundus im Palaste des Tiberius und verlangte den Consul zu sprechen.

„Ich weiß, was Dich hierher führt," sprach Clemens „und ich bin bereit, Dir zu folgen. Gewähre mir nur einige Augenblicke, von meiner Gattin Abschied zu nehmen."

„Wie viel lieber," antwortete der Präfekt, „läge ich in dieser Stunde im Feldlager an den Ufern des Rheins oder der Donau, als daß ich hier Schergendienste verrichte an einem Manne, den ich zu den edelsten des römischen Adels zähle. Aber willst Du nicht Dir und Deiner Gemahlin den Schmerz des Abschiedes ersparen?"

„Es wird für uns Beide ein Trost sein; wir sind auf diese Stunde vorbereitet."

In demselben Augenblicke erschien Domitilla, von dem Besuche des Präfekten benachrichtigt; schweigend drückte Petronius Secundus seine Lippen auf die Hand der edlen Frau.

„Die Kunde, welche Du uns bringst," sprach sie ruhig, „trifft uns nicht so schwer, wie Du fürchten magst.

Wir wissen, wofür wir sterben, und das macht uns das Sterben leicht."

Dann wandte sie sich an ihren Gatten, und indem sie seine Hand ergriff, sprach sie ruhig und gefaßt:

„Mein Gemahl, zwanzig Jahre sind wir mit einander des Lebens Pfad gewandelt, in Freud und Leid verbunden; je steiler und mühseliger die letzte Strecke gewesen, um so näher sind wir dem glücklichen Ziele; noch einige Schritte, und wir stehen am Thore des himmlischen Jerusalem."

„Wie soll ich Dir danken, theueres Weib," antwortete in tiefster Rührung Flavius Clemens, „für Alles, was Du mir gewesen? Mehr als Gattin: ein Engel warst Du mir, der meine Freuden verdoppelte, meine Kämpfe theilte, meine Schmerzen versüßte, der meine Hand faßte und mich empor zog, wenn ich niedersinken wollte. Daß ich von Dir scheide, ungewiß über Dein Schicksal und das unserer Kinder, das ist es, das Einzige, was mir den Tod schwer macht."

„Das Schwert des Henkers," antwortete Domitilla, „zerschneidet nicht die Bande heiliger Liebe, welche Gott um die Seelen geschlungen. Der Martyrer am Throne Gottes wird den Seinen nahe sein in der Stunde des Kampfes; würdig des Gatten und des Vaters ringen wir um dieselbe Siegespalme."

„Ja, auf Wiedersehen droben!" sprach Clemens; „lebe wohl, süße Domitilla! O, wie will ich für Euch beten!" [26])

Gatte und Gattin hielten sich einen Augenblick in stummer Umarmung umschlungen; dann drückte Clemens einen Kuß auf die Stirne seines theuren Weibes und schritt, dem Präfekten voraus, der Thüre zu.

Petronius hatte mit Thränen in den Augen der Abschiedsscene zugeschaut. Schon manchmal war er durch sein Amt gezwungen gewesen, Herzen auseinander zu

reißen, die auf's innigste verwachsen waren; es waren immer Scenen voll Verzweiflung und rasendem Weh. So groß, so edel, in so seliger Hoffnung, wie hier, hatte er angesichts des blutigen Todes noch keinen Abschied gesehen.

Als Domitilla allein war, machte die Natur ihre Rechte geltend. Indem sie auf die Kniee niedersank, brach sie schluchzend in einen Strom von Thränen aus. Sie hatte ihren Gemahl mit jener verklärten Liebe geliebt, die Abbild und Vorbild der vollkommenen und lautersten Liebe ist, welche in der ewigen Glorie die Seelen verbindet. Aber wenn auch das Scheiden von ihm versüßt wurde durch den Hinblick auf die Strahlenkrone des Martyriums, — ach, ihre Kinder, wie blutete ihr das Herz in Sorge und Angst um deren Schicksal!

„O Herr," rief sie, die gefalteten Hände im Flehen glühendster Mutterliebe an die Brust gepreßt, gib mir, wenn ich sterbe, daß ich sie, den einen zu meiner Rechten, den andern zur Linken, im Kleide der Unschuld ihrem Vater droben zuführe, — oder aber daß er, die Knaben neben sich, an der Himmelspforte mich erwarte!"

Domitilla ahnte, was ihr eigenes Schicksal sein werde: sie wagte es nicht einmal vor sich selber auszusprechen. Es gibt ein Martyrium, schwerer als das blutige unter dem Schwerte des Henkers, und auf diesem Dornenpfade war ihr, sie ahnte es, der Weg vorgezeichnet, auf dem spät, nach langer Wanderung auch sie das Ziel erreichen sollte.

Zwölftes Kapitel.

Der Abend.

Statt mit dem höchsten Gerichtshofe, dem consilium principis, zu welchem außer den beiden Consuln eine Auswahl von Vertrauensmännern aus dem Senate gehörte, über Clemens zu Gericht zu sitzen und selber das Urtheil zu fällen, ließ Domitianus in der nächsten Senatsversammlung durch eine seiner Kreaturen gegen Titus Flavius Clemens Anklage erheben. So suchte der Kaiser den Schein eines regelrechten Gerichtsverfahrens zu wahren; er wußte, daß der Senat schwach und feige genug war, über Den das Urtheil zu sprechen, dessen Untergang der Herrscher beschlossen hatte. Die Anklage lautete auf Verachtung der römischen Staatsreligion, auf Beleidigung der kaiserlichen Majestät, auf Umtriebe gegen die bestehende Reichsverfassung.

Der Leser weiß, auf welchen Thatsachen sich diese Anklagen aufbauten. Gerade das, was in Domitian's Augen das todesschuldigste Verbrechen war, die vermeintlichen Umtriebe, um das Judenthum mit seinen Sekten auf den Thron der römischen Imperatoren zu erheben, mußte in den Augen der Römer als die schwächste Anklage erscheinen. Vergebens deklamirte der Ankläger, das Judenthum habe mit Hilfe des Flavius Clemens nach der Herrschaft über Rom getrachtet, um Jerusalem und

seinen Tempel wieder aufzubauen und den Triumphbogen, den Titus über ihre Unterwerfung errichtet, zu einem Denkmal des Sieges ihres Gottes über die römischen Götter zu machen. Welchem verständigen Menschen konnte in den Augen der Römer es je in den Sinn kommen, über solche Pläne auch nur im Ernste zu reden? Daher sagt auch der Geschichtsschreiber Sueton, Domitianus habe den Consul ex tenuissima suspicione, auf einen jeder Begründung entbehrenden Verdacht hin getödtet.

Nach der Darlegung des Anklägers waren die Schuldbeweise so vernichtend, daß jede Vertheidigung und Rechtfertigung ausgeschlossen erscheinen müsse; sofort ward auf den Antrag eines andern, gleich würdigen Senators von einem Verhöre des Angeklagten abgesehen. Einstimmig sprach der Senat das Todesurtheil über Flavius Clemens aus; seine Gattin wurde der Gnade des Herrschers empfohlen. Der Einzige unter Allen, welcher den Muth gehabt, ein Wort zu Gunsten des ungerecht Beschuldigten zu sprechen, war Petronius Secundus: er allein freilich, als oberster Befehlshaber der Leibwache, durfte freier reden.

Domitianus hatte zu gleicher Zeit mit dem Consul auch den Bischof Clemens, sowie eine große Anzahl Christen als Mitschuldige ergreifen und in's Gefängniß werfen lassen. Er selber präsidirte der Gerichtsverhandlung, in welcher die Anklage auf Atheismus, d. h. auf Leugnung der vom römischen Staate anerkannten Götter erhoben und Alle zum Tode verurtheilt wurden, welche sich weigerten, der Minerva zu opfern. Viele ließ Domitian sofort enthaupten; andere wurden für die nächsten Festspiele in die Kerker und in die Gladiatorenschule geliefert. Nur für den Bischof verwandelte der Kaiser die Todes-

strafe in Verbannung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken des Chersones (der heutigen Krimm). Es geschah nicht aus Schonung wegen seiner Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie, sondern weil Domitianus das Haupt der Christen härter züchtigen wollte. Denn die Verurtheilung ad metalla war eine ebenso schwere und hoffnungslose als entehrende; nicht einmal die Leichen durften ohne besondern Gnadenakt des Kaisers nach Rom gebracht und in ihren Erbbegräbnissen beigesetzt werden.

Mit diesen Opfern nicht zufrieden, gab Domitian Befehl, im ganzen Reiche, zumal aber im Orient, von woher die neue Lehre stammte, die Christen aufzusuchen und sie hinzurichten, wenn sie sich weigerten zu opfern.[27]) —

Es war am Nachmittage vor der Hinrichtung des Consuls, als die Kaiserin Domitia unangemeldet in das Zimmer ihres Gemahls trat.

Bei ihrem Anblicke zog sich Domitian's Stirne in finstere Falten, und indem er sich langsam erhob, fragte er mit kalter Höflichkeit:

„Was begehrst Du von mir, Herrin?"

„Ich belästige Dich nicht unnöthiger Weise," antwortete sie, „und der Gang hierher hat mich nicht geringe Ueberwindung gekostet. Ich hoffe, daß Du um so eher meine Bitte gewähren wirst."

„Eine Bitte?" fragte Domitianus in gedehntem Tone.

„Du hast den Flavius Clemens zum Tode verurtheilt," fuhr die Kaiserin fort. „Hast Du vergessen, daß er Dein leiblicher Vetter ist? Soll das ruhmreiche Geschlecht der Flavier durch Deine eigene Hand zu Grunde gehen? Rotte andere Senatoren-Familien aus, was küm-

mert's mich? Aber hier, hier wage ich zu bitten; schone Deines eigenen Blutes und haue nicht selber den Stamm um, aus welchem drei Kaiser entsprossen sind."

„Der Mann scheint Dir ganz besonders am Herzen zu liegen," entgegnete Domitianus und fügte dann mit beißender Bitterkeit hinzu: „Zur Erhaltung des Stammes der Flavier hast allerdings Du nichts beigetragen."

„Die Götter," rief die Kaiserin, empört über diese verletzende Anspielung auf ihre Kinderlosigkeit, „die Götter haben mir meine Kinder in der Wiege entrissen, um mich vor dem Unglücke einer Mutterschaft zu bewahren, welche meinen Kindern einen solchen Vater gegeben hätte."

„Flavius Clemens wäre Dir als Vater Deiner Kinder wohl lieber gewesen," entgegnete mit schneidendem Hohne der Kaiser. „Bemühe Dich nicht um ihn, Herrin; sein Urtheil ist gesprochen."

„So mögen denn die Götter geben, daß es das letzte sei, das Du gesprochen!" rief Domitia, indem sie ihrem Gemahl einen Blick grimmigsten Hasses zuwarf; dann verließ sie das Gemach. —

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu; von Westen her kühlte ein frischer Wind die Schwüle, welche den Tag über auf Rom gelastet.

In schweigender Erwartung standen hier und da in der Nähe der großen Freitreppe, die vom Palatin auf das Forum herunterführte, kleine Gruppen, meistens von Frauen, ungewöhnlichen Ernst auf allen Gesichtern. Nur leise wagte die Eine oder die Andere ihrer Nachbarin ein Wort zuzuflüstern, und diese antwortete lieber nur mit einer stummen Geberde, aus Furcht vor den Spionen, welche allenthalben umherschlichen.

Plötzlich richteten sich Aller Augen der Freitreppe zu: „Da kommt sie, da kommt sie", ging's von Mund zu Mund.

In schwarze Trauergewänder gekleidet, das gesenkte Haupt tief verschleiert erschien Domitilla. Ihr voraus ging Sigamber, der nie in seinem Leben so finster und verdrossen drein geschaut; ihr nach folgten einige Dienerinnen, gleichfalls in Trauerkleidern. Ein Windstoß schlug für einen Augenblick die Hülle von den Gegenständen fort, welche die Dienerinnen trugen; es waren Purpurstoffe, Leinentücher mit reicher Stickerei besetzt, und eine kostbare goldene Schale.

In stummem Mitleid hefteten die Frauen, die am Wege standen, ihren Blick auf Domitilla; in vielen Augen perlten Thränen.

Durch den Triumphbogen des Titus, am Colosseum vorüber, schlug der Trauerzug den Weg nach dem Castrum der Prätorianer ein, an dessen Portal größere Gruppen, Alle in gleich stiller Theilnahme, die hohe Frau an sich vorbeigehen ließen und ihr nachschauten, als sie in den Thorbogen eintrat.

Außer dem größern Hofe, in welchem die germanischen Soldaten ihr Frühlingsfest gefeiert, hatte das Castrum noch einen kleineren, der mit Blumenanlagen geschmückt war; Palmbäume neigten dort ihre langen Zweige im Abendwinde; rauschend warf ein Springbrunnen seine plätschernden Wasser in die Höhe; auf den von Buxbaum eingefaßten Beeten dufteten Rosen, Lilien und andere Blumen.

In der Halle, welche auf allen vier Seiten den Hof einfaßte, standen Decurionen oder kleinere Abtheilungen von Prätorianern in voller Waffenrüstung, aber auch Männer und Frauen, denen Petronius Secundus den Eintritt gestattet hatte. Es waren Christen, zum Theil

vornehmen Standes, welche unbekümmert um den Zorn des Kaisers hierher gekommen waren.

Als Domitilla erschien, ging eine Bewegung lebhafter Theilnahme durch die Versammelten; einige vornehme Frauen traten auf sie zu, um ihr stillschweigend und unter Thränen die Hand zu drücken und sie zu einer Gruppe von Christen in der einen Seitenhalle zu führen.

Es währte nicht lange, als man den schweren, gleichmäßigen Schritt der nahenden Soldaten hörte. An ihrer Spitze den Scharfrichter in blutrother Tunica ohne Aermel, eine rothe Binde um die Stirne, das lange Richtschwert im Arme, rückte die Mannschaft in die Mitte des Hofes und stellte sich hier in einem Kreise in der Nähe des Springbrunnens auf.

Bald darauf kam, von zwei Centurionen oder Hauptleuten geführt, Titus Flavius Clemens, — und was rings in dem ganzen Hofe versammelt war, das hatte fortan einzig nur Augen für ihn.

Aufrecht und festen Schrittes, bloß mit der Tunica bekleidet, das edle Antlitz bleich, aber voll ruhiger Fassung, trat der Consul in den Kreis der Prätorianer; dann schlug er sein Auge auf und schaute umher. Domitilla wußte, wen sein Blick suchte.

„Gönnet mir," sprach er zu den beiden Centurionen, „einen Augenblick, daß ich von meinem Weibe Abschied nehme."

Domitilla sank an die Brust ihres Gatten; ohne ein Wort zu reden, lagen sie einander in den Armen; nur das Schluchzen der Menge umher unterbrach die erhabene Stille dieses Augenblickes.

„Anima dulcissima, süßeste Seele," sprach endlich Clemens, ich werde immer bei Gott leben; dort bete ich für Dich, für unsere Kinder; dort erwarte ich Euch. Lebe wohl, süßestes Herz! Auf Wiedersehen an Gottes Thron."

Sanft löste er sich aus den Armen seiner Gattin und sprach:

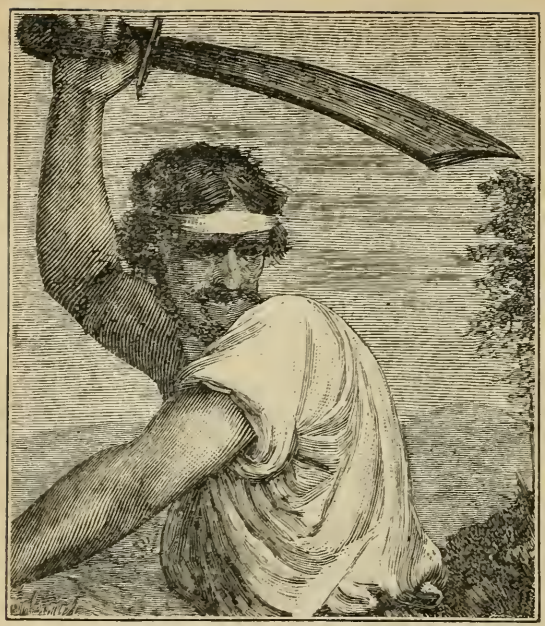
„Den letzten Dienst will ich von Deiner lieben Hand annehmen: verbinde Du mir die Augen; das Tuch dafür habe ich schon selber mitgebracht."

Mit diesen Worten zog Clemens ein zu einer Binde zusammen gefaltetes Tuch aus dem Busen und reichte es seiner Gattin mit den Worten:

„Wäre ich eines gewöhnlichen Todes gestorben, Du hättest meiner Leiche die Augen zugedrückt; jetzt schließest Du sie dem Lebenden; aber er wird sie in wenigen Augenblicken wieder öffnen zu unermeßlich seligem Schauen."

Stumm vor unermeßlichem Schmerz folgte Domitilla ihrem Gemahl in den Kreis der Krieger; dort kniete er nieder; Domitilla nahm die Tuchbinde auf ihre Hände, — noch einmal schaute Auge in Auge, Herz in Herz — dann schlang sie die Binde um ihres Mannes Augen, drückte einen Kuß, den letzten Kuß zärtlichster Liebe auf seine Stirne und trat zurück in den Kreis der Freunde, wo sie schluchzend an die Brust einer Verwandten sank. — —

So unsäglich schwer für Domitilla der Abschied von ihrem Gemahl gewesen, mit dem Augenblicke seines Todes leuchtete ein heller Strahl süßesten Trostes in ihre Seele, wie wenn die Sonne, das dunkle Gewölk zerreißend, plötzlich mit all ihrem beseligenden Glanze auf die Erde niederschaut. Fühlte sie die Nähe der Engel, welche



mit Kränzen und Palmzweigen niederschwebten und den heiligen Martyrer in die ewige Glorie einführten? Und leuchtete von seiner himmlischen Wonne ein Strahl auch in ihr Gemüth, um ihren Schmerz zu lindern und eine wunderbare Kraft und Stärke in ihre Seele zu gießen? —

Domitilla hob selber, hinzutretend, das Haupt ihres Gatten vom Boden auf, hüllte es in ein kostbares Tuch und barg es an ihrem Herzen. So saß sie da auf dem Rande des Bassins, in welches der Springbrunnen in sanftem Rauschen sein Wasser ergoß, über sich die Palmbäume, die im Abendhauche ihre Blätter wiegten. Unverwandten Blickes schaute sie zu, wie ihre Dienerinnen das Blut des Martyrers mit Schwämmen und Tüchern

in die goldene Schale sammelten, während einige Männer die Leiche in kostbare Leinwand einhüllten.

Wie ein Kind weinend und schluchzend, hatte Sigamber dem ganzen Vorgange der Hinrichtung zugeschaut; gern gönnte man ihm den Trost, daß er allein die Leiche auf die Bahre tragen durfte. Als er sie hingebettet, konnte er nicht aufhören, die Hände seines Herrn zu küssen, und wenn auch Niemand von den Umstehenden die Worte verstand, in welcher er in seiner Muttersprache seinem Schmerze und seiner Liebe Ausdruck gab, Alle waren doch zu Thränen gerührt über die zärtliche Anhänglichkeit, die der Riese an seinen verstorbenen Herrn an den Tag legte.

Domitilla fügte das theure Haupt zu der Leiche, breitete über den Todten einen Purpurstoff mit reichster Goldstickerei und legte kreuzweise darüber zwei Palmzweige. Die Frauen brachen aus den Anlagen Rosen und Lilien und fügten sie rings um den Todten zu einer duftigen Einfassung; Andere gossen aus Alabasterfläschlein köstliche Oele und wohlriechende Essenzen über ihn aus. —

Der Kaiser hatte selber die Stunde der Hinrichtung bestimmt; hinter den Vorhängen verborgen hatte er Domitilla in Trauerkleidern durch die Gruppen des theilnehmenden Volkes zur Richtstätte ihres Gatten gehen sehen, — — wäre sie, statt dorthin, zu ihm gegangen, und hätte sie sich ihm zu Füßen geworfen, er würde das Todesurtheil widerrufen haben.

Sonst hatte nie der Tod seiner Opfer ihm Unruhe gemacht; jetzt zum ersten Male fühlte er Gewissensbisse.

Domitianus gedachte jener Stunde, wo der Consul ihm so kühn entgegen getreten; deutlich, als ob die

Worte erst jetzt an ihn gerichtet würden, hörte er wieder die Frage, die ihn damals so ergriffen hatte: Hast Du Viele, auf die Du rechnen kannst in der Stunde der Gefahr?

Die vorhergehenden Tage hatte er selber seine Wuth und seinen Ingrimm noch gestachelt durch den Gedanken, es sei nichts als ein leeres Trugbild seiner Phantasie gewesen, als er in jener einsamen Mondnacht an eine Eingebung seiner Schutzgöttin Minerva glaubte, die seine Aufmerksamkeit auf Flavius Clemens lenkte. — Sollte es doch kein Trugbild gewesen sein?

Je näher der Augenblick heranrückte, wo das Haupt unter dem Schwert des Henkers fallen mußte, um so unruhiger und aufgeregter wurde der Kaiser.

Wenn er in Eile einen Sklaven nach dem Castrum schickte, gewiß, der kam noch zeitig genug, die Vollstreckung des Urtheils zu widerrufen.

Schon wollte er den Befehl dazu geben, — da gedachte er seines Weibes und der Worte, die es zu ihm gesprochen: — —

„Nein," rief Domitianus, „er soll sterben!"

Dreizehntes Kapitel.

Die Nacht.

Als es Nacht geworden, bewegte sich vom Castrum der Prätorianer unter Fackelbeleuchtung ein Leichenzug hinaus nach der Porta Capena. Wohl hätte dem Senator und Consul ein Begräbniß gebührt, wie es bei Personen von Stand gebräuchlich war. Aber statt am hellen Tage wurde die Leiche, gleich der eines Bettlers oder Sklaven, bei Nacht hinausgetragen; die Musikanten und Klageweiber und Schauspieler, welche sonst den Zug eröffneten, fehlten; keine Freigelassenen trugen die Ahnenbilder aus Wachs und die ehernen Denktafeln, welche den Ruhm des Todten und seines Hauses verkündigten; auf dem Forum bestieg Keiner der Freunde die Rednerbühne, um die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen zu preisen. Auch war vor dem Thore nirgends ein mit Blumenkränzen und kostbaren Teppichen geschmückter Scheiterhaufen errichtet, wo unter dem dumpfen Schalle der Trompeten die nächsten Verwandten abgewendeten Blickes die Fackeln an die trockenen Binsen und das Kiefernholz zu legen hatten, um dann nachher die mit Wein und frischer Milch benetzte Asche in einer Urne zu sammeln und in die Familiengruft hinabzutragen. Das Alles waren heidnische Gebräuche. Es war ein Trost für Domitilla, diesen dem Geiste des Christenthums widersprechenden Ceremonien ausweichen zu können.

Aber gerade die ungemeine Einfachheit dieses Begräbnisses vertiefte noch bei den Römern den Eindruck,

den die Hinrichtung eines so edlen und hochstehenden Mannes in allen Kreisen gemacht hatte. Die Aufregung, welche darüber in der ganzen Stadt herrschte, wie die Theilnahme an der unglücklichen Wittwe überwog selbst bei Vielen die Furcht vor dem Tyrannen, so daß sie, auch ohne durch den Herold eingeladen worden zu sein,

in Trauerkleidern dem Todten eine Strecke weit das Geleit gaben.

Es war eine wunderbar milde Sommernacht. Hell und freundlich schauten die Tausende von Sternen aus ihrem ewigen Frieden nieder auf die Erde mit ihrem Streit und Leid; zwischen dem feuchten Gesträuch zu beiden Seiten der Landstraße schwebten die Leuchtkäferchen auf und nieder; zum dunklen Himmel streckten die noch dunkleren Cypressen, von keinem Lufthauch bewegt, in ernster Trauer und heiliger Hoffnung ihre schlanken Spitzen empor. Oede und geisterhaft standen, matt von der Mondsichel beleuchtet, die heidnischen Grabmäler und Monumente aus weißem Marmor rechts und links an der appischen wie an der ardeatinischen Straße, welche der Zug verfolgte, um zu dem Landgute der Domitilla zu gelangen. Dort sollte Flavius Clemens als der erste in der erst kürzlich fertig gestellten Familiengruft der Flavier beigesetzt werden.

Während die Dienerschaft und eine Anzahl von Christen zu Fuße dem Todten das Geleite gaben, folgten Domitilla und andere Frauen in geschlossenen Sänften, da für sie der Weg zu weit und auf der staubigen Landstraße zu anstrengend gewesen wäre.

Statt des Bischofs Clemens, der im Gefängniß seiner Abführung in die Verbannung harrte, wartete der Priester Anencletus mit den Diakonen und Klerikern am Eingange des Grabmals, dessen langsam in die Tiefe sich senkende Halle mit reichem Lichterschmuck erleuchtet war. In einer der großen Nischen, welche zu beiden Seiten des gewölbten Ganges sich vertieften, stand der offene Marmorsarg, welcher die Leiche aufnehmen sollte.

Damals gab es noch keine christliche Skulptur, welche auf die Steinsärge biblische Scenen, Sinnbilder der Auferstehung und des ewigen Lebens, eingemeißelt hätte. Domitilla hatte den Sarkophag für ihren Gemahl in einer heidnischen Werkstatt kaufen müssen: sie hatte einen solchen ausgewählt, der keinerlei Anspielung auf Abgötterei enthielt, sondern in der Mitte mit einfachen Wellenlinien, an beiden Seiten mit Löwen verziert war.[28]) In den Rand der Platte, welche den Sarg schließen sollte, hatte sie den Namen ihres Gatten mit dem Zurufe eingraben lassen: PAX · TECUM, Friede sei mit dir!

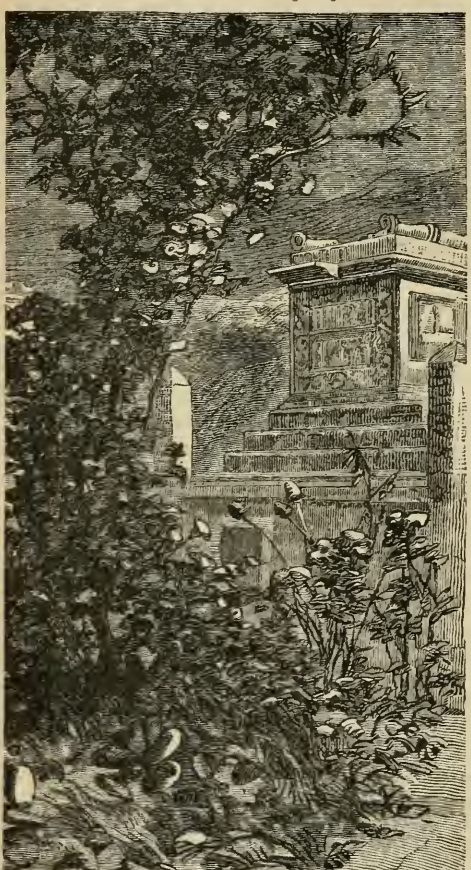
Unter dem Gesange von Psalmen trat der Leichenzug in das erleuchtete Grabmal ein; der Todte wurde von der Bahre gehoben und in den Sarkophag gelegt. Domitilla drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirne, indem sie leise betete: „Vivas in Christo!“ Dann goß sie als letzte Liebesgabe ein Gefäß köstlich duftenden Nardenöls über die Leiche, und unter den Gebeten und dem Segen der Kirche wurde der Marmordeckel auf den Sarg gelegt.

Mitternacht war vorüber, als die Trauernden wieder durch die Porta Capena in die Stadt zurückkehrten. —

Stephanus hatte der Hinrichtung, wie der Bestattung beigewohnt. Gewiß, er hätte es aus freien Stücken gethan; aber in Wirklichkeit hatte doch der Befehl des Kaisers ihn hingesandt, da Domitian von ihm am nächsten Morgen genauen Bericht über alle einzelnen Vorgänge erwartete.

Die Ruhe und heilige Zuversicht, mit welcher Flavius Clemens in den Tod gegangen, die ergreifende Scene des Abschiedes von der Gemahlin, die Procession durch die Stille der Nacht, die ganze Feier der Beisetzung, das Alles hatte auf Stephanus einen erschütternden Eindruck gemacht. Die Trauerfackeln hatten den unermeßlich tiefen

Abgrund beleuchtet, in den er gestürzt war. Aus den Fäden, mit welchen die Sünde ihn umgarnt, waren Stricke und Ketten geworden, und ach, er fühlte jetzt nicht mehr die Kraft, sie zu zerreißen.



Von Gewissensbissen gefoltert, hatte er den Weg durch die Nacht an den gespensterhaften Grabmälern vorüber in Angst und Grausen zurückgelegt; einmal hatte er laut aufgeschrieen, als über ihm aus einem Strauchwerk ein Nachtvogel kreischend aufflog.

Vor einem halben Jahre da wäre auch er im hl. Bekenntnißmuthe freudig für seinen Gott und seinen Glauben in den Tod gegangen; jetzt erzitterte er vor dem Gedanken an das Sterben, — und doch fühlte er sich in der Gewalt eines Mannes, dessen Gnade an einem Haare hing.

Allerdings, Eine Hoffnung auf Rettung hatte er noch. Es war unzweifelhaft, daß Domitilla nunmehr vom Palatin in ihre frühere Wohnung zurückkehren und dort sicherlich noch viel zurückgezogener leben werde, als früher. Damit konnte auch er sich aus all den unseligen Netzen loswinden, und gewiß, wenn er sich dann seiner Herrin zu Füßen warf und seine Schuld bekannte, o ja, dann verzieh sie ihm wohl, und diese unseligen Monate im Palaste waren nur wie ein schwerer, gräßlicher Traum gewesen.

Ja, das war der Weg zu seiner Rettung, — wenn nicht noch andere Netze ihn umgarnt gehalten hätten.

Seitdem Stephanus seinen religiösen Halt verloren, war ihm auch die Kraft entschwunden, den Lockungen Widerstand zu leisten, die am kaiserlichen Hofe allenthalben ihre Angeln auswarfen. Eine schöne Griechin, Lycoris, hatte ihn seit einigen Wochen gefangen und hielt ihn mit den unwiderstehlichen Reizen ihrer Anmuth umstrickt. Selbst jetzt, nach all den erschütternden Eindrücken, war die Leidenschaft, die sie in seinem Herzen entzündet hatte, so mächtig, daß er seinem Gewissen Schweigen gebot und in der Nähe des Colosseums sich unbemerkt von den Uebrigen entfernte, um den Weg in eine Gasse der Subura einzuschlagen, wo ihn seine Lycoris erwartete. — —

Als Domitilla mit ihrem Gefolge wieder auf dem Palatin anlangte, harrten dort ihrer schon längst drei Lictoren am Portal des Palastes; andere standen in einiger Entfernung im Hinterhalt.

Eben als sie aus der Sänfte aussteigen wollte, trat der Anführer der Häscher hinzu und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Edle Frau, der göttliche Domitianus gebietet Dir, mir zu folgen. Gib Deiner Dienerschaft den Befehl, in das Haus einzutreten, damit wir erregte Auftritte vermeiden."

Allein ehe noch Domitilla antworten konnte, hatte Sigamber, der beim Anblick der Bewaffneten mitten in der Nacht sofort die seiner Herrin drohende Gefahr erkannte, den Lictor ergriffen und ihn wie einen Sack an die Wand geschleudert.

Jetzt konnte die verhaltene Wuth, die in seinem Innern kochte, austoben: als die beiden Andern ihrem Genossen zu Hilfe eilen wollten, faßte er den Einen mit der Rechten, den Andern mit der Linken an der Brust und schleuderte sie hinweg auf das Pflaster, daß sie laut jammernd um Hilfe riefen.

„Ha," rief der Germane, „wer wagen, Hand an meine Herrin legen? Wie alte Lappen in Fetzen reißen! Ha, die Galle bis in den Hals hinauf! Kommt, ihr Hunde; Sigamber Euch abfüttern!"

Unterdessen hatte sich die Dienerschaft um die Sänfte der Herrin, wie ein Bienenschwarm um die Königin versammelt, die Männer in banger Erwartung, die Frauen klagend und weinend, alle Augen auf den Hünen gerichtet, der wie ein aus dem Käfig ausgebrochener Königslöwe mit dröhnender Stimme durch die Nacht hinausbrüllte:

„Ah, Domitianus, jetzt auch noch meine Herrin tödten? — Ist Christ sein, Verbrechen, dann Sigamber auch Christ. Aber, bei Odin und allen Göttern, Sigamber kein Petrus im Oelgarten!"

In diesem Augenblicke schwirrten, von geübten Händen geschleudert, mehrere Beile durch die Luft; zwei trafen den Kopf des Germanen und zerschmetterten seinen Schädel: — lautlos brach er zusammen.

Die Lictoren im Hinterhalt waren auf das Geschrei ihrer Kameraden herbeigestürzt; sie kannten den Germanen, der in seiner Wuth unnahbar war; statt es auf einen blutigen Zweikampf ankommen zu lassen, hatten sie aus ihren Ruthenbündeln die Beile als Wurfgeschosse verwendet.

Das brave Herz hatte die Treue gegen die Herrin mit dem Opfer des Lebens besiegelt.

Domitilla stieß einen Schrei aus, als sie den Sigamber stürzen sah. Sie war sofort, als derselbe die Lictoren zu Boden geworfen, aus der Sänfte gestiegen, um den wilden Mann zu besänftigen; ihre Umgebung hatte sie zurückgehalten, und zudem folgte Alles so schnell auf einander, daß jede Vermittlung unmöglich war. —

Nunmehr von den Häschern umringt, erklärte Domitilla sich bereit, ihnen zu folgen. Aber nun brach ihre ganze Dienerschaft in lautes Jammern und Weinen aus; die Einen warfen sich ihr zu Füßen, Andere hielten sie an den Händen fest, damit man ihnen die Herrin nicht entreiße; endlich gebrauchten die Lictoren Gewalt, schleuderten die Männer und Frauen auf die Seite und nahmen dann Domitilla in ihre Mitte, um sie fortzuführen.

Kaum eine Stunde später, beim ersten Dämmern des Morgens, lichtete ein unterhalb der Stadt an der Tiberwerft liegender Dreiruderer die Anker. Außer den für den Orient bestimmten Waaren barg das Schiff auch eine Anzahl von Gefangenen, welche auf Befehl des Kaisers in die Verbannung abgeführt wurden, unter ihnen auch den Bischof Clemens und — Domitilla.

Als das Schiff unter dem gleichmäßigen Schlag der Ruder stromabwärts flog, stand sie, an den Mastbaum gelehnt, die Augen in Thränen, das Herz voll unsäglichen

Weh's; unverwandten Blickes starrte sie hinüber nach dem Palatin, wo das Mutterherz die Kinder suchte.

Tröste dich, armes Weib: — deine Kinder sind nicht mehr!

Als Domitian die Gewißheit gewonnen, daß die beiden Cäsaren Christen seien, war für ihn der Gedanke an die dereinstige Thronfolge ausgeschlossen. So freudig er es als eine unmittelbare Eingebung seiner Schutzgöttin Minerva betrachtet hatte, die Beiden an Kindesstatt angenommen zu haben, so sehr erfüllte die bittere Enttäuschung sein Herz mit Widerwillen und Haß gegen seine Adoptivsöhne.

Nach dem Abendessen fühlten die beiden Knaben sich plötzlich unwohl; — in derselben Stunde, wo ihre Mutter von den Lictoren ergriffen wurde, rangen sie mit dem Tode.

Vor dem Morgendämmern des nächsten Tages sah man zwei vespilones oder Todtengräber aus dem Palaste kommen, ohne daß eine Seele der verhüllten Bahre gefolgt wäre.

Man mochte glauben, daß sie einen Sklaven bestatteten, zumal sie den Weg nach dem Esquilin einschlugen, wo in großen Grabgewölben die Leichen von Verbrechern, Sklaven und Leuten aus dem niedrigsten Volke ohne Unterschied zusammen geworfen wurden.

Als die Träger das schauerliche Todtenfeld erreicht hatten und ihre Bahre neben der viereckigen Oeffnung des Grabgewölbes niederstellten, waren auch schon aus andern Theilen der Stadt Leichen hergetragen worden, und Arbeiter waren beschäftigt, dieselben eine nach der andern in das Loch hinabzuwerfen.

Es war ein unendlich herzloses Begräbniß.

Wenn das Gewölbe voll von Todten war, wurden einige Säcke ungelöschten Kalkes hineingeschüttet, und dann schloß ein mächtiger Stein die viereckige Oeffnung.

Ueber der Bahre, die aus dem Palast gekommen, lag ein kostbares Tuch, wie man es sonst auf dem esquilinischen Todtenfelde nicht zu sehen gewohnt war.

Das weckte die Neugierde der übrigen vespilones. Sie schlugen das Tuch zurück; aber entsetzt starrten sie Alle sprachlos einander an: — sie hatten die Leichen der beiden Cäsaren erkannt.

„Lassen wir ihnen," sprach nach einer Pause der Eine von den beiden Todtengräbern, welche die Kinder herausgetragen hatten, zu seinem Kameraden, „lassen wir ihnen wenigstens als einzige Auszeichnung das gestickte Bahrtuch!"

Schweigend schlug der Andere die Hülle wieder um die Todten; schweigend hoben sie dieselben von der Bahre und senkten sie behutsam in die Tiefe, — mit ihnen die Hoffnungen, welche Rom auf die letzten Sprossen der Flavier gesetzt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Der Morgen.

Domitianus hatte eine schreckliche Nacht gehabt. So Viele er schon kalten Blutes den Henkern überliefert, nie hatten die Todten seine Nachtruhe gestört. Flavius Clemens war der erste, der ihn nicht schlafen ließ, den er mit leiblichen Augen zu sehen wähnte, das weiße Gewand mit Blut überströmt, in drohendem Schweigen den eisig kalten Blick des Todes unverwandt auf ihn geheftet. Domitianus wälzte sich auf seinem Lager hin und her, er hielt die Augen mit beiden Händen zu: der Todte starrte ihn immer und immer an und bohrte seinen Blick in seine Seele. Und bald war es Flavius Clemens nicht mehr allein, der ihn quälte. Neben ihm erschienen seine beiden Kinder, das Gesicht von Schmerz entstellt, Schalen in der Hand, aus denen ein matt leuchtender Qualm aufstieg. Und auch sie sprachen nicht, aber auch sie starrten ihn an mit den gläsernen, kalten Blicken, wie wenn man einem Todten die Augenlider aufschlägt; — so standen sie vor ihm, die drei, wie Geister der Rache, wie Boten des Gerichtes!

Plötzlich sprang der Kaiser von seinem Lager auf und rief mit dem tintinnabulum den Freigelassenen, der im Vorzimmer die Wache hatte.

„Eile," sprach er, „und befiehl, daß das Schiff mit den Verbannten nicht abfahren soll!"

Dann riß er die schweren Vorhänge auseinander, welche die Fenster verschlossen. Das erste Dämmern des Tages schimmerte in das Gemach; aber statt der erquickenden Morgenkühle wehte dem Kaiser ein feucht-warmer Wind entgegen; die Luft war drückend schwül, der Himmel mit Gewitterwolken überzogen, — eine im Hochsommer zu Rom ungewöhnliche Erscheinung.

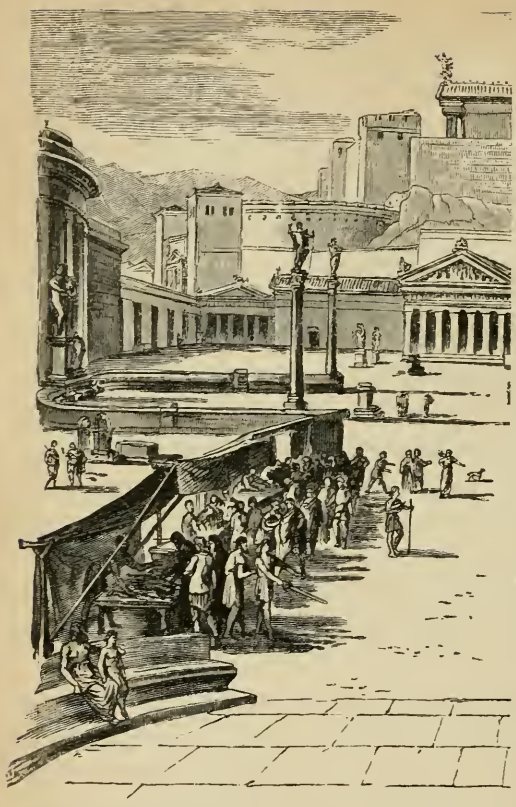
In finsterem Sinnen schaute Domitian von der Höhe seines Palastes auf das noch menschenleere Forum nieder; die öde Todesstille zu seinen Füßen, wo sonst regstes Leben herrschte, steigerte noch seinen tiefen Trübsinn.

Nach einer halben Stunde kehrte der Freigelassene zurück: — das Schiff war eben abgefahren, als er zur Tiber gekommen.

Schweigend hörte der Kaiser die Meldung an; aber die Falten auf seiner Stirne zogen sich noch finsterer zusammen.

Das am Himmel lagernde Gewölk entsandte seine ersten Blitze; lang hinhallend rollte in der Ferne der Donner.

Auf dem Forum fing es an, lebendig zu werden. Die Bäckerjungen, Körbe mit frischgebackenem Brod auf dem Kopfe, riefen ihre Waare aus, die Obsthändler und Krämer spannten ihre Zelttücher über ihre Verkaufstische, Sklaven und Handwerker gingen an ihre Arbeit. Unter heiligen Gesängen zogen die vestalischen Jungfrauen in das Heiligthum ihrer Göttin zum Morgenopfer; hinter dem Tempel des Castor und Pollux hatte ein liebendes Pärchen sich ein Stelldichein gegeben, sicher, jetzt von den noch schlafenden Eltern nicht gestört zu werden.



Domitianus ließ das bunte Gewimmel des immer geschäftigerwerdenden Lebens und Treibens drunten vor seinen Augen gaukeln: Die alle freuten sich ihres Lebens und ahnten nicht, daß von oben hinter den Vorhängen seines Fensters der Herr und Gebieter auf sie hinabschaue, dessen Seele von tiefster Finsterniß umwölkt war.

Die Gewitterwolken hatten sich unterdessen über Rom zusammengeballt; der Sturmwind heulte, die Blitze zuckten, krachend folgten die Donnerschläge auf einander. Ha, jetzt mußte es eingeschlagen, im Palaste selber eingeschlagen haben.

Domitianus gab wieder mit dem tintinnabulum ein Zeichen und befahl dem Freigelassenen, nachzusehen, ob der Blitz etwa Schaden angerichtet.

Schon nach wenigen Minuten kam der Diener zurück, Schrecken in den verstörten Zügen, und auf des Kaisers Frage gab er in scheuer Angst die Antwort, der Blitz habe Domitian's Statue zerschmettert und zu Boden geworfen.

Voll Entsetzen fuhr der Kaiser bei dieser Nachricht zusammen: das war von allen schlimmen Vorzeichen der vorhergehenden Monate das böseste.

Indem er in finsterem Brüten vor sich hinstierte, kam ihm der Gedanke, wer sich wohl am meisten über seinen Untergang freuen würde.

Domitianus nahm ein Blatt Papier und fing an zu schreiben.

„An der Spitze von allen steht sie," sprach er bitter, indem er den Namen der Kaiserin schrieb.

Nachdem er noch mehrere andere Namen, meistens von Senatoren, aufgezeichnet, fuhr er, mit sich selbst redend, unter bitterem Hohnlachen fort:

„Nun, Ihr sollt Euch nicht mehr über meine Leiche freuen; dafür wird der Henker sorgen.

„Petronius Secundus muß auch auf die Liste! Er hat in jener Nacht die Cäsaren den Christen in die Hände gespielt.

„Und dieser Parthenius! Ha, er hatte sich ja mit seinem Kopfe verbürgt, daß die Knaben das Castrum der Prätorianer nicht verlassen hätten: ich will die Zahlung einfordern."

Domitianus fügte noch einige Namen hinzu, dann warf er das Blatt auf den Tisch und versank wieder in sein finsteres Sinnen.

„Wen möchten sie mir wohl zum Nachfolger geben?" fragte sich der Kaiser weiter, und indem er die Sena-

toren der Reihe nach durchging, schien ihm Coccejus Nerva die meiste Aussicht zu haben.

Der war es gerade, vor welchem ein Sterndeuter ihn kürzlich gewarnt hatte; nachher hatte der Astrologe ihn durch die Versicherung beruhigt, derselbe habe nur mehr wenige Tage zu leben.

„Ich will den Parzen helfen, den Faden seines Lebens schneller zu Ende zu spinnen," sprach Domitian und fügte auch noch Nerva's Namen auf der Liste hinzu. —

Um die dritte Stunde kam die kleine Irene, um wie gewöhnlich ein Körbchen mit frischen Rosen auf den Tisch zu stellen. Aber während sie sonst jedesmal zum Morgengruß die Hände des Herrschers küßte, stand sie jetzt, das Köpfchen gesenkt, da, und als Domitian sie anschaute; da hingen Thränen an ihren Wimpern, und indem sie ihn mit ihren kleinen, unschuldigen Augen anblickte, fragte sie:

„Weißt Du, Herr, daß die beiden Cäsaren . . ."

Schluchzend barg die Kleine ihr Gesicht in ihre Händchen; aber bald faßte sie sich wieder und sprach:

„Wer soll jetzt Irene helfen, für den Herrn beten? Ach, ich habe diese Nacht so böse, schwarze Hunde gesehen, welche Dich beißen wollten; da rief ich die Beiden, daß sie mit mir die Bestien von Dir wegjagten. Aber sie schliefen, und ich konnte sie gar nicht mehr erwecken. Ach ja," schluchzte das Kind, „ich kann sie gar nicht wach machen; ich weiß nicht einmal, wo sie sind."

Jedes Wort seines Lieblings war für den Kaiser ein Stich in's Herz; der thränennasse Blick, mit welchem ihr seelenvolles Auge ihn anschaute, verwirrte ihn in dem Bewußtsein der Blutschuld.

Mit barschen Worten wies er das Kind zur Thüre hinaus, indem er hinzufügte:

„Nimm auch Deine Blumen wieder mit; ich mag diese rothen Rosen nicht sehen.“ —

Bald nachher ließ sich Stephanus anmelden, da der Kaiser ihn auf diese Stunde zum Berichte befohlen. Von dem, was in der Nacht mit Domitilla geschehen, hatte der Procurator noch nichts erfahren, da er unmittelbar von seiner Lycoris in den Palast kam.

„Ich bin jetzt nicht in der Stimmung,“ sprach Domitianus, „Deine Mittheilungen anzuhören; komme morgen früh wieder. Nachdem Deine Herrin nicht mehr da ist,“ fuhr er fort, wirst Du nun ganz in meine Dienste treten.“

„Meine Herrin nicht mehr da ist?“ stammelte erbleichend Stephanus; — „hatte der Kaiser auch sie tödten lassen?“

„Ihre Güter,“ sprach Domitian weiter, ohne auf den Eindruck zu achten, den seine Worte gemacht, „sind dem Fiscus verfallen; heute noch werden meine Beamten Beschlag auf das Vermögen legen. Ich erwarte, daß Du ihnen die Arbeit leicht machen wirst.“

Damit gab er dem Stephanus ein Zeichen, daß er entlassen sei.

Der Unglückliche war wie zerschmettert. Wenn die Beamten seine Bücher revidirten, mußten seine Unterschlagungen, wie die ganze Unordnung in der Verwaltung an's Licht kommen; — dann war er verloren.

Kaum seiner selbst mehr Herr, taumelte er die Treppe hinunter, welche aus dem obern Theile des Palastes auf den innern Hof hinabführte.

Nein, es gab für ihn keine Hilfe, keine Rettung, und nur die einzige Wahl zwischen freiwilligem Tod und dem Tode durch Henkershand. Stephanus schauderte vor beidem mit Entsetzen zurück.

Halb von Sinnen beachtete er gar nicht die kleine Irene, die auf einer der Treppenstufen saß, trauernd das Köpfchen in die Hand gestützt, neben sich das verschmähte Blumenkörbchen.

Als er an ihr vorbeiging, schaute sie auf.

„Herr," sprach sie, „kannst vielleicht Du mir sagen, wo die beiden Cäsaren sind? Ihr Zimmer ist leer, und auf all mein Rufen gaben sie keine Antwort. O, ich habe so große Angst um sie."

Stephanus stand wie versteinert; also auch die Cäsaren ermordet!

„Sieh einmal," fuhr die Kleine fort, „was auf diesem Blatte geschrieben steht; ich kann ja nicht lesen."

Stephanus las, und seine blassen Wangen wurden noch bleicher.

„Woher hast Du das Blatt bekommen?" fragte er hastig.

„Es muß sich wohl an das Blumenkörbchen angeklebt haben, das ich auf den Tisch des Herrn gestellt hatte, und das ich wieder forttragen mußte, weil er die schönen rothen Rosen heute nicht mochte. Vor dem Zimmer fiel das Blatt unter dem Körbchen herunter."

„Ich will es gelegentlich, ohne daß der Herr es merkt, wieder auf seinen Tisch legen," sagte Stephanus, der mit Mühe seine Aufregung bezwang. Dann steckte er das Blatt in seinen Busen und eilte, zunächst den Parthenius aufzusuchen. —

Die Nachricht, daß der Blitz die Statue des Kaisers zerschmettert habe, war wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen und hatte überall um so tieferen Eindruck gemacht, als unterdessen sowohl die Verbannung Domitilla's, als der Tod der Cäsaren bekannt geworden. Mochten

die Römer unter Domitian auch gegen blutige Scenen abgestumpft worden sein, die Hinrichtung des Consuls Flavius Clemens, der Mord seiner Kinder, die nicht einmal in der Familiengruft beigesetzt, sondern zwischen Sklaven und Verbrechern in die schaurigen Gräber des Esquilin geworfen waren, endlich die Verbannung Domitilla's, die Ausrottung des eigenen Geschlechtes, ohne daß sich irgend eine Schuld entdecken ließ, — das Alles waren Verbrechen, wie sie der an Gräßliches gewohnte Palatin noch nicht geschaut hatte. Wer war noch seines Lebens sicher? Was konnte von den alten patrizischen Geschlechtern übrig bleiben, wenn Domitianus, der kaum dreiundvierzig Jahre zählte, in wachsendem Wahnsinne schonungsloser Grausamkeit Mord auf Mord häufte? Sollte das römische Reich nicht zu Grunde gehen, dann mußten die Götter Hilfe bringen: — war die Zertrümmerung der Kaiserstatue durch himmlischen Blitz das Vorzeichen der errettenden Katastrophe? —

Unterdessen trieb das Schiff, welches die Verbannten an den Ort ihrer Leiden zu überführen hatte, bereits auf offener See nach Süden. Die Meisten waren mit dem Bischofe Clemens nach dem Chersones in die Bergwerke verbannt worden; nur für Domitilla hatte der Kaiser einen nähern Ort, die Insel Pandataria unweit Neapel bestimmt.

Wie schmerzlich war für sie die Stunde, als das Schiff an der Insel landete und sie nun von dem Bischofe Clemens und den übrigen Christen Abschied nehmen mußte! Im Umgange mit ihnen, in den Worten wie in dem Beispiele des greisen Priesters hatte sie während der Fahrt Trost und Stärkung gefunden: jetzt wurde ihr auch dies genommen.

Am Strande der einsamen Felseninsel stehend, schaute Domitilla lange, lange dem Schiffe nach, bis es ihren Augen entschwand; dann wandte sie — wohin? wußte sie nicht — ihre Schritte dem Innern der Insel zu.

Schon nach Kurzem entdeckte sie eine Quelle und in der Nähe eine Höhle; — hier beschloß sie zu bleiben.

Ob sie jemals wieder ein menschliches Antlitz erblicken, jemals wieder eines Menschen Stimme in dieser Einöde hören wird? —

Nein! Sie wird hier sterben, einsam und verlassen. Aber es wird der Tag kommen, wo fromme Pilger nach der Insel Pandataria wallfahren und von Geschlecht zu Geschlecht die Stätte verehren, wo die Bekennerin Christi aus der Verbannung der Erde in die ewige Heimath hinübergegangen.[29])

Fünfzehntes Kapitel.

Die Entscheidung.

Am Nachmittage jenes Tages hatte sich in einem abgelegenen, vor jedem Späher sicheren Gemache der Kaiserin eine sehr eigenthümliche Gesellschaft zusammengefunden: es waren alle Diejenigen, deren Namen auf dem Zettel standen, welchen Stephanus von der kleinen Irene erhalten hatte. Keiner von den Anwesenden zweifelte, daß man in dem Blatte eine Proscriptionsliste vor sich habe, und daß für Jeden aus ihnen der Tod eine beim Kaiser beschlossene Sache sei. Wenn Stephanus nicht auf der Liste stand, so drohte vielleicht Keinem von Allen die gleiche Gefahr so nahe, als ihm.

„Wir haben nur Eine Wahl," begann Domitia, „zu sterben, Dieser durch das Schwert, Jener durch Gift, oder aber einander die Hand zu reichen, um dem Mörder zuvorzukommen."

Der Gedanke, den Imperator zu ermorden, hatte doch etwas so Schreckliches, daß Keiner der Anwesenden auf die Worte der Kaiserin Etwas zu antworten wagte.

„Haben nicht die Götter," fuhr sie fort, „durch die deutlichsten Vorzeichen den Untergang des Tyrannen angekündigt? Sie haben seinen Sturz beschlossen; sie werden daher die Hand führen, welche ihren Willen vollstrecken soll."

„Du weißt, hohe Herrin," bemerkte der Senator Coccejus Nerva, „wie stark der Kaiser ist. Die Todesangst wird seine Kraft noch verdoppeln, und wenn es nicht gelingt, ihn sofort niederzustoßen, werden ihm keine zehn Mann gewachsen sein."

„Schwieriger noch," fügte Parthenius hinzu, „ist die Frage, wie und wo ihm beikommen. Nicht genug, daß jeder seiner Schritte von seinen getreuen Prätorianern behütet und bewacht wird, daß überall seine Späher lauern, und das Geringste, was verdächtig erscheint, ihm anzeigen: er sieht in den zu Spiegeln geschliffenen Marmorplatten der Wände ja jede Fliege, die sich ihm naht."

„Die Wachtposten vermag ich unmittelbar vor dem entscheidenden Augenblicke zu entfernen," beruhigte Petronius Secundus, der Präfekt der kaiserlichen Leibgarde, „und die Spiegel mögen uns wenig kümmern, da wir ihn ja nicht im Rücken überfallen, sondern unter irgend einem Vorwande offen vor ihn hintreten müssen, um ihm seinen Theil zu geben."

„Den Vorwand hoffe ich schon zu ersinnen," sagte kaltblütig die Kaiserin. „Wenn erst nur Derjenige gefunden ist, der sich entschließt, die Welt von einem Ungeheuer zu befreien, dann lösen sich die übrigen Fragen von selber."

Dabei ließ sie ihr Auge im Kreise umherschweifen und heftete es endlich fragend, ohne ein Wort zu sagen, auf Stephanus, der unter allen Anwesenden weitaus der größte und stärkste war.

„Ich habe mich," sagte sie, zu Stephanus gewendet, „in meiner Jugend auch mit Euern jüdischen Schriften beschäftigt und da von einem Weibe, Namens Judith, gelesen. Um ihre Vaterstadt zu retten, schlich sie sich in

das Lager der Feinde und schlug dem Feldherrn derselben das Haupt ab. Was Ihr Juden und Christen von Domitianus zu erwarten habt, das lehren die jüngsten Ereignisse. Wäre ich eine der Euren, bei allen Göttern, es würde mir nicht an Muth gebrechen, eine zweite Judith zu sein."

„Wenn ich mich auch," antwortete nach einigem Bedenken Stephanus, „für mein Volk opfern wollte, so weiß Parthenius, daß ich nicht über den heutigen Tag hinaus meiner Freiheit und meines Lebens sicher bin."

Stephanus ahnte nicht, daß der kaiserliche Freigelassene schon vorher eine geheime Besprechung mit der Kaiserin gehabt und mit ihr von seinen Unterschlagungen und der drohenden Gefahr der Entdeckung gesprochen hatte; gerade darauf hin war ja er zur Ausführung des Mordes in's Auge gefaßt worden.

„Ich weiß," antwortete lächelnd Domitia auf jene Einwendung, „daß Du in einer kleinen Geldverlegenheit bist. Wer anders ist Schuld daran, als der Kaiser? Nun, was fehlt, decke ich nicht nur gerne, sondern ich ernenne Dich noch heute zu meinem Procurator und Verwalter aller meiner Güter."

Auf der einen Seite die Gewißheit seines Todes durch Henkershand in den allernächsten Tagen, auf der anderen das jetzige Anerbieten der Kaiserin, welches ihn auf einmal aus aller Noth rettete und ihm eine neue, glänzende Zukunft eröffnete, dazu der Vergleich mit der Judith, welcher sein Gewissen über den Frevel des Fürstenmordes beschwichtigte, — für den schon so tief Gesunkenen war da die Entscheidung nicht mehr schwer.

„Herrin," sprach er nach einer Pause, „willst Du die Summe zahlen, von welcher mein Leben abhängt, und wirst Du auch Dein weiteres Versprechen halten, — so sei's."

„Das ist ein heldenmüthiger Entschluß!“ riefen Alle wie aus Einem Munde und beeilten sich, dem Stephanus die Hand zu drücken.

Die nächstwichtigste Frage war die nach dem Nachfolger.

„Der Senat,“ bemerkte Petronius Secundus, „hat den neuen Kaiser zu wählen; allein wir müssen schon den Pfeil bereit im Köcher haben, wenn wir dem Senat den Bogen in die Hand geben.“

„Der zu Wählende,“ fügte die Kaiserin hinzu, „muß ein Mann sein, für den man nicht nur der Zustimmung der überwiegenden Mehrzahl der Senatoren sicher sein kann, sondern der auch dem Heere, wie dem römischen Volke genehm ist.“

„Was brauchen wir da lange zu kundschaften?“ rief der Präfekt der Garde; „was die Prätorianer unter den Soldaten, das ist unser Freund Coccejus Nerva unter den Senatoren!“

Petronius hatte nur ausgesprochen, was Alle schon gedacht hatten, zumal da gewisse Vorzeichen den Nerva längst als künftigen Herrscher vorherverkündigt.

Noch lange saßen die Verschworenen bei einander, um über Alles und Jedes zu berathen, und selbst als sie endlich schieden, blieben noch so viele Fragen übrig, daß für die nächsten Tage eine neue Besprechung verabredet werden mußte.

Stephanus aber löste noch an demselben Abende seine Schuldscheine ein, und als einige Tage später die Fiskalbeamten Rechnungsablage über seine Verwaltung des Vermögens der Domitilla forderten, konnten sie nachher dem Kaiser berichten, daß kein Aß in der Kasse fehle.

Von da ab schenkte Domitian dem Stephanus noch größeres Vertrauen. —

Der Kaiser war gewohnt gewesen, vor der coena oder der Abendmahlzeit die Cäsaren bei sich zu sehen; selbst in den

letzten Tagen hatte er sie für einige Augenblicke empfangen. Heute zum ersten Male kamen sie nicht; aber sie standen wieder vor Domitian's Geist, wie in der Nacht.

Statt ihrer erschien der Freigelassene, dem bisher die Aufsicht über dieselben anvertraut gewesen, dessen Hand auch das Gift in die Speisen gemischt hatte. Indem er schweigend die beiden goldenen Bullen, welche die Knaben am Halse getragen, nebst anderen Werthsachen auf den Tisch legte, reichte er dem Kaiser ein Buch hin, das in einer mit Goldstickerei und Perlen verzierten Hülle eingeschlossen war, indem er bemerkte:

„Herr, dieses Buch habe ich in einem geheimen Verstecke gefunden; es handelt über die Lehren und den Gottesdienst der Christen."

Ohne ein Wort zu sagen, ließ Domitian den Freigelassenen abtreten.

Indem er seine Augen auf der traurigen Hinterlassenschaft der beiden Knaben ruhen ließ, seufzte er:

„Unseliges Geschick der Herrscher! Das Gute, das sie befehlen, wird nicht ausgeführt; desto diensteifriger ist Jeder für das Gegentheil!"

Die Kinder waren ihm doch in den sechs Monaten lieber geworden, als er geglaubt hatte.

Um sich zu zerstreuen, nahm er das Buch zur Hand, das der Freigelassene ihm eben gebracht. Es war griechisch geschrieben und von kunstfertiger Hand mit seltsamen Bildern in Farben und Gold verziert.

Nachdem Domitian gleichgiltig hin und her geblättert, wollte er das Buch eben wieder fortlegen, als sein Auge auf eine Stelle fiel, wo das Wort „Kaiser" stand.

Was konnte dort anders stehen, als eine Verfluchung?

Jene Stelle enthielt das älteste Kirchengebet für die Obrigkeit, das aus den Tagen der Apostel stammt und uns in dem Briefe des heil. Clemens an die Korinther enthalten ist; es lautet folgender Maßen:

„Dem Kaiser und allen irdischen Gewalten hast Du, o Gott, in Deiner großen und unaussprechlichen Allmacht die Herrschaft verliehen, damit wir, die ihnen von Dir übertragene Ehre und Würde anerkennend, ihnen unterthan seien und dadurch Deinem Willen uns unterwerfen. Verleihe ihnen, o Herr, Gesundheit, Frieden, Eintracht, glücklichen Erfolg, damit sie die Herrschaft, die Du in ihre Hand gegeben, ohne Hinderniß ausüben. Denn Du, Herr des Himmels, König der Ewigkeit, gibst den Kindern der Menschen Ehre und Würde und Gewalt über Alles, was auf Erden ist; Du, o Herr, lenkest ihre Pläne, wie es gut und wohlgefällig vor Dir ist, damit sie in Frieden und in Milde die von Dir ihnen anvertraute Gewalt ausüben und so sich Deiner Huld erfreuen. Dich, der allein uns dies und alles übrige Gute zu verleihen im Stande ist, Dich preisen wir durch den Hohenpriester und Herrn unserer Seelen, Jesum Christum, durch den Dir Ruhm und Ehre sei jetzt und in Ewigkeit."

Domitianus las die Stelle wieder und wieder. Welch ein ganz anderer Geist wehte aus diesem Gebete, als aus denjenigen seiner Priester! Konnte den Unterthanen ein höherer Beweggrund zum Gehorsam an's Herz gelegt werden, als der Gedanke, der hier so scharf betont war, daß alle Macht und Herrschaft den Menschen von oben verliehen sei?

Der Kaiser schlug das Buch an anderen Stellen auf: nein, das waren keine Lehren und Anschauungen, welche die staatliche Ordnung gefährdeten.

Warum war ihm dieses Buch nicht eher in die Hände gefallen? — Warum erst jetzt, wo es zu spät war?

Lange saß er sinnend da, dann sprach er für sich:

„Ich werde nach Paläſtina senden und was an Verwandten und an Schülern jenes Jesus von Nazareth noch am Leben ist, hieher kommen lassen. Aus ihren Worten werde ich mich am besten und zuverlässigsten über ihn unterrichten, und stimmt das Alles mit Dem überein, was in diesem Buche steht, dann — nun, dann werde ich sehen, was ich zu thun habe." —[30])

Jenes Gebet hatte aber doch einen solchen Eindruck auf den Kaiser gemacht, daß er nicht nur die für den folgenden Tag verhängte Hinrichtung einer großen Anzahl von Christen zu verschieben befahl,[31]) sondern auch die Zurückberufung Einzelner aus der Verbannung anordnete. —

Als am nächsten Morgen, dem kaiserlichen Befehle gemäß, Stephanus wieder vor dem Herrscher erschien, um über die Hinrichtung und Beisetzung des Consuls zu berichten, trug derselbe einen Verband um seinen rechten Arm. Auf Domitian's verwunderte Frage gab er zur Antwort:

„Ich hatte gestern Abend spät einen Besuch zu machen . ."

„Wahrscheinlich in der Subura," unterbrach ihn der Kaiser mit spöttischem Lächeln; „da soll ja eine gewisse Griechin Lycoris wohnen."

„Auf dem Heimwege," fuhr Stephanus fort, stolperte ich in der Dunkelheit über einen Stein und habe mir den Arm zerbrochen. So kann ich auf Wochen keine Hand mehr rühren, und zu dem Schaden fehlt ja der Spott nicht."

Domitianus athmete erleichtert auf. In der vergangenen Nacht hatte ihn ein Traumgesicht vor Stephanus gewarnt: für die nächste Zeit jedenfalls war derselbe jetzt mit dem zerbrochenen Arm unschädlich, und bevor der Bruch ganz geheilt war, konnte der Kaiser auf dem gewohnten Wege sich vor ihm sicher stellen.

In Wirklichkeit hatte Stephanus den Arm nicht gebrochen; es war nur ein von den Verschworenen ersonnenes Mittel, um den Kaiser gerade ihm gegenüber sorgloser zu machen.

Wie zweckdienlich der Betrug gewesen, zeigte sich in den nächsten Tagen. Zu den früheren drohenden Vorzeichen gesellten sich neue, die den Kaiser zu immer größerer Wachsamkeit trieben und ihn mit wachsendem Mißtrauen gegen Jedermann erfüllten. Vor Stephanus allein mit seinem gebrochenen Arme brauchte er keine Furcht zu haben. — —

Es war am 18. des Monats September, in den ersten Nachmittagsstunden, als sich in Rom das Gerücht verbreitete, der Kaiser sei ermordet worden. Alles eilte nach dem Forum, um Gewißheit und nähere Kunde zu erhalten: zu Tausenden und Tausenden wogte das Volk durcheinander zwischen den Tempeln und Bauten des Forums, vom Capitol bis zum Titusbogen und auf allen Wegen und Zugängen hinauf zum Palatin. Die Thatsache war außer Zweifel: der Kaiser war nicht mehr; allein über die näheren Umstände seines Todes erzählte sich die vielfach in Gruppen zusammenstehende Menge die verschiedenartigsten Dinge. Darin stimmten alle Berichte überein, daß Domitian im Sterben den Namen Flavius Clemens ausgestoßen habe.

Der Senat war vollzählig in der Curie versammelt, um zu berathen, was jetzt zu thun sei. Auf allen Gesichtern leuchtete die Freude und Zufriedenheit, daß Rom von dem

Tyrannen befreit war; hatte ja Domitianus gerade unter dem Adel die meisten Opfer ersehen. In der allgemeinen Aufregung wollte Jeder reden und Anträge stellen; der Eine forderte, daß die Leiche Domitian's gleich der eines gemeinen Gladiators verscharrt werden solle; ein Zweiter beantragte, alle Marmorstatuen Domitian's zu zerstören, die aus Silber und Gold einzuschmelzen und seine Inschriften auf den öffentlichen Monumenten auszumeißeln; ein Dritter verlangte die sofortige Aufhebung aller seiner Verordnungen; wieder ein Anderer die Zurückberufung der Verbannten und die Entlassung der Gefangenen aus den Kerkern, während die Besonneneren zunächst zu der Wahl eines neuen Imperators drängten.

Alle jene Anträge wurden durch Acclamation angenommen, und alsbald mußte ein Herold dem versammelten Volke die Beschlüsse des Senats verkündigen. Sofort begann die Menge unter wüstem Geschrei die Statuen Domitian's auf dem Forum von ihren Postamenten herunterzureißen; Andere eilten in die Gefängnisse, die Gefangenen zu befreien; im Judenviertel jenseits der Tiber jubelte Jung und Alt, daß die Tempelsteuer aufgehoben sei.

Unter den vielen Hunderten, welche in den Gefängnissen schmachteten, waren nicht wenige Christen, welche Domitian erst kürzlich in den Kerker hatte werfen lassen, um sie bei den nächsten Spielen den Bestien preis zu geben. Mit welcher Freude wurden jetzt diese Bekenner Christi von ihren Angehörigen begrüßt! Der Evangelist Johannes legt in seiner Geheimen Offenbarung den Martyrern, die durch Domitian's Grausamkeit gestorben, die Frage in den Mund: „Wie lange, o Herr, Du Heiliger und Wahrhaftiger, richtest Du nicht und rächest Du

nicht unser Blut an den Bewohnern der Erde?" Und der heilige Seher fährt dann fort: „Und es wurde ihnen gegeben Jeglichem ein weißes Gewand, und es ward ihnen gesagt, daß sie sich gedulden sollten noch eine kleine Weile, bis vollzählig geworden die Zahl ihrer Mitknechte und ihrer Brüder, die gleich ihnen getödtet werden sollten." Wie schnell und wider alles Erwarten war diese Verheißung erfüllt worden!

Die schwierigste Frage, welche dem Senate noch übrig blieb, war die nach dem Nachfolger; denn Jeder der versammelten Väter hätte am liebsten sich selber zu der Ehre erhoben gesehen. Eine schnelle Entscheidung führte Petronius Secundus herbei, der in großer Aufregung im Senat erschien mit der Kunde, daß die Prätorianer, empört über die Ermordung ihres Kaisers, den Tod der Verschworenen verlangten und bald vor der Curie erscheinen würden, um einen Imperator nach ihrer Wahl auf den Thron zu heben.

Domitianus hatte seine Leibgarde immer und überall bevorzugt, ihr bei allen besonderen Veranlassungen den Sold verdoppelt, jedes Verdienst durch Auszeichnungen und Geschenke belohnt. So war es jetzt ihrem Präfekten Petronius Secundus nur mit großer Mühe gelungen, sie einstweilen noch im Castrum zurückzuhalten. — Ihre Kameraden, welche im Palast den Wachdienst hatten, waren auf die Hilferufe des Kaisers herbeigeeilt; noch bei der Leiche Domitian's war es zu blutigem Kampfe gekommen zwischen ihnen und denen, welche die Kaiserin Domitia im entscheidenden Augenblick den Verschworenen zu Hilfe geschickt hatte.

Unter dem Drucke der Furcht vor den Prätorianern wurde im Senat die Ernennung eines neuen Imperators

beschleunigt, zumal Viele schon vorher für Coccejus Nerva gewonnen waren.

Mit den kaiserlichen Insignien geschmückt, ihm voraus vierundzwanzig Lictoren, vom gesammten Senat und den Rittern begleitet, zog der neue Imperator von der Curie über das Forum zum Palatin, während Petronius Secundus zum Castrum eilte, seine Prätorianer durch glänzende Versprechungen für Nerva zu gewinnen. —

Als es Nacht geworden, trugen dieselben Todtengräber, welche die beiden Cäsaren bestattet hatten, auf derselben ärmlichen Bahre die Leiche des Kaisers aus dem Palaste. Ein altes Mütterchen bildete das einzige Gefolge; Phyllis, die ehemalige Amme Domitian's, hatte um schweren Lohn jene Beiden gedungen, den Todten heimlich zu ihrem kleinen Landhause vor den Thoren zu bringen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Hinter der Bahre, auf welcher der Kaiser ruhte, trugen andere Todtengräber eine andere Leiche aus dem Palaste und schlugen ihren Weg nach dem großen Todtenfelde des Esquilin ein.

„Wen bringt denn Ihr da!" fragten die übrigen Todtengräber, welche bereits ihre Last für die große allgemeine Grube abgeliefert hatten.

„Beim Hades," antwortete der Eine, „der hätte ein kaiserliches Leichenbegängniß verdient. Er hat dem Coccejus Nerva die Kastanien aus dem Feuer geholt und sich selber dabei die Finger verbrannt."

„Was?" riefen alle Uebrigen, „der dem Domitianus den Dolch in den Leib gestoßen, und den dann die Prätorianer im Kampfe getödtet haben?"

Mit diesen Worten schlugen sie das Tuch zurück, welches den Todten bedeckte: — es war Stephanus.[32])

Anmerkungen.

1) In der folgenden Erzählung haben wir uns möglichst getreu an die eingehenden Schilderungen und Berichte des Sueton, Dio Cassius und anderer alten Historiker gehalten, und so sind nicht nur alle in der Erzählung auftretenden Personen, ebenso wie der ganze Gang der Erzählung historisch, sondern auch da, wo der Dichtung ihr Recht gelassen werden mußte, liegen geschichtliche Nachrichten zu Grunde.

2) Ueber die Niederlassung der Juden in Rom und ihre Geschichte vergleiche die klassische Schilderung bei Allard, Histoire des persécutions I, Cap. 1 u. 2. Schon unter Nero mochten sie gegen 20 bis 30,000 Seelen zählen. Sie wohnten möglichst in Quartieren bei einander, zumal in dem Viertel auf dem rechten Tiberufer am Fuße des Janiculus, wie an der appischen Straße beim Haine der Egeria, und nährten sich meist vom Kleinhandel oder vom Bettel. Es gab aber auch sehr reiche Leute unter ihnen, deren Tafel an den jüdischen Festen die kostbarsten Leckerbissen aufwies, welche in Rom zu haben waren. Treu und gewissenhaft in der Beobachtung der mosaischen Satzungen, waren die Juden in der Fremde unermüdlich bestrebt, ihre Lehre auszubreiten und für das Bekenntniß des Einen Gottes Anhänger unter den Heiden zu gewinnen. Jüdische Friedhöfe, den christlichen Katakomben durchaus ähnlich, sind an der portuensischen und appischen Straße gefunden worden, kenntlich durch die auf den Grabsteinen wiederkehrenden jüdischen Symbole, besonders des siebenarmigen Leuchters, wie ihn das untenstehende Bruchstück eines Goldglases zeigt.

3) Unter den Bekennern der jüdischen Religion nicht jüdischer Abstammung unterschied man Proselyten der Gerechtigkeit, welche das ganze Gesetz annahmen und vollgiltige Juden wurden, und Proselyten des Thores, die nur der Vielgötterei entsagten und den Einen Gott der Juden anbeteten, im Uebrigen aber ihre Lebensweise, wie Aemter und Würden beibehielten. Man nannte sie timentes Deum, Gott fürchtend. Ein solcher war z. B. der Hauptmann Cornelius, bevor er mit seinem Hause von Petrus getauft wurde. Die Zahl dieser zweiten Klasse war überaus groß, selbst in den höchsten Ständen, und wuchs um so mehr, als die Albernheiten der mythologischen Märchen und die Sittenlosigkeit unter den Heiden ernstere Geister zum Nachdenken, edlere Naturen zum Streben nach der Tugend trieb.

Als der h. Petrus im Jahre 42 nach Rom kam, fand das Evangelium den erbittertsten Widerstand von Seiten der Juden; es kam zu wüsten und unaufhörlichen Tumulten, so daß Kaiser Claudius daraus Veranlassung nahm, Juden wie Christen aus Rom zu vertreiben (Judaeos, impulsore Chresto assidue tumultuantes, Roma expulit. Sueton, Claudius, 25). Wohl kehrten sie bald wieder zurück, aber mit ihnen auch der Widerstreit, während in den Augen der Römer Juden und Christen als Ein und Dasselbe, letztere nur als eine Sekte des Judenthums galten. Die Schuld am Brande Rom's im Jahre 64, erst den Juden zur Last gelegt, deren Quartiere verschont geblieben, wurde von diesen auf die Christen gewälzt und veranlaßte die erste blutige Verfolgung unter Nero. Kam dadurch nun auch den Römern die Verschiedenheit zwischen Juden und Christen zum Bewußtsein, so galten letztere doch immer noch als Zweig vom gleichen Stamme; sie waren Brüder, wenn auch feindliche Brüder. Als Titus Jerusalem zerstörte, rechnete er darauf, daß jetzt mit dem Judenthum auch das Christenthum zu Grunde gehen werde (christianos ex Judaeis exstitisse: radice sublata stirpem facile perituram. Sulp. Sev. Chron. II, 30); sein späteres Wohlwollen gegen die Juden mußte sich auch auf die Christen erstrecken, um so mehr, als diese an dem Aufstande in Palästina nicht Theil genommen hatten.

Die Juden hatten nach der Zerstörung Jerusalems die bisherige Tempelsteuer von zwei Drachmen nunmehr an den Jupitertempel zu Rom zu zahlen; Domitian, der für seine zahllosen Bauten Geld brauchte, dehnte diese Steuer auf Alle aus, „qui vel improfessi iudaicam viverent vitam“ (Sueton 12), welche, obgleich sie nicht geborne Juden waren und sich nicht zu ihnen bekannten, doch „nach Weise der Juden lebten„. Das waren zunächst

die Proselyten der Gerechtigkeit und des Thores, dann aber auch die Christen, welche in den Augen der Römer als jüdische Sekte galten. (Vgl. Allard, l. c. S. 160.)

4) Die Wohnung des heil. Clemens lag dort, wo heute die ihm geweihte Kirche steht, zwischen dem Colosseum und dem Lateran. Theile derselben wurden im Jahre 1868 wiedergefunden, als man die in der Zeit Constantin's darüber erbaute Basilika ausgrub. Ihre Räume liegen unter dem Chor dieser Basilika, und aus dem Seitenschiff führte eine breite Treppe in die ehemalige Wohnung des heil. Clemens, wo in den Tagen der Apostel die Gläubigen sich zum Gottesdienste zu versammeln pflegten. Wie in den Basiliken, welche über den Gräbern der Martyrer erbaut waren, eigene Zugänge und Treppen unmittelbar zu diesen Gräbern führten, so sind auch die Gläubigen seit dem IV. Jahrhundert auf jener Treppe in die alte Wohnung des h. Clemens hinabgestiegen, um dort die Stätte zu verehren, welche durch die Predigt der Apostelfürsten und ihrer Nachfolger eine so hohe Weihe erhalten hatte.

5) Vgl. über sie De Rossi, Bull. 1874, p. 20.

6) I. Brief an die Korinther, Cap. 63. Die neuesten protestantischen Herausgeber der Clementinischen Briefe, von Gebhart und Harnack, sagen zu der Erklärung jener Stelle „Judicabunt (nämlich die von Rom abgeordneten Gesandten), utrum seditionem sedaveritis, an non." — : Hæc vox gravis neque opinata; ecclesia Romana, nequaquam a Corinthiis advocata, iurisdictionem quandam sibi arrogat; sed severe hanc rem agit, quia.... ecclesiarum omnium pax et salus Romanae cordi est. Also die Abgesandten sollen untersuchen und richten, ob die Korinther ihre Streitigkeiten beigelegt haben, oder nicht. — Eine Sprache, eben so entschieden, als verwunderlich. Die Römische Kirche, die keineswegs von den Korinthern angerufen worden, legt sich eine gewisse Gerichtsbarkeit bei, und sie thut es mit allem Ernste, weil der Friede und das Ziel aller Kirchen der Römischen Kirche am Herzen liegt."

7) Unter den vielen Anklagen, welche gegen die ersten Christen erhoben wurden, war auch die, daß sie sich von aller öffentlichen Wirksamkeit zurückzögen und daher mindestens unnütze Glieder der Gesellschaft seien. Sed alio quoque iniuriarum titulo postulamur, et infructuosi in negotiis dicimur, sagt Tertullian. Kaiser, welche den Christen wohlwollten, haben christliche Beamte von der Anwesenheit und Theilnahme an den Opfern dispensirt oder ihr Fernbleiben stillschweigend genehmigt. Allein selbst dann blieb die Bekleidung eines öffentlichen Amtes für jeden Christen eine schwierige.

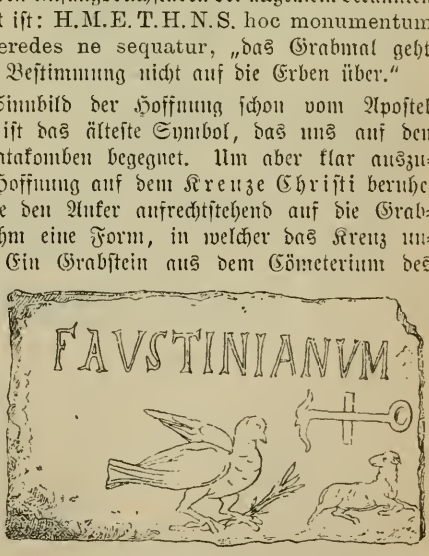
8) So ging es freilich oft genug bei den Gastmählern zu, und wenn die unsinnigsten Preise bezahlt wurden, um seltene Speisen, z. B. ein Gericht von Nachtigallen-Zungen den Gästen vorzusetzen, so trieb man es in Fraß und Völlerei so weit, daß die Tischgenossen zu dem von Sigamber bezeichneten Mittel griffen, um wieder von Neuem anfangen zu können.

9) In seiner steten Angst vor Meuchelmördern ließ Domitian sowohl aus dem Orient, als aus anderen Provinzen Seher und Zeichendeuter kommen, um sie über sein Geschick und das derjenigen Personen zu befragen, die er fürchtete. Es wird ausdrücklich berichtet, daß er auch aus den germanischen Wäldern eine bei ihrem Stamme hochangesehene Priesterin, Namens Ganda, zu diesem Zwecke nach Rom berief.

10) Ueber Schulwesen und Unterricht vergl. u. a. Becker, Gallus S. 77 f.

11) Es war eine in Rom sehr verbreitete Sitte, um sich den Besitz und die Unverletzlichkeit seiner Grabstätte für alle Zeit zu sichern, dieselbe durch eine auch durch die Staatsgesetze geschützte letztwillige Erklärung jeder Erbschaftsfolge zu entziehen. Daher liest man auf heidnischen Inschriften häufig die Bestimmung, welche oft bloß mit den Anfangsbuchstaben der allgemein bekannten Formel eingemeißelt ist: H.M.E.T.H.N.S. hoc monumentum ex testamento heredes ne sequatur, „das Grabmal geht nach testamentlicher Bestimmung nicht auf die Erben über."

12) Der Anker, als Sinnbild der Hoffnung schon vom Apostel Paulus bezeichnet, ist das älteste Symbol, das uns auf den Grabsteinen der Katakomben begegnet. Um aber klar auszudrücken, daß diese Hoffnung auf dem Kreuze Christi beruhe, zeichnete man gerne den Anker aufrechtstehend auf die Grabsteine, oder gab ihm eine Form, in welcher das Kreuz unverkennbar war. Ein Grabstein aus dem Cömeterium des Callistus zeigt uns unter dem Namen der verstorbenen Faustinianum zunächst einen solchen Kreuzanker. Darunter ist die Verstorbene als ruhendes Lamm abgebildet, welches zu dem Kreuze, dem Sinnbilde aller Hoffnung im Tode, emporblickt. Die Erfüllung aber



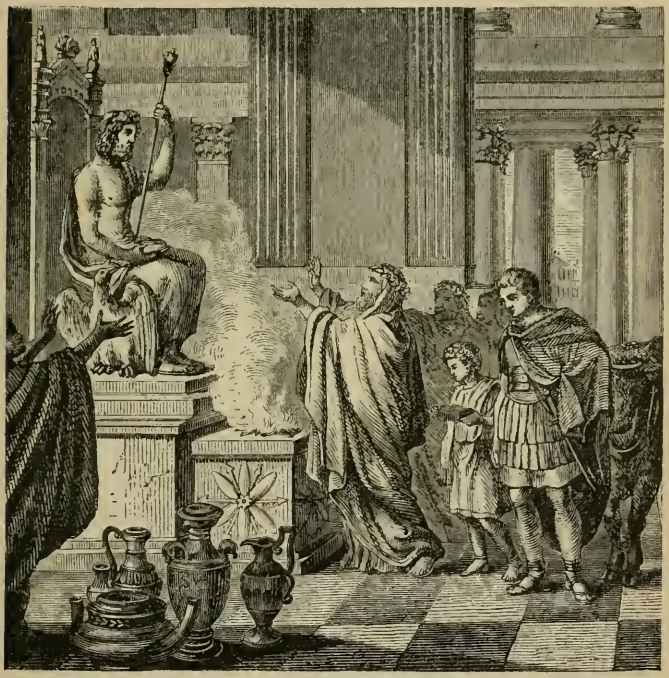
dieser Hoffnung ist ausgedrückt durch die Taube Noe's, die mit dem Oelzweige des ewigen Friedens heranfliegt.

13) Von den Gemälden der Katakomben der Domitilla ist die Deckendekoration des gewölbten Einganges noch theilweise erhalten; die Darstellung des himmlischen Mahles zeigt uns zwei Personen, die vor einem Tischlein sitzen, auf welches ein Diener

Fisch und Brode gelegt hat, ein Hinweis auf jene wunderbare Speisung in der Wüste, die der Herr selber als Vorbild auf jene höhere Speise deutete, deren Genuß ewiges Leben verleiht.

14) Es ist im hohen Grade belehrend, wie würdig die alten Heiden den Dienst der Himmlischen auffaßten. Rein an Leib und Seele mußte man sich den Göttern nahen, mit gewaschenen Händen, keuschem Leibe, keuschem Sinne und reinem Gewissen; rein mußte das Kleid, das Opfergefäß, das Opfer sein; bei vielen Opfern war nur die Anwesenheit gewisser Personen erlaubt, und der Lictor wies vor Beginn der heil. Handlung die nicht Berufenen hinaus. In ehrfurchtsvollem Schweigen stehen die Theilnehmenden; „favete linguis" ist der Zuruf, der Allen Stillschweigen im Angesichte des Gottes auferlegt. (Quintilian, Decl. 265: in templo verbis parcimus, animos componimus, tacitam etiam mentem nostram custodimus). Die ganze

Aufmerksamkeit war auf das Gebet gerichtet; jedes profane Wort wurde ängstlich vermieden. Dem Opferpriester rief der Herold zu: „hoc age", ihn mahnend, sein ganzes Sinnen und alle seine Gedanken auf das Eine zu richten; damit nichts an sein Ohr dringe, was ihn stören oder zerstreuen könnte, hat der Priester beim Opfer das Haupt verhüllt, und ein tibicen oder Flötenbläser begleitet die heil. Handlung mit seiner Musik.



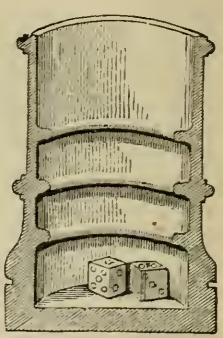
Man betete stehend, nach Osten gewendet, die Hände zum Himmel erhoben, während die Frauen knieten. Auch betete man still, wobei man den Finger auf den Mund legte. Es war genau bestimmt, welche Opferthiere den einzelnen Göttern genehm waren; das Opfer mußte makellos und ohne Fehl sein und freiwillig sich zum Altare führen lassen; hier wurde es erst geweiht, und dann erhielt es den Todesstoß. Neben den blutigen Opfern brachte man die Erstlinge der Früchte, Speisen, Milch, Wein und Weihrauch dar. Als Opfergehilfen, entsprechend unsern Messedienern, standen den Priestern Knaben zur

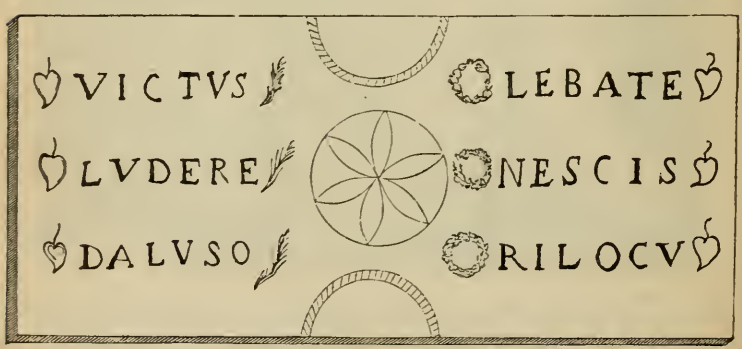
Seite, die man camilli nannte; dieselben mußten von untadelhafter Geburt und in jeder Beziehung makellos sein; als Diener der Gottheit trugen sie die praetexta, ein weißes, purpurverbrämtes Kleid, welches nur Kindern von hoher Geburt zustand. (Vgl. das Ausführlichere bei Marquart, Hdb. der röm. Alterth., IV, 464 f.)

15) Ueber die Gärten der alten Römer vgl. Becker, Gallus II, S. 49 f.

16) Vergleiche zu dem Vorstehenden die Angaben und Schilderungen in Becker's Gallus.

17) Man hat Spielbretter aus Marmor sowohl, als Würfelbüchsen in den Katakomben gefunden; erstere sind zu Grabsteinen verwendet worden, indem auf die Kehrseite die Inschrift eingemeißelt wurde. Unsere Abbildung zeigt ein solches Spielbrett, mit Kränzen und Palmzweigen und der Inschrift, welche sich auf das Spiel bezog: victus leva te; ludere nescis; da lusori locum, „Besiegter, mach' dich fort; du verstehst das Spiel nicht; mach' einem (verständigen) Spieler Platz!"





18) Man muß sich lebendig in jene Zeiten zurückversetzen, wo nach der blutigsten Verfolgung des Nero die Kirche unter den beiden Kaisern Vespasian und Titus vollen Frieden genossen und sich wunderbar schnell in allen Kreisen des römischen Volkes ausgebreitet hatte. Vor wenigen Jahren war Jerusalem zerstört worden: der Triumphbogen des Titus auf dem Forum war das große Denkmal über den Untergang des Judenthums. Die

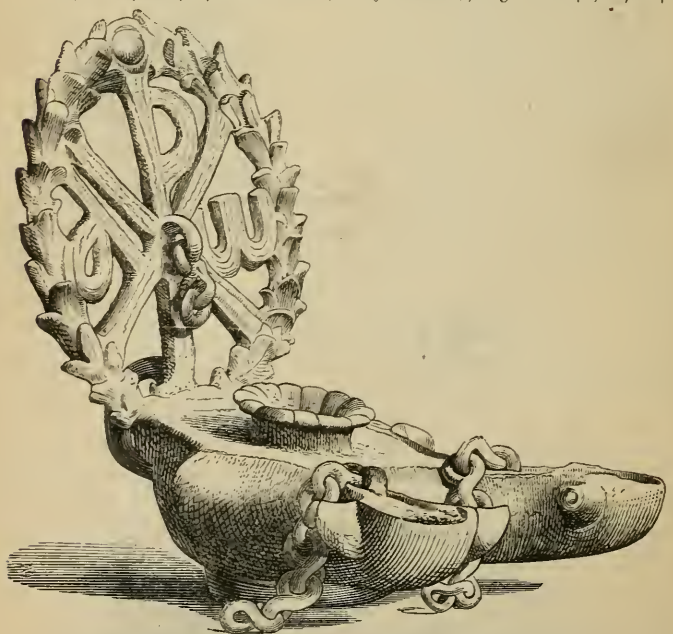
vielfach mißverstandenen Vorhersagungen über die Ankunft des Herrn drängten zu der Erwartung eines baldigen Triumphes des Kreuzes. Es läßt sich ja heute nicht sagen, wie die Geschichte der alten Kirche sich entwickelt haben würde, wenn die beiden Knaben als christliche Kaiser zur Herrschaft gelangt wären; aber damals lag es nahe, in der Adoption derselben durch Domitian eine Fügung des Himmels zu sehen, um schon in den nächsten Menschenaltern Rom und die Welt zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Das Christenthum ist sich auch in den trübsten Zeiten, unter den blutigsten Verfolgungen seines einstigen Sieges und Triumphes bewußt gewesen; daß man sich diesen glorreichen Tag näher dachte, als er war, ist begreiflich.

19) Das eigentliche Standquartier der Prätorianer, von welchem heute noch ansehnliche Reste erhalten sind, lag weiter entfernt, nahe bei der porta Nomentana. Die in der Nähe gelegenen Katakomben des heil. Nikomedes haben uns Grabschriften von christlichen Soldaten der kaiserlichen Garde aufbewahrt. (Vergleiche De Rossi Bull. 1865, p. 49 f.)

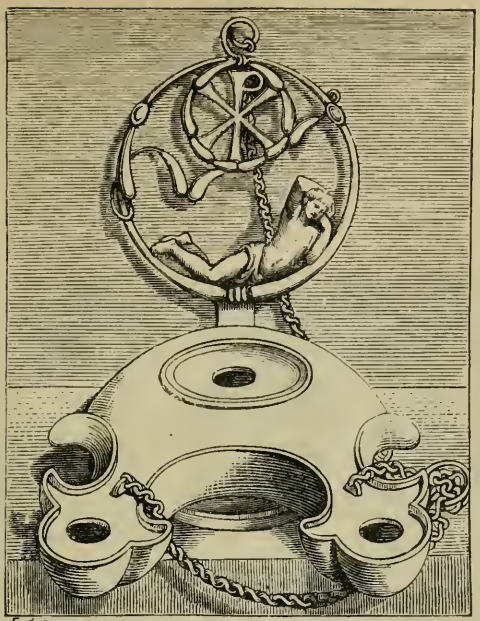
20) Die Spendung der Taufe als des Sakramentes der zweiten Geburt geschah in der alten Kirche durch völliges Untertauchen (submersio), wie noch heute es bei den Griechen Brauch ist; daneben war aber auch schon seit ältester Zeit

das Begießen (infusio) des Täuflings mit dem hl. Wasser in Uebung. Für beide Formen haben wir Abbildungen in den Katakomben des Callistus aus dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Ein noch vollständig erhaltenes Taufbassin, mit Stufen zum Hinabsteigen in das Wasser, findet sich in den Katakomben des Pontianus.

21) Die Beleuchtung bei den alten Römern war im Vergleich zu der unsrigen eine höchst bescheidene, nicht nur, wenn man an unsere Beleuchtung mit Gas oder elektrischem Lichte denkt sondern auch im Hinblick auf unsere gewöhnlichen Lampen mit ihrem Mechanismus, Glasrohr und Glocke. Das Alles kannten die Alten nicht, und wenn sie durch eine große Menge von Lampen eine entsprechende Lichtfülle erzielen konnten, so mußte in gleichem Maße der Qualm des verbrennenden Oels seine unangenehme Wirkung haben. Die Lampen, deren uns eine unzählige Menge erhalten ist, waren theils aus Thon gebrannt, theils aus Erz gegossen. Letztere waren selbstverständlich kunstreicher, mit Kettchen zum Aufhängen versehen, oft

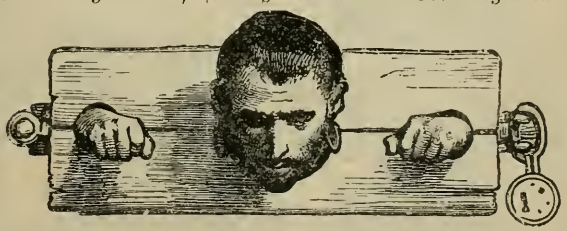


zu zwei und mehr Flammen, und meistens mit Figuren verziert, in Form eines Fisches, einer Taube, eines Schiffes u. s. w.



Solche Bronce-Lampen des IV. und V. Jahrhunderts mit christlichen Zeichen und Darstellungen sind uns noch manche erhalten, mit dem Namenszuge Christi, mit der Figur des Jonas u. dgl.

22) Diese Strafe wird in den Martyrakten oft erwähnt. Der Kopf und die beiden Hände des Verurtheilten wurden zwischen zwei Blöcke eingeklemmt, so daß dem an der Erde liegenden Opfer

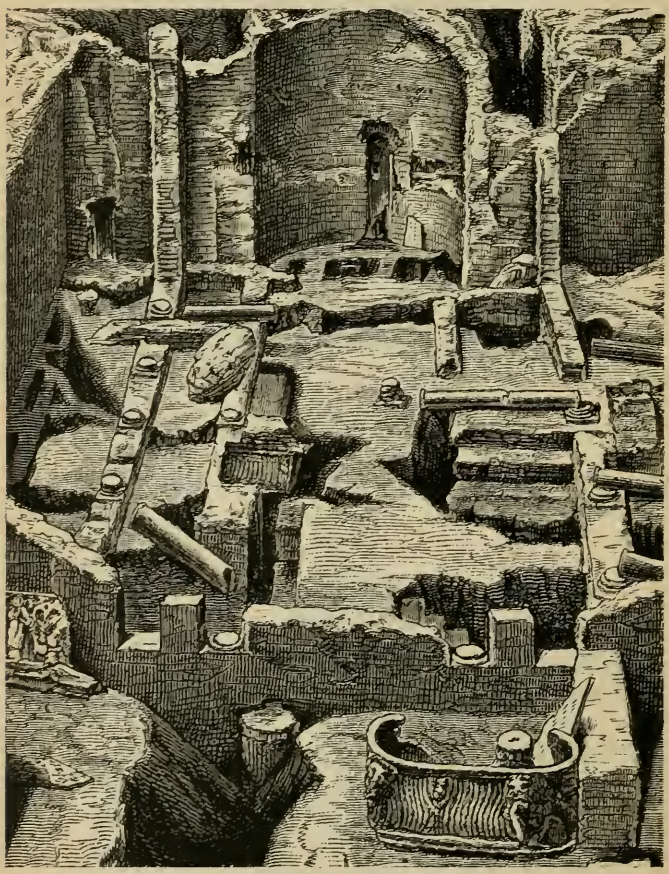


jede Bewegung unmöglich war. Eine andere Art dieser Strafe war, daß die Beine ausgereckt in einen solchen Block (nervus) eingefügt wurden. In den Akten der Martyrer von Lyon wird berichtet, dieselben seien in den Kerker geworfen, ut pedes in

nervo ad quintum usque foramen distentos haberent. Der Block hatte also verschiedene Löcher, und die Qual war um so größer, in je entferntere Löcher die Füße eingeschlossen wurden. Die wenigsten Martyrer überstanden diese Tortur.

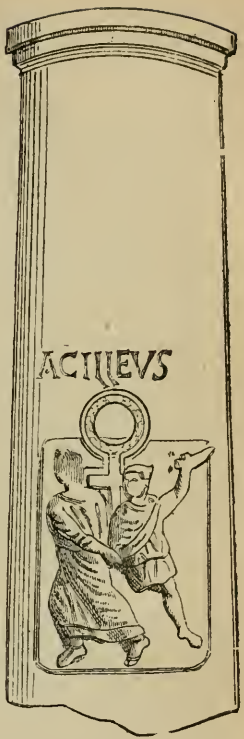
23) Dieses Zeichen findet sich auf einer Grabschrift im Coemeterium der Priscilla aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Zwei andere Inschriften eben daselbst zeigen das blosse M. De Rossi zweifelt nicht, daß dieses M—martyr bedeute.

24) Das Grab dieser beiden Martyrer ist zu allen Zeiten hoch verehrt gewesen. Papst Siricius baute über demselben um 386 eine



Die ausgegrabene Basilika der hh. Nereus und Achilleus.

Basilika, welche im Jahre 1874 wieder ausgegraben worden ist. Man fand dort die Bruchstücke zweier Säulen, welche ehemals den Altarbaldachin getragen hatten; auf denselben war die Enthauptung der Martyrer in Relief dargestellt. Von der Inschrift in Versen, mit welcher Damasus die Gruft der beiden Martyrer schmückte, ist ein großes Bruchstück wieder gefunden worden. Papst Gregor der Große hat an ihrem Feste in dieser Kirche eine seiner schönsten Homilien gehalten. Jetzt ruhen die beiden Heiligen in einer nach ihnen benannten Basilika innerhalb der Stadt, an der appischen Straße, bei den Thermen des Caracalla.



25) Bei den jüngsten Ausgrabungen in den Katakomben der heil. Priscilla im Jahre 1889 hat man einen Grabstein des dritten Jahrhunderts gefunden, den ein L. Petronius Secundus seinem dreiundzwanzigjährigen Sohne setzte. Daß Beide die Abkömmlinge unseres Präfekten der kaiserlichen Leibgarde waren, unterliegt keinem Zweifel; wann die Familie das Christenthum angenommen, ob gar unser Petronius Secundus selber später Christ geworden, dafür fehlen uns die Nachweise. (Vgl. Römische Quartalschrift 1890, S. 319.)

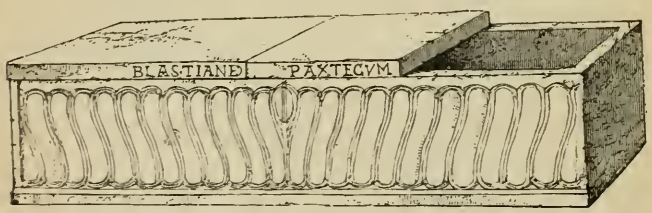
26) Das Gebet der Heiligen für uns auf Erden spricht sich in zahlreichen Inschriften der Katakomben aus. Das christliche Museum des Lateran weist z. B. folgende Inschriften auf: In orationibus tuis roges pro nobis, quia scimus te in

. „In Deinen Gebeten bitte für uns; denn wir wissen, daß Du bei Christo bist." — Pete pro nobis, ut salvi simus, „bitte für uns, daß wir in den Himmel kommen." (Andere Beispiele bei Kraus, Encycl. I, S. 566). — Das Gebet der Lebenden für die Verstorbenen wird gleichfalls auf zahlreichen Inschriften angerufen; als Beispiel nennen wir nur die der Agape, welche erst vor wenigen Jahren im ältesten Theile der

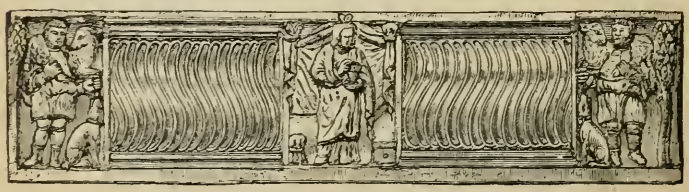
apostolischen Katakomben der heiligen Priscilla gefunden wurde: Vos precor, o fratres, orare huc quando venitis Et praecibus totis patrem natumque rogatis, Sit vestrae mentis Agapes carae meminisse, Ut Deus omnipotens Agapen in saecula servet. „Ich bitte euch, Brüder, wenn ihr hieher kommt und in inbrünstigen Gebeten zum Vater und zu seinem Sohne rufet, dann vergesset nicht, der lieben Agape zu gedenken, damit der allmächtige Gott Agape in Ewigkeit bewahre. (De Rossi, Bullett. 1886, Tav. IX.)

27) Der heilige Johannes der Evangelist, durch Domitian auf die Insel Patmos verbannt, gedenkt in seiner Geheimen Offenbarung wiederholt dieser Verfolgung, die zumal in den kleinasiatischen Städten zahlreiche Opfer forderte. (Vgl. Allard, Histoire des persécutions I, 113.) Waren es bisher meistens vornehme Personen gewesen, welche der Wuth des Tyrannen zum Opfer fielen, so kamen jetzt auch die „humiliores“ an die Reihe, und neben dem Morde des Flavius Clemens war dies eine der Ursachen zum Sturze Domitian's (Vgl. Allard, p. 122).

28) Solcher einfacher Sarkophage aus der ältesten Zeit sind noch mehrere in den Katakomben vorhanden. So fand man im Coemeterium des Callistus einen nur leicht mit Wellenlinien verzierten Sarg, mit der Inschrift auf dem Rande des Deckels:



BLASTIANE · PAX · TECUM. Da auch die Heiden Darstellungen aus dem Hirtenleben auf ihren Sarkophagen liebten, so wählten die Christen solche Särge um so lieber, weil sie in dem Hirten das Bild des Herrn sahen, der seine Schäflein aus der Wüste der Welt zu den himmlischen Weiden ewigen



Friedens trägt. Ein solcher Sarkophag späterer Zeit ist der vorstehend abgebildete, gleichfalls aus den Katakomben des heil. Callistus.

29) Der h. Hieronymus berichtet, wie zu seiner Zeit die Höhle, welche Domitilla bewohnt hatte, von Andächtigen besucht wurde. Wenn Domitian's Nachfolger die Verbannten zurückrief, so scheint er von der Amnestie die Verwandten des flavischen Geschlechtes ausgenommen zu haben.

30) Wir nehmen hier Bezug auf eine kirchliche Ueberlieferung, die sich bei Hegesippus, einem der ältesten Kirchenhistoriker, (citirt von Eusebius, hist. III. Cp. 15) findet. Nach ihm ließ Domitian Diejenigen, die noch vom Stamme David's und von der Verwandtschaft des Herrn am Leben waren, nach Rom kommen; als er aber von ihnen hörte, daß sie arme Leute seien, und als er ihre von der Feldarbeit schwieligen Hände sah, entließ er sie unbehelligt, zumal sie auf seine Frage nach dem Reiche Christi erklärten, am Ende der Welt werde Christus kommen, zu herrschen über die Lebendigen und die Todten. — Daß der h. Johannes der Evangelist nach Rom geschleppt und dort in einen Kessel siedenden Oeles geworfen, daraus aber wunderbar errettet und dann nach Patmos verbannt worden sei, erwähnt um das Jahr 200 Tertullian als eine allbekannte Thatsache. (Vgl. Baronius, Annal., p. 861).

31) Daß Domitianus am Ende seines Lebens die Verfolgung der Christen einstellte, wird uns ausdrücklich durch Tertullian berichtet: Tentaverat et Domitianus, portio Neronis de crudelitate; sed qua et homo, facile cœptum repressit, restitutis etiam, quos relegaverat.

32) Sueton und Dio Cassius geben folgende nähere Schilderung der Ermordung Domitian's. Das kleine Mädchen, welches er zu seiner Unterhaltung bei sich hatte, trat eines Tages in sein Gemach, als er schlief, und fand unter seinem Kopfkissen ein Stück Papier, das es mitnahm, um damit zu spielen. Domitia traf zufällig die Kleine und nahm ihr das Papier ab, um zu sehen, was es sei. Sie war nicht wenig erstaunt, dort ihren Namen, und die des Norbanus, des Petronius Secundus, des Parthenius und noch Anderer zu finden. Allen diesen zeigte die Kaiserin diese Liste der zum Tode Bestimmten, und so kam der Entschluß zu Stande, dem Tyrannen zuvorzukommen. Es war am 18. September, als Domitian, nachdem er einige Zeit Prozesse geprüft, in sein Gemach zurückkehrte. Es war elf Uhr, — die Stunde, welche er fürchtete. Als er daher fragte, wie spät es sei, gab ihm einer der Verschworenen absichtlich die Antwort, es

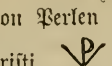
sei Mittag. So glaubte Domitian der Gefahr entronnen zu sein und schickte sich an, vor der Mahlzeit ein Bad zu nehmen. In diesem Augenblicke erschienen Parthenius und Stephanus und erklärten, sie hätten ihm etwas sehr Wichtiges ganz im Geheimen mitzutheilen. Nachdem alle Uebrigen entlassen worden, übergab Parthenius dem Kaiser ein Aktenstück, die Enthüllung einer Verschwörung, an deren Spitze der Consul Flavius Clemens stehe, welcher keineswegs enthauptet worden sei, und der jetzt auf Rache sinne. Während Domitian mit großer Aufmerksamkeit las, zog Stephanus aus dem Verband seines Armes den Dolch und stieß ihn dem Kaiser in den Unterleib. Domitian schrie um Hilfe, und da die Wunde nicht tödtlich war, kam es zwischen ihm und Stephanus zu einem furchtbaren Ringen; obschon er sich selber an dem Dolche des Gegners die Hand zerschnitt, drang er auf ihn ein, um ihm die Augen auszukratzen. So ließ denn Parthenius andere Mitverschworene eintreten, welche den Domitian vollens tödteten. Aber nun erschienen auch die Prätorianer, um dem Kaiser zu Hilfe zu kommen, und in dem Kampfe, welcher sich jetzt entspann, wurde auch Stephanus getödtet. Da Domitian unter seinem Kopfkissen ein Schwert zu bewahren pflegte, so rief er, als Stephanus ihm den Dolchstich versetzt hatte, dem kleinen Pagen, der noch im Gemache war, zu, er sollte ihm das Schwert bringen. Allein es fand sich nur die Scheide; Parthenius hatte vorher das Schwert zu entfernen gewußt. — Phyllis, die ehemalige Amme des Kaisers, ließ die Leiche auf der Todtenbahre der Armen auf ihr Landhaus bringen, wo sie dieselbe verbrannte; die Asche setzte sie heimlich im Grabmal der Familie bei.

Ob Stephanus, der Procurator der verbannten Domitilla, Christ gewesen, darüber streiten die neueren Historiker; Thatsache ist, daß er sich zu der Ermordung des Kaisers dingen ließ, nicht aus religiösen Beweggründen, sondern weil er, der Unterschlagungen in der Verwaltung der Güter seiner Herrin angeklagt, dem Tode nicht entrinnen konnte.

Als Schlußvignetten der Kapitel unserer Erzählung wählten wir eine Anzahl von Darstellungen der Gottesmutter aus den ersten vier Jahrhunderten.

Zu dem Bilde auf S. 156.

Das erste Muttergottesbild, welches man in den vierziger Jahren in den Katakomben, und zwar in dem Ostrianum an der nomentanischen Straße entdeckte, zeigte uns Maria mit erhobenen Händen betend, vor ihr das göttliche Kind, abgebildet im Hinter-

grunde eines Nischengrabes. Das Haupt der heiligen Jungfrau ist verschleiert; ein Kranz von Perlen ist um ihren Hals geschlungen. Der Namenszug Jesu Christi  links und rechts ist beigefügt, damit man in der Frau mit dem Kinde nicht etwa eine in dem Grabe ruhende Mutter sehe, sondern die jungfräuliche Mutter des Herrn erkenne. Das Gemälde stammt aus der Mitte des vierten Jahrhunderts.*) Eine zur vorhergehenden verwandte Darstellung, aber viel jüngeren Datums und aus dem Orient stammend, sieht man auf dem nebenstehenden geschnittenen Stein. Es muß die Abbildung eines im Morgenlande sehr verehrten Muttergottesbildes „von der Quelle" sein, wie sich sowohl aus der Inschrift: MP ΘY H ΠΗΤΗ, als auch aus dem Becken mit den beiden seitwärts ausströmenden Wasserstrahlen ergibt, über welchem Maria erscheint.

*) Allerdings wird von einigen neuern Archäologen die Darstellung nicht als eine Mutter Gottes aufgefaßt, sondern als Bild der Verstorbenen.

Zu dem Bilde auf S. 177.

Im Coemeterium der hh. Petrus und Marcellinus findet sich ein Muttergottesbild aus dem dritten Jahrhundert, die Anbetung der h. Weisen aus dem Morgenlande darstellend. Wenngleich die h. Schrift über die Zahl der Magier nichts angibt, so hat doch die kirchliche Tradition seit ältester Zeit die Dreizahl festgehalten, und so viele erscheinen auch regelmäßig auf den Gemälden, wie auf den Skulpturen der Sarkophage. Wenn auf dem erwähnten Gemälde, und noch ein anderes Mal, in den Katakomben der h. Domitilla, von der Dreizahl abgewichen ist, so hatte das, wie der Augenschein lehrt, in dem Streben nach Symmetrie seinen Grund.

Zu dem Bilde auf S. 187.

Das älteste Bild der sel. Jungfrau findet sich als Bruchstück eines Deckengemäldes in den Katakomben der h. Priscilla, in einer Grabkammer, welche um die Zeit unserer Erzählung angelegt worden ist. Maria, das Haupt verschleiert, ihr göttliches Kind an der Brust, hat vor sich einen Propheten, der, die Schriftrolle in der Linken, mit der Rechten auf den Stern hinweist, welcher über dem Kinde und der Mutter steht. Das Bild ist von klassischer Schönheit und ist eher vor, als nach dem Jahre 100 unserer Zeitrechnung ausgeführt worden.

Zu dem Bilde auf S. 200.

Die altchristliche Kunst hat die Mutter Gottes ständig auf einem Throne, einer cathedra, sitzend dargestellt; in den so häufigen Scenen der Anbetung der Weisen hält sie das schon mehr als Knaben aufgefaßte göttliche Kind auf dem Schooße und nimmt mit ausgestreckter Hand die Gaben entgegen, wie es unser Bild aus den Katakomben des h. Callistus und nachstehendes, etwas älteres noch dem dritten Jahrhunderte angehörendes, im Coemeterium der Domitilla zeigt.

Zu dem Bilde auf S. 210.

Die Goldgläser oder genauer die Böden zerbrochener Gläser mit religiösen Darstellungen, in Gold eingravirt, haben sich vielfach in den frischen Kalk der Gräber eingedrückt gefunden; man brachte sie dort an, theils um das betreffende Grab von den andern zu unterscheiden, theils um dadurch in gewisser Weise die Versiegelung des Grabes Christi nachzuahmen und damit zugleich an die

Hoffnung der eigenen Auferstehung zu erinnern. Diese Goldgläser, die der Mehrzahl nach dem vierten Jahrhundert angehören, zeigen uns auch Darstellungen der Mutter Gottes, bald zwischen den beiden Apostelfürsten, bald allein mit erhobenen Händen betend, immer mit ihrem Namen bezeichnet. Unsere beiden Abbildungen geben das eine die Arbeit eines Künstlers, das andere, oben stehende größere, das Erzeugniß eines ungeübten Handwerkers.

Zu dem Bilde auf S. 279.

Die Katakombe der heil. Priscilla bewahrt als Deckengemälde eine dem zweiten Jahrhundert angehörende Darstellung der Verkündigung Mariä von hoher Anmuth. Die heil. Jungfrau, eine fürstliche Erscheinung, sitzt auf einem Throne und nimmt die Verkündigung des himmlischen Boten entgegen. Der Engel Gabriel ist

als Jüngling dargestellt, ohne Flügel, weil die altchristliche Kunst die Engel nicht mit Flügeln abzubilden pflegte.

Zu dem Bilde auf dem Titelblatte.

Der Goldboden eines Glasbechers aus dem vierten Jahrhundert, in den Kalkverschluß einer Grabplatte in den Katakomben eingedrückt gefunden, gibt in der Mitte das Portrait der Person, welcher der Becher bei einer festlichen Veranlassung, vielleicht am Jahrestage der Taufe, geschenkt worden war. Die griechische Inschrift in lateinischen Lettern lautet ZESES, „mögest du leben!“ Ringsum sind biblische Scenen dargestellt. Zu oberst die drei Jünglinge im Feuerofen; neben ihnen steht, statt des Engels, Christus. Dann folgt die Heilung des Gichtbrüchigen, der sein Bett auf der Schulter trägt. Gegenüber ist das Wunder auf der Hochzeit zu Cana dargestellt. Während diese drei Scenen auf den Gemälden der Katakomben, wie auf den Sarkophagen sehr häufig sind, kommt das unterste Bild, Tobias mit dem Fische, nur selten vor. Der Heiland trägt in allen drei Scenen einen Stab, mit welchem er das Wunder wirkt. Es ist die virga virtutis, das Symbol der Macht und Gewalt, welche der himmlische Vater seinem menschgewordenen Sohne übergeben hat.

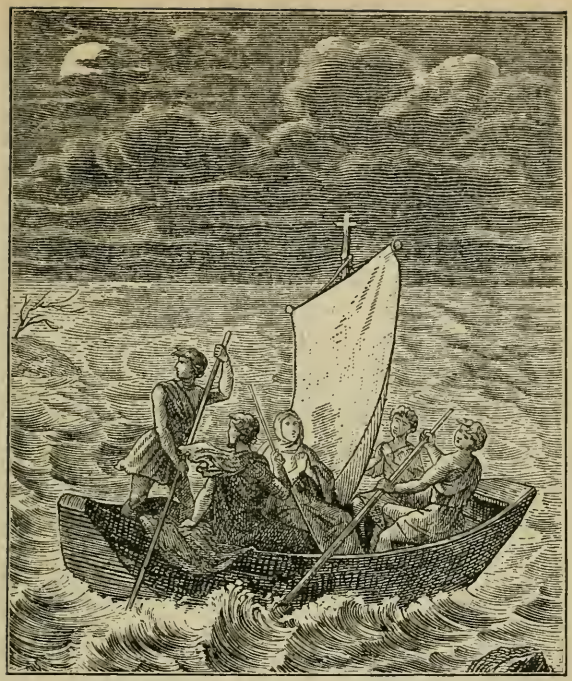
Zu unserm Schluß-Bilde.

Das göttliche Kindlein in der Krippe erscheint auf Gemälden der Katakomben nur ein einziges Mal in San Sebastiano, dagegen häufiger auf den Sarkophagen des vierten Jahrhunderts. In Windeln eingewickelt liegt es in der Krippe, neben welcher Ochs und Esel stehen. Zur Seite sitzt die jungfräuliche Mutter, verschleiert, mit besonderer Sorgfalt in den Stein ausgemeißelt; gewöhnlich ist der heilige Joseph als Beschützer hinzugefügt. Wie auf jenem Gemälde, so ist auch auf einem Sarkophage das Kindlein allein ohne Maria und Joseph, aber zwischen zwei Hirten in Mitten der beiden Thiere dargestellt, wie nachstehende Abbildung zeigt.

Welt und Weisheit.

Eine Erzählung

aus der Zeit des Kaisers Marc Aurel.



„Du wirst den Lotsen finden!"

I. Kapitel.

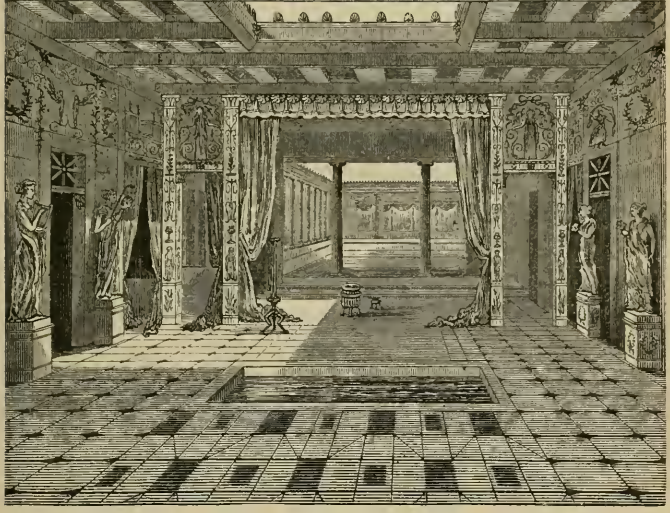
Das Mahl.[1])

Der sechsundvierzigste Geburtstag des Kaisers Mare Aurel stand vor der Thüre;[2]) seit acht Tagen war an allen Straßenecken, in den Vorhallen der Tempel und an den Triumphbögen auf großen Zetteln das Festprogramm zu lesen, und Jung und Alt, Herren und Sklaven dachten und sprachen über nichts Anderes, als über die Schauspiele im Theater des Pompejus, die Wettfahrten im

Circus Maximus und die Thierhetzen im Colosseum. Aus Afrika, Asien und anderen Provinzen des römischen Reiches waren neue Sendungen von Löwen und Tigern, Bären und Leoparden, aber auch Elephanten und Auerochsen, Elenthiere, Nashörner, Giraffen und andere seltene Bestien aller Art eingetroffen, welche zu den großen Thierkämpfen bestimmt waren. Aus der Gladiatorenschule zu Capua hatte man die berühmtesten Kämpfer bestellt, und wenn sie jetzt in Gruppen durch die Straßen zogen, schaute Alles mit Wohlgefallen auf die herkulischen Gestalten; um die beiden bekanntesten Gladiatoren, Pertinax und Hippolytus, hatte das Volk sich schon in Parteien getheilt, und hohe Summen waren verwettet worden, wer von Beiden im Zweikampf Sieger sein werde; schwärmten ja selbst die vornehmsten Damen nicht minder für die Helden der Arena, als das gewöhnliche Volk.

Pertinax und Hippolytus bildeten auch den Gegenstand einer lebhaften Unterhaltung in dem Salon einer Dame, welche damals in der feinen Welt der Hauptstadt unbestritten als Königin galt. Es war Cornelia, die Gemahlin des Aelius Octavius Caecilianus; beide Gatten zählten unter ihren Ahnen Consuln, Stadtpräfekten und glorreiche Feldherren. Der Palast des Caecilianus auf dem viminalischen Hügel war mit unermeßlichem Luxus ausgestattet. Da sah man Brustbilder und Statuen in Marmor, Alabaster und vergoldetem Erz; die kostbarsten Teppiche und Purpurdecken aus dem Orient; die herrlichsten Becher und Gefäße aller Art in Gold und Silber, Glas und Bernstein; Tische und Schränke mit mythologischen Figuren in Gold und Elfenbein eingelegt, jedes ein Kunstwerk, das in den Prunksälen der kaiserlichen Paläste auf dem Palatin sich hätte zeigen dürfen. Und das Alles war in

den stolzen Hallen und den reichbemalten, in vergoldetem Stuck decorirten Sälen und Gemächern mit so viel Geschmack bis in's Kleinste geordnet und aufgestellt, daß man noch mehr den feinen Kunstsinn, als den unermeßlichen Reichthum bewundern mochte, der hier das Auge blendete.



In die Gesellschaft, welche heute Abend zur Tafel um die Herrin des Hauses versammelt ist, sollen uns zwei Männer einführen, die sich eben auf dem Forum des Mars getroffen haben und nun mit einander dem Palaste des Caecilianus zuwandern.

Wohl tragen die Beiden die für vornehmen Besuch vorgeschriebene weiße Toga, die in weiten Falten über die Tunica oder das Unterkleid geschlagen ist, und an ihren Fingern blitzen goldene Ringe mit kostbaren Edelsteinen. Aber man merkt doch bald, daß der zur Schau

getragene Reichthum nur ein entliehener ist, dessen man bedarf, um nicht gleich an der Schwelle von dem Ostiarius als nicht salonfähig abgewiesen zu werden. Beide Männer haben lange Bärte, das Abzeichen der Philosophen in jener Zeit.

„Beim Jupiter, mein lieber Justinus," sprach der Eine, indem er sich mit einem Fächer Kühlung zufächelte, da die schwere Last seines Körpers ihm trotz des Frühlings den Schweiß auf das feiste Gesicht mit der kahlen Glatze trieb, — „beim Jupiter, ich habe mich auf diesen Abend, offen gestanden, mehr gefreut, als auf die Kaiserfeste. Eine so feine Tafel, wie unser Patronus Caecilianus sie zu geben pflegt, gibt es in ganz Rom nicht; selbst der göttliche Lucius Verus,[3]) der, bei den Göttern! weiß, was gut schmeckt, speist keine ausgesuchteren Leckerbissen. — Ganz besonders," fuhr er fort, indem er stehen blieb und seine beiden breiten Fäuste auf die weite Rundung seines Bauches legte, während die kleinen Augen aus den dicken, rothen Wangen hervorblitzten, „ganz besonders freue ich mich auf die Pastetchen, die kein Koch auf der Welt so schmackhaft zubereitet, wie der treffliche Carpus. Und diese Muränen, und diese Kapaunen! Und dann erst die gallischen Bratwürste, die mein Leibgericht sind! Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich nur an die Palme von Allem, an die gemästeten Austern von Circeii denke. Von den herrlichen Weinen gar nicht zu reden!"

„Du bist und bleibst der ganze Epikuräer, mein vortrefflicher Crescens, der Du Dein Leben lang gewesen," antwortete der Andere, ein Mann, nahe an die fünfzig, mit orientalischem Gesichtsausdruck. „Was mich betrifft, so würde ich um alle die Gerichte keinen Schritt gehen, wenn nicht Cornelia mit ihrem wunderbaren

Geiste das Mahl würzte. Ich habe in Antiochia, in Alexandria und Athen Männer und Frauen die Fülle kennen gelernt, welche über die verschiedensten Dinge, wie über die höchsten Fragen der Philosophie mit Verstand und Geist redeten; allein wenn ich Cornelia höre, dann sind sie alle wie Bächlein neben einem Strome, wie Mondlicht neben dem hellen Glanze der Mittagssonne."

„Ja, gewiß, mein lieber Justinus, es ist ein einziges Weib, und selbst der göttliche Marcus Aurelius, der die Philosophie auf den Thron der Imperatoren erhob, lauscht ihr mit Vergnügen zu, wenn sie über die Lehren der Stoiker und Peripathetiker plaudert. Allein mir gefällt sie doch hundertmal besser, wenn sie die Zither ergreift und anacreontische Lieder singt. Beim Bacchus, was für eine Stimme! Da ist eine Nachtigall nur ein elender Sperling neben ihr."

„Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, von ihr zur Tafel geladen zu werden," fuhr Justinus fort, ohne auf die Worte seines Begleiters zu achten, „entwickelte sie mir im Zwiegespräch Ideen über den Begriff des Schönen und Wahren, daß ich mir unsichtbar hinter ihr einen notarius gewünscht hätte, der jedes ihrer Worte niederschriebe."

„Und was für eine herrliche Gestalt ist sie!" rief Crescens aus. „Als sie das letzte Mal, wo ich sie sah, in den Speisesaal trat, ein Diadem von Brillanten in dem vollen, schwarzen Haar, eine dreifach geschlungene Perlenschnur um den Alabasterhals, die ganze Erscheinung hoch und hehr wie eine Juno, und doch mit einem Lächeln auf ihren Rosenlippen, süß wie ein reifer Pfirsich, — da kam mir ihr Gemahl, der edle Cäcilianus, vor wie ein Enterich neben einem Schwan."

Crescens brach über den Vergleich, den er gemacht, selber in lautes Lachen aus, indem er stehen blieb und sich den Bauch hielt. „Ha, ha, ha! köstlich, köstlich! Ein Enterich neben einem Schwan!“

„Hoffentlich hat Cornelia,“ fuhr Justinus fort, „auch den Rusticus, des Kaisers ehemaligen Erzieher, den schärfsten Kopf, den ich je kennen gelernt, eingeladen. Und wenn gar der göttliche Marcus Aurelius selber käme, wie er es ja wiederholt gethan, dann würde ich über den geistreichen philosophischen Gesprächen alle Speisen vergessen.“

„Der göttliche Marcus,“ fügte Crescens, mit den Augen blinzelnd, hinzu, „hat trotz all seiner stoischen Philosophie ein Auge auf Cornelia geworfen. Das herrliche Weib ist in der That zur Herrscherin geboren, hundertmal mehr, als die Faustina, die dem Kaiser das Leben verbittert.“

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Philosophen am Palaste des Caecilianus angelangt. Sie zeigten dem Ostiarius die tessera oder Marke vor, und nachdem sie das übliche Trinkgeld in seine Hand hatten gleiten lassen, traten sie in das Atrium. Durch einen Sklaven angekündigt, gelangten sie in den Vorsaal, welcher vor dem triclinium oder dem Speisesaal lag. Dort war bereits eine größere Gesellschaft aus den vornehmsten Kreisen der Hauptstadt, Herren und Damen, versammelt; nebenan aber war, wie Crescens sofort erspähte, der architriclinus oder Speisemeister mit seinen Gehilfen, den structores, beschäftigt, an die Aufstellung der Trinkgefäße und Schüsseln auf den Schenktischchen und auf den einzelnen Tafeln bald hier, bald dort die letzte Hand zu legen und Jedem von der zahlreichen Dienerschaft seinen Posten anzuweisen.

Cornelia hatte, auf einem mit Gold und Schildpatt eingelegten Divan ruhend, eine kleine Schaar von be-

günstigten Gästen in einen Halbkreis um sich versammelt, so jedoch, daß sie alle neu Eintretenden schon von ferne sehen konnte, um je nach dem Range oder den besonderen Beziehungen dem Einen entgegen gehen, den Handkuß des Anderen empfangen zu können.

Die Schilderung, welche Justinus und Crescens in ihrem Zwiegespräch von ihr entworfen, finden wir durch den Anblick bestätigt. Cornelia mochte in einem Alter von sechs oder sieben und zwanzig Jahren stehen; es war eine hohe, fürstliche Erscheinung von fast üppigen Formen, mit klassischen Zügen und einem Auge voll Geist und Leben. So reich ihr Schmuck an Perlen und Juwelen, von goldenen Ohrringen und Armspangen war, er erschien nur als die würdige Fassung für den funkelnden Diamanten, der das Auge fesselte. Cornelia war in der ganzen Gesellschaft die Sonne, um welche sich die übrigen Sterne bewegten; ein Blick, ein Lächeln, ein heiterer Scherz von ihr entzückte Jeden; es war ein ganz eigener Zauber, der sie umgab, und mit dem sie Alles an sich zog.

Da der Kaiser durch Staatsgeschäfte sich hatte entschuldigen lassen, so nimmt den Ehrenplatz an der Seite der Hausfrau der Stadtpräfekt Quintus Lollius Urbicus ein, eine stolze Gestalt, mit strengen, beinahe finsteren Zügen, voll Bewußtsein der Würde, die er bekleidet, im römischen Volke bei den Einen wegen seines Geizes, bei den Anderen wegen seiner Härte verhaßt. Ihm gegenüber sitzt der Senator Junius Arulenus Rusticus, ehemals Lehrer der Philosophie, heute vertrautester Freund des Kaisers Marc Aurel, der ihn, seinen früheren Erzieher, von den Büchern fortgezogen hat, um ihn als Rathgeber in öffentlichen, wie in Privatangelegenheiten zur Seite zu haben. Caecilianus, der Hausherr, ist ein Lebemann

vom Scheitel bis zur Sohle; den Höhepunkt seines Wohlbehagens hat er erreicht, wenn er an reich besetzter Tafel vom Feinen das Feinste aus endlos vielen Gängen genossen hat und nun, halb berauscht, über die zweideutigen Scherze bezahlter Possenreißer lacht, oder die vom Weine glühenden Augen auf die Tänzerinnen richtet, welche damals zur Würze eines üppigen Mahles gehörten. Leider muß er sich in seinem eigenen Hause diesen Genuß versagen und sich statt dessen bei den Deklamationen, Gesängen und philosophischen Disputationen langweilen, mit welchen seine Gemahlin die Gäste zu unterhalten liebt. Aber für diese Entsagung weiß er sich nachher im stillen Nebenstübchen bei Würfelspiel und Setinerwein im engen Freundeskreise zu entschädigen, bis beim Dämmern des Morgens seine Sklaven den schwer Berauschten in's Bett tragen.

Ehe wir noch die übrigen Gäste uns anschauen können, erschallt der Ruf des architriclinus, daß die Tafel bereit sei.

Die Geladenen nahmen zu je sieben Personen auf den Polstern Platz, welche den ganzen Saal hinunter um eine Reihe von Tischen die Gäste in gesonderte Gruppen theilten.[1]) An den untersten und letzten Tischen lagerten die Clienten des Hauses, und bei ihnen hatten auch Justin und Crescens ihre Plätze angewiesen erhalten.

Da Kaiser Marc Aurel ein eifriger Förderer der philosophischen Studien war, denen er sich von Jugend an gewidmet hatte, so erschien Rom damals als ein conciliabulum von Professoren der verschiedenen philosophischen Systeme. Zumal aus Athen, Alexandrien und Antiochien waren, angelockt durch die hohen Staatsgehälter, die berühmtesten Lehrer nach der Welthauptstadt gezogen und hatten dort ihre Schüler und Zuhörer; nicht selten erschien der Kaiser persönlich bei ihren Vorträgen. Gehörte es

daher überhaupt in Rom zum guten Ton, sich den Ansichten und dem Geschmack des kaiserlichen Hofes bis auf's Kleinste anzubequemen, so war jetzt das Philosophiren in allen Kreisen Mode geworden; die Frauen wie die Männer studirten auf das eifrigste nicht nur die Schriften eines Plato und Aristoteles, sondern auch auf dem Büchermarkte war nach keinen Werken so starke Nachfrage, als nach den neuesten Abhandlungen der verschiedenen Professoren. Nun gab es aber eine ganze Anzahl von philosophischen Systemen und Schulen, von den Cynikern und Epikuräern bis zu den Stoikern und Pythagoräern, Peripathetikern und Platonikern, und so war in allen Zirkeln und Gesellschaften des Disputirens kein Ende. Der edle Charakter und der sittenstrenge Wandel des Kaisers mußten allerdings jene ernsten philosophischen Systeme und deren Befolgung fördern, denen er selber huldigte; allein die ungeheure Corruption der Weltstadt führte doch auch solchen Lehrern zahlreiche Anhänger zu, welche, wie die Epikuräer, Genuß und Freude als das einzige und höchste Ziel des menschlichen Daseins predigten.

Es konnte nicht fehlen, daß auch im Triclinium des Caecilianus sich an den einzelnen Tischen die Unterhaltung sehr bald auf das Gebiet der Philosophie warf, nachdem die brennende Tagesfrage über die bevorstehenden Festspiele erschöpft war. An der obersten Tafel vertheidigte des Kaisers ehemaliger Lehrer Julius Arulenus Rusticus die strenge Richtung der Stoiker, welche das höchste Glück des Lebens in der möglichsten Bedürfnißlosigkeit und in einer vollkommenen Gleichmüthigkeit Freud und Leid gegenüber setzte. Caecilianus, der sich schon nach seinen Würfeln sehnte, unterbrach ihn wiederholt durch spöttische Bemerkungen,

zu welchen der Reichthum und die angesehene Stellung des Emporkömmlings allerdings den Stoff nahe legten.

„Ich überlasse es dem göttlichen Marcus," sprach er endlich, durch die Widerreden seines Gegners gereizt, „auf der schwindelnden Höhe der erhabensten Tugend zu wandeln; denn er ist mehr ein Gott, als ein Sterblicher. Alle andern Philosophen sind wie die Herolde in der Rennbahn, welche den Wettfahrern die Weisung zur Abfahrt geben, aber selber nie den Wagen besteigen. Ich für meine Person halte es für die höchste Philosophie, Denken und Handeln, Lehre und Leben in die vollkommenste Harmonie zu bringen und in Allem seiner Bestimmung möglichst zu entsprechen."

„Sehr richtig!" rief Rusticus, und auch die übrigen Tischgenossen gaben ihre Zustimmung zu erkennen.

„Nun bin ich aber da, um zu leben," fuhr Caecilianus spöttisch lächelnd fort; „so will ich denn auch leben, so lange ich da bin. Leben aber ist Genießen, und Genießen ist Verzehren. Hat die Flamme das Oel in der Lampe verzehrt, dann mag sie erlöschen. Das ist meine Philosophie, und ich finde, die ist eine ebenso vernünftige, als praktische."

Das waren die Anschauungen und Grundsätze der Epikuräer, und Rusticus wollte eben antworten, diese Philosophie stelle den Menschen auf die Stufe des Thieres, als Cornelia das Wort ergriff.

„Ich betrachte das Leben," sprach sie lächelnd, „wie einen Garten voll Blumen. Die Raupe und der Wurm, diese häßlichen Thiere, zernagen die Blüthen; die Biene aber saugt aus ihnen nur das Edelste und Süßeste, den Honig. Im Schönen das Schönste suchen, finden und genießen, bis der Genius des Todes mich aus dem Garten verscheucht, das ist meine Philosophie."

Alle Tischgenossen klatschten diesen Worten Beifall; Rusticus fand wenigstens die Vergleichung des Caecilianus mit einer häßlichen Raupe, welche die Blume frißt, überaus treffend und um so vortrefflicher, als sie, wie es schien, des Caecilianus augenblickliche Fassungskraft überstieg. Cornelia aber brach ihrem Vergleiche die verletzende Spitze ab, indem sie ihren Gedanken alsbald in ein anderes Bild kleidete:

„Ich stürze mich nicht," fügte sie hinzu, „wie die Mücke in die Flamme, in der sie verbrennt; wohl aber schwärme ich in heiterer Luft um sie her und ergötze mich an ihrem Lichte."

Im Wesen war doch Cornelia's Philosophie von der ihres Mannes nur durch die edlere Auffassung des Genusses verschieden. Auch für sie lag jenseits der engen Grenze des irdischen Daseins das unendliche Nichts; auch sie hoffte nicht auf einen Tag, wo die Mücke, die Menschenseele, hinweg von dem trüben, nächtlichen Lichte dieser Erde im hellen, warmen Schein einer ewigen Lebenssonne ihr wahres, seligstes Glück findet. —

An dem Tische, an welchem unsere beiden Philosophen mit noch anderen Fachgenossen saßen, nahm die meist in griechischer Sprache geführte Diskussion einen immer erhitzteren Charakter an. Nur Crescens und Justinus betheiligten sich nicht an derselben, jener, weil er jetzt völlig in praktische Philosophie aufgegangen war und sich bloß darüber ärgerte, daß die Natur dem Menschen zwei Augen, aber nur einen Magen gegeben, — dieser, weil er aus den widersprechenden Anschauungen das Wahre finden zu können hoffte. Als man ihn endlich aufforderte, auch

seine Meinung zu sagen und sich für dieses oder jenes philosophische System zu erklären, sprach er:*)

„Als ersten Lehrer in der Philosophie hatte ich einen Stoiker. Da mir derselbe jedoch über Gott nichts Klareres zu sagen verstand, als ich schon wußte, und er dies auch nicht für nothwendig hielt, so ging ich zu einem Peripathetiker, der, wie er wenigstens sich selber dünkte, ein sehr scharfer Denker war. Nach den ersten Tagen jedoch begann er mit mir über Bezahlung zu sprechen, und damit hatte ich auch an diesem Weltweisen genug.**) Da es mir aber keine Ruhe ließ, das eigentliche Wesen der Philosophie kennen zu lernen, wandte ich mich an einen Pythagoräer. „Hast Du schon," fragte er mich, „Musik, Astronomie und Geometrie gelernt? Oder vermeinst Du, ohne dies auch nur ein Jota von dem verstehen zu können, was zu einem glücklichen Leben führt?" Da mir nun diese Vorschule zu lang erschien, wählte ich einen Platoniker zum Lehrer, und ihm habe ich auch lange Zeit angehangen. Ich wollte das Unkörperliche erkennen, und ich fühlte auch wirklich meine Flügel in der Betrachtung der Ideenwelt wachsen, so daß ich schon hoffte, bald Gott selber zu schauen, und das ist ja das Ziel der platonischen Philosophie."

„Lauter Schaum und Seifenblasen!" unterbrach ihn hier Crescens. „Hättest Du doch," fuhr er mit lallender Zunge fort, da der schwere Wein schon seine Wirkung gethan, „hättest Du von Anfang an meinen göttlichen Epicur

*) Das Folgende ist dem Selbstbekenntniß des Justin in seinem Dialog mit Tryphon entnommen.

**) Es galt als selbstverständlich, daß ein wahrer Philosoph und Freund der Weisheit um der Sache selber willen, und nicht um Honorar lehrte.

zum Wegweiser erkoren! Was redest Du von Unkörperlichem und von einer Ideenwelt! Es gibt nichts Unkörperliches, und eine Welt von Träumen wiegt nicht eine Stunde sinnlichen Wohlbehagens auf."

„Nimmer, vortrefflicher Crescens," antwortete mit tiefem Ernste Justinus, „wirst Du mich unter den Schülern Deines Meisters sehen. Nachdem ich von der Speise göttlicher Weisheit gekostet, kann ich an Träbern keinen Geschmack finden."

„Optime, optime!" riefen die Umsitzenden; Crescens aber warf dem Justinus einen wüthenden Blick zu, ohne jedoch Etwas zu erwidern. Das Wort hatte ihn schwer beleidigt.

„Allein ich gestehe," fuhr Justinus fort, „daß ich auch in der Schule der Platoniker nicht fand, was ich suchte, und so liegt mein Schifflein einstweilen vor Anker, bis die unsterblichen Götter mir den Lotsen senden, der das Steuerruder ergreift und das Fahrzeug zur Erkenntniß des höchsten Schönen und Guten leitet."

Unterdessen hatte Cornelia als die regina oder Vorsitzende die Tafel aufgehoben. Mit ihrer Begleitung kam sie eben an der Tischgesellschaft des Justinus vorüber, als dieser von seinen philosophischen Irrfahrten sprach, und so war sie einige Augenblicke stehen geblieben, um zuzuhören.

„Du wirst den Lotsen finden!" sprach sie jetzt mit heiterem Lächeln, um dem Philosophen ein freundliches Wort zu sagen; dann wandte sie sich an ihre Umgebung und sprach in gleich leichtem Tone:

„Unter allen Weltweisen schätze ich diesen Justinus am höchsten: denn er allein gesteht, daß er nichts weiß, während alle übrigen den Stein der Weisen gefunden zu

haben behaupten. — Ich rede natürlich nur von den Philosophen, welche der Orient uns geschickt hat," fügte sie mit einem schelmischen Blicke auf Rusticus hinzu, und hatte damit alle Lacher auf ihrer Seite.

Caecilianus hatte schon vor Aufhebung der Tafel Gelegenheit gefunden, hinter einem Vorhange zu verschwinden: in seinem Lieblingsstübchen winkten Würfel und Becher und frische Kränze und geheime Genossen. Froh jetzt, vom lästigen Zwange erlöst zu sein, drückte er einen Weinlaubkranz um die glühende Stirne, und die Schale mit perlendem Chier erhebend, warf er aus dem Spielbecher die Elfenbeinwürfel auf den Tisch mit dem Rufe: „Venus, der Siegerin!"

Zweites Kapitel.

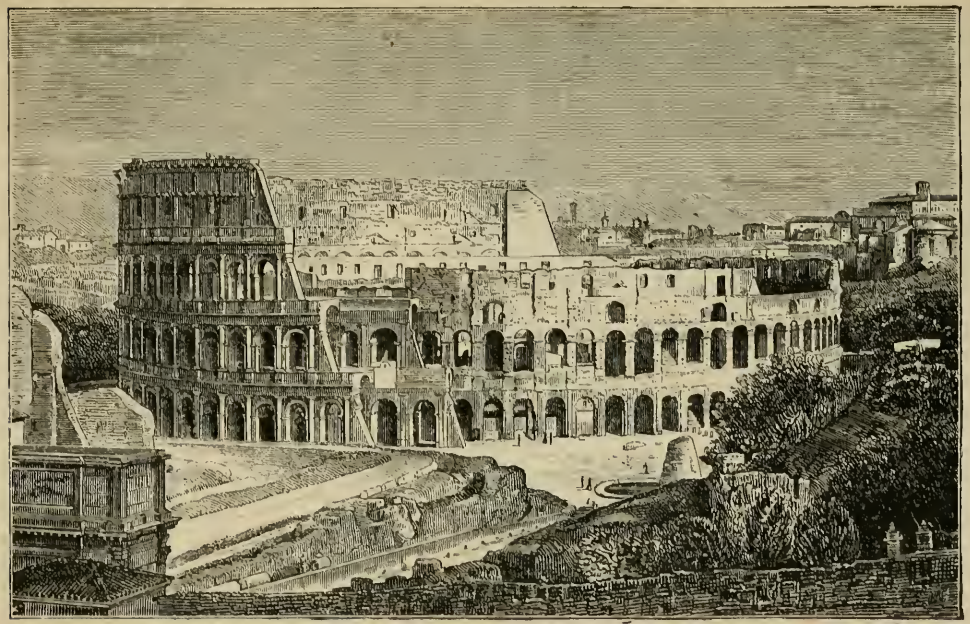
Die Festspiele.

Von all den Ergötzungen, welche der Kaiser Marc Aurel zur Feier seines Geburtstages angeordnet, reizte nichts so sehr die Erwartungen des römischen Volkes, als die Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen im Colosseum. Alle die großartigen Aufzüge, die Spiele im Theater des Pompejus, und selbst die Wettrennen im Circus maximus waren gleichsam nur die praegustatio, das Voressen zu dem großen Schmause, den man in der Arena des Amphitheaters erwartete.

Kaum dämmerte daher der Morgen des lang ersehnten Tages, und schon sah man auf allen Straßen das Volk in Festkleidern dem Riesenbau zueilen; mit jeder Stunde wurde der Menschenstrom breiter, das Gedränge dichter; Jeder suchte in der Abtheilung, der er dem Stande nach zugehörte, einen möglichst günstigen Platz zu erobern, und immer bunter gestaltete sich das Gewimmel auf den über einander aufsteigenden Sitzreihen, welche gegen 90,000 Zuschauer fassen konnten.

Was heute noch von dem gewaltigen Werke steht, ist gleichsam nur das Knochengerüst, an welchem man mit Mühe die Bestimmung der einzelnen Theile wieder erkennt, und dennoch gehört es zu den großartigsten Ruinen, welche die Welt kennt.

Auf dem höchsten Umkreise oben hatten die Matrosen ihren Platz; man sah, wie sie eben geschäftig waren, die



Die jetzigen Ruinen des Colosseum's.

mächtigen Segeltücher in Ordnung zu bringen, mit welchen der ganze Zuschauerraum überdacht werden konnte, um das Volk vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen.

Schon füllten sich mehr und mehr die Sitze der Ritter und die der Senatoren; im festlichen Zuge kamen vom Tempel der Vesta auf dem Forum die dem Dienste der Göttin geweihten Jungfrauen in ihren weißen Gewändern und nahmen den für sie bestimmten Ehrenplatz ein; mit gespannter und immer steigender Erwartung richteten sich Aller Blicke auf die Kaiserloge, die mit den kostbarsten Teppichen und dem reichsten Schmucke goldener Dekoration verziert war.

Endlich erschien Marc Aurel, einen Kranz von goldenen Lorbeerblättern um die Stirne, das Scepter in der Hand, in einer weißen, mit goldenen Adlern übersäten Toga, begleitet von seiner Gemahlin Faustina und den übrigen Angehörigen des kaiserlichen Hauses.

Ein unermeßliches Jubelgeschrei begrüßte den Herrscher bei seinem Erscheinen; man schwenkte die Tücher und klatschte in die Hände, und das Brausen der Begeisterung wollte kein Ende nehmen, so sehr auch der Kaiser, mit der Hand freundlich winkend, den Beifallssturm des römischen Volkes zu beruhigen suchte.

Marc Aurel war, wie seine Bildnisse ihn darstellen, eine hagere, blasse Gestalt, mit krausem Haar und Bart. Wenn er aus philosophischen Gründen jeder Unmäßigkeit in sinnlichen wie geistigen Genüssen abgeschworen hatte, so zwang ihn dazu nicht minder die Sorge um seine schwache Gesundheit. Aber auf seinem Gesichte lag ein Wohlwollen und eine Gutmüthigkeit, welche Jeden sofort gewinnen mußte. So war er der Abgott seines Volkes; nie hatte seit Titus ein edlerer Charakter den Thron der Imperatoren geziert.

Als der Jubel sich endlich gelegt, trat der Kaiser an die Brüstung der Loge vor und gab das Zeichen zum Beginne der Festspiele.

Zuerst rückten die Gladiatoren aus und hielten unter einer wilden und aufregenden Musik ihren Umzug um das Rund der Arena; vor der Kaiserloge machten sie Halt, um dem Imperator den üblichen Gruß zuzurufen: Morituri te salutant!*)

Dann begann der Kampf.

Die Einleitung bildeten einzelne Streiter, die je nach den verschiedenen Kampfesarten mit verschiedenen Waffen gegen einander losgingen. Nachdem eine Anzahl gewöhnlicher Gladiatoren gekämpft, wurde der Ruf immer lauter: „Pertinax und Hippolytus, Pertinax und Hippolytus!“

Endlich erschienen die Beiden, in gleicher Weise herkulische Gestalten, bloß mit Schild und kurzem Schwert bewaffnet, und lauter Jubel begrüßte die gewaltigen Ringer. Anfangs war der Kampf nur ein neckisches

*) Die in den Tod gehen, grüßen Dich!

Spiel, und selbst andere Gladiatoren mußten zu gleicher Zeit mit einander fechten, um gleichsam die Aufmerksamkeit von den Beiden abzulenken. Aber bei jedem neuen Gang wurde der Zweikampf ernster: nie hatten gewandtere Streiter, nie solche Riesen einander gegenüber gestanden. Wie blitzten die Schwerter in der Sonne, wie klangen die ehernen Schilde, mit welchen Jeder geschickt den Schlag des Gegners zu pariren wußte! Beide Athleten fochten mit staunenswerther Kaltblütigkeit. Aber allmählich kam Hippolytus in Aufregung; eine leichte Wunde, die er dem Gegner beibrachte, erhitzte ihn noch mehr. Um seinen Vortheil zu verfolgen, stürzte er unerwartet mit wildem Ungestüm auf Pertinax und suchte dann plötzlich durch einen geschickten Seitensprung dem Feinde eine Blöße abzugewinnen, um ihm den verhängnißvollen Stoß zu geben. Allein Pertinax hatte die Absicht erkannt, und indem er geschickt den Moment benützte, stieß er dem Feinde das Schwert in die Hüfte, daß dieser, von Blut überströmt, zu Boden sank.

Ein ungeheueres Geschrei erscholl aus der Masse der Tausende und Tausende, welche bisher mit verhaltenem Athem dem Zweikampfe zugeschaut. Die Einen frohlockten, die Andern schimpften und fluchten und weinten vor Zorn und Ärger, daß der Gladiator, für den sie Partei genommen, unterlegen war. Hippolytus hob, um sein Leben flehend, die Hand zu seinem Gegner empor; allein durch wildes Zurufen, wie durch das bekannte Zeichen, indem man den Daumen der geschlossenen Hand nach unten streckte, verlangte Alles den Tod des Besiegten.

Den Einzelkämpfen folgte der Kampf größerer Abtheilungen gegen einander. Bald war die Arena vom

Blute geröthet, mit Leichen und Verwundeten bedeckt, und immer wilder und immer aufgeregter nahm das Volk an dem wechselnden Glücke des grausen Spieles Theil. Nur der Kaiser, der sich in das Innere der Loge zurückgezogen, blätterte ruhig in den Berichten, welche ihm von seinem Feldherrn an der Donau und von seinem Bruder Verus aus dem fernen Osten zugekommen waren. Allein er war auch der Einzige, der sich von der allgemeinen Leidenschaft nicht hatte entflammen lassen. Die Stoiker und Platoniker hatten ihre philosophischen Grundsätze, die vestalischen Jungfrauen die Milde ihres Geschlechts, wie die Würde ihres heiligen Priesterthums vergessen; Greise fühlten sich wieder jung in der wilden Aufregung.

Auch Cornelia hatte sich ganz dem wollüstigen Reize hingegeben, der für jeden Römer in dem grausigen Kampfe um das Leben lag. Wenn Jemand sie jetzt an ihren Vergleich mit der Biene und der Blume erinnert hätte! Wie sehr war nun auch sie, die feine Philosophin, zur häßlichen Raupe geworden!

Crescens, der Epikuräer, hatte von einem gestrigen Mahle, zu dem er geladen gewesen, unter den weiten Falten seiner Toga in der mappa oder Serviette noch so viel eingeheimst, daß es ihm heute für ein nach seinen Begriffen bescheidenes Mittagessen dienen konnte. [5]) Während Alles rings um ihn ganz Leidenschaft war, holte er gemessen sein Bündelchen hervor, knüpfte das Tuch auf und breitete die Speisen vor sich auf seinem Schooße aus. — „Hm, hm," knurrte er behaglich, indem er Alles überschaute; „es wird so eben reichen!" — Dann begann er mit einem halben Huhn; diesem folgte ein Stück

Bratwurst, das er sich sechsmal länger wünschte; dann kam ein Stück Schweinsbraten, welches ihm ganz besonders mundete, und so wanderte Eins nach dem Andern in die große Mühle seiner aufgequollenen Backen. Dabei schaute er mit der Ruhe eines Stoikers in die Arena hinab, wo eben Pertinax und Hippolytus auf Leben und Tod kämpften. Als Jener dem Gegner das Schwert in den Leib stieß, sagte er behaglich für sich: „Habet, der hat's!“ und griff nach einem neuen Stück seines Mundvorraths, bis das letzte Krümmchen verzehrt war.

Plötzlich scholl aus der Menge der Ruf: „Christianos ad leones, werfet die Christen den Löwen vor!“ Das Wort zündete, und immer lauter brüllte die Menge: „Christianos ad leones!“

So milde und gerecht Marc Aurel von Natur war, die anerzogenen Vorurtheile und die tiefe Verehrung der nationalen Götter, wie die Strafgesetze des Kaisers Trajan ließen ihn in den Bekennern des Gekreuzigten eine Sekte sehen, welche wegen ihrer Gottlosigkeit und ihrer unnatürlichen Verbrechen nicht hart und streng genug verfolgt werden konnte. So zählt die Kirche gerade unter der Regierung dieses trefflichsten aller Kaiser Schaaren von Blutzeugen, in Rom selbst, wie in den Provinzen.

Nachdem man durch Marter aller Art die Standhaftigkeit der in den Gefängnissen schmachtenden Bekenner zu brechen versucht, waren zu den kaiserlichen Festspielen zehn derselben auserlesen worden, welche sich als die unbeugsamsten erwiesen hatten. Unter ihnen war ein Knabe von fünfzehn Jahren, Namens Ponticus, und die Sklavin Blandina, ein Mädchen von schwächlichstem

Körperbau, das aber zum Staunen selbst der Henker und zum süßesten Troste der Christen bisher die schrecklichsten Qualen unerschüttert überstanden hatte.

Auf das immer ungestümer werdende Schreien des Volkes erfolgte endlich der Befehl, die Christen auftreten zu lassen.

Von Soldaten begleitet, wurden die Bekenner rings im Amphitheater umhergeführt, wobei ein Lictor auf einer Stange den titulus, eine Tafel, voraustrug mit der Inschrift in großen Lettern: „CHRISTIANI SUNT.“[6])

Beim Anblick der Christen brach der ganze Haß des ohnehin schon zur grausamsten Leidenschaft aufgeregten Volkes in die wildeste Wuth aus. Man warf mit den Resten von den Speisen, die man wegen der langen Dauer der Spiele mitgebracht, mit Eierschalen und Knochen nach ihnen, spie gegen sie aus und suchte durch die gemeinsten Schimpfworte ihnen alle Schmach und Schande anzuthun, die sich nur ersinnen ließen.

Gesenkten Hauptes, still im Herzen betend, schritten die Bekenner die Arena entlang, um dann in die Mitte derselben auf die catasta oder ein Holzgerüst geführt zu werden, damit alles Volk besser ihren Tod sehen könne.

Bevor die Schergen sie an die Pfähle banden, warfen die Christen sich einmüthig auf die Kniee, erhoben ihre Hände zum Gebete und brachten sich Gott zum Opfer dar; dann umarmten sie sich und gaben einander den Friedenskuß.

„Mein süßer Knabe,“ sprach Blandina, indem sie mit der Liebe einer Mutter den Pontieus an sich zog und lächelnd seine Wangen streichelte, „fürchte nicht die

Krallen und Zähne der Bestien. Siehe, vom Himmel her schauen die Engel auf Deinen Kampf herab und halten schon den Siegeskranz der Glorie für Dich bereit."

„Liebe Schwester," entgegnete der Knabe, und heilige Begeisterung leuchtete aus seinen reinen Augen, „ich bin ein Christ; nein, ich werde mit keiner Wimper zucken, wenn der Löwe gegen mich anspringt. Ein Augenblick, und aus dem Kreise dieses Volkes, das unsern Tod verlangt, treten wir in den Kreis der Engel zu ewigem Leben."

Als die Martyrer durch die Arena geführt wurden, war bei ihrem Anblick Cornelia plötzlich zusammengezuckt. Wie? Kannte sie jenes Mädchen nicht? War das nicht Blandina, die gute, sanfte Blandina, die sie wiederholt im Hause der Cäcilia gesehen? Das kleine, schwächliche Geschöpf mit den tiefen, schwärmerischen Augen hatte für sie immer etwas unerklärlich Anziehendes gehabt, — und dies Mädchen war eine Christin?! Ja, mochten sonst die Christen der Verbrechen und Greuel schuldig sein, die man ihnen vorwarf, gewiß, Blandina war eine so reine Seele, daß gegen sie nicht einmal ein Verdacht aufkommen konnte.

Gerade als der Zug an Cornelia vorüber kam, hob Blandina ihr Haupt empor und schaute die Dame an; es war nur ein Moment, aber dieser Blick grub sich unauslöschlich in Cornelia's Seele.

Unverwandt hielt sie das Mädchen im Auge. Welche Ruhe im Angesichte des Todes, welcher Friede auf diesen milden Zügen! Mit wie sanfter Güte streichelte sie lächelnd die Wangen des Knaben! Gewiß, auch dieses Kind war ebenso unschuldig an all den Schandthaten, wie die Sklavin.

Die Schergen hatten unterdessen die übrigen Bekenner, einen neben dem andern an die Pfähle gebunden; jetzt rissen sie auch den Knaben von Blandina fort. Als sie zuletzt auch die Jungfrau fesseln wollten, wehrte sich diese und verlangte, frei zu sterben. Dieser Beweis von Muth, zumal bei einem so schwächlichen Mädchen, gefiel der Menge, und Viele klatschten ihm Beifall zu.

Die Henker zogen sich zurück, und bei der auf's höchste gespannten Erwartung herrschte Todtenstille unter den Tausenden und Tausenden, die ringsumher auf die Martyrer niederschauten.

Plötzlich that sich, den Bekennern gegenüber, die Erde auf; durch eine geheime Maschinerie stiegen sechs Käfige aus dem Boden, und zwei Löwen, zwei Tiger und zwei Leoparden sprangen aus den niedergelassenen Gattern hervor.

Einen Augenblick standen sie, durch das Tageslicht geblendet; dann stürzten sie im Gefühle der Freiheit in leichten, gewaltigen Sätzen über die Arena hin; es war ein schauerlich schöner Anblick.

Aber jetzt erblickten sie die für sie bestimmten Opfer, und ein Knurren der Befriedigung verkündigte die erwachte Blutgier der Bestien.

Langsam heranschleichend nach Katzenart näherten sie sich den Bekennern; dann kauerten sie sich zum Sprunge zusammen, die glühenden Augen auf ihre Opfer gerichtet; — im nächsten Augenblicke . . . . . .

Ein breiter Blutstrom färbte den Boden, während das Volk in unermeßliches Geheul ausbrach und unter

dem Rufe: „Bonum lotum, bonum lotum, ein gutes Bad, ein gutes Bad!“ in die Hände klatschte.[7])

Sechs Bekenner hatten ausgerungen.

Die zwei Tiger, blutgieriger als die anderen Bestien, stürzten sich auf die nächsten beiden; nach ihnen schlug der eine Löwe dem Knaben Ponticus seine Krallen in den Hals.

Nun stand nur noch Blandina da; — allein keines von den Ungeheuern wagte sich ihr zu nahen. Die Arme zum Himmel ausgebreitet, den verklärten Blick in seligem Lächeln erhoben, achtete die Jungfrau nicht, was um sie vorging, sah sie nicht, wie die Bestien knurrend um sie herumsprangen, merkte sie nicht, wie die Löwin sich gleich einem Lamme ihr zu Füßen legte. Sie betete nur, in heiliger Verzückung fortgerissen von der Erde, hinschauend auf eine Erscheinung, welche ihr Herz mit unnennbarer Süßigkeit erfüllte.

Staunend starrte das Volk auf das wunderbare Bild, auf die verklärte Gestalt der Jungfrau in Mitten der Bestien, die durch eine geheime Macht von ihr fern gehalten wurden.[8])

Von dem wunderbaren Zwischenfalle benachrichtigt, trat der Kaiser selber an die Brüstung der Loge vor. Als er die Jungfrau, und zu ihren Füßen die Löwin, und ringsum in scheuer Entfernung die anderen Bestien erblickte, gab er sofort Befehl, die Christin zu befreien und sie in das Gefängniß zurückzuführen.

Alsbald rückte eine Anzahl Bewaffneter aus, welche die wilden Thiere vertrieben und Blandina aus der Arena geleiteten. — Die Circusdiener, Negersklaven der gemeinsten Sorte, schleppten die Leichen der Martyrer zur porta

libitina oder dem Todesthore hinaus. Dasselbe führte zu einem abgelegenen Gewölbe, und hier pflegten die Opfer der Arena hingeworfen zu werden, um sie beim Einbruch der Dunkelheit nach dem Esquilin zu schaffen, wo die weiten Kellergrüfte für die Kadaver der Sklaven und Verbrecher lagen. Daß die Leichen der heil. Blutzeugen nicht in jene Gruben geworfen würden, dafür hatte die Liebe und Verehrung der Christen gesorgt. Schon am vorhergehenden Tage war mit dem praefectus der Circusdiener die Summe festgestellt worden, um welche er ihnen die Martyrer ausliefern sollte.

Wohl wurde nach jener Unterbrechung sofort ein ungemein wilder Stier, der aus den Wäldern Germaniens nach Rom geliefert worden, losgelassen und Kämpfer zu Roß und zu Fuß ihm entgegen gestellt. Den Kopf gesenkt, den Schweif erhoben, stürzte das Ungethüm auf seine Gegner los, schleuderte den ersten mit seinen Hörnern in die Luft, warf den zweiten zu Boden; aber schnell eilten mit Pfeilen und Lanzen die übrigen Kämpfer ihren Gefährten zu Hilfe. Mit wunderbarer Behendigkeit wußten sie jedem Angriffe auszuweichen, indem sie sogar über den Stier hinweg sprangen; zugleich reizten sie durch rothe Tücher, wie durch leichte Wunden die Wuth des Thieres, das schnaubend hin und her rannte und mit seinem fürchterlichen Brüllen das ganze Amphitheater erzittern machte. Es war der ohnmächtige Kampf elementarer Kraft und Stärke mit der Geschicklichkeit des Menschen, die spielend und scherzend über jene Herr wird.

Allein wenn sonst ein solcher Kampf alle Nerven des römischen Volkes auf das höchste gespannt haben würde, der Eindruck, den die wunderbare Rettung der

Jungfrau auf die Massen gemacht, war zu mächtig; Jeder fühlte sich für heute satt an den blutigen Schauspielen, und allenthalben erhoben sich die Zuschauer, um das Amphitheater zu verlassen. —

Niemand war von dem Vorgange mit Blandina so tief ergriffen, als Cornelia. Während der ganzen Scene hatte sie kein Auge von der Sklavin abgewendet, jede ihrer Bewegungen verfolgt; als sie die Löwin wie ein sanftes Lämmlein zu den Füßen der Martyrin sich niederlegen sah, war eine Thräne in Cornelia's Auge getreten. Nein, das war nichts Natürliches mehr; das war auch nicht die Wirkung eines dämonischen Zaubers, wie man ihn den Christen so oft zur Last legte!

Auf dem Wege nach Hause, wie daheim sah Cornelia unabläßig das Bild der Bekennerin vor sich, und vergebens versuchte sie es zu verscheuchen. Immer stand die Sklavin da, mit jenem Blicke, den sie im Vorübergehen ihr zugeworfen, mit jener wunderbaren Verklärung auf dem Angesichte, in welcher sie, die Arme zum Himmel erhoben in Mitte der wilden Thiere, Cornelia zu Thränen gerührt hatte.

Drittes Kapitel.

Der Unbekannte.

Justinus hatte sich in keiner Weise an den Festspielen betheiligt. Die Vorstellungen der Bühne waren ihm zu unzüchtig, die blutigen Scenen des Amphitheaters zu grausam, und vom philosophischen Standpunkte aus erschienen ihm die einen wie die andern eines Mannes unwürdig, der nach der Weisheit und ihrer Erkenntniß strebte.

Allerdings fühlte er seit Wochen mehr denn je eine öde Leere in seinem Herzen, eine rathlose Zerfahrenheit, die mitten in einer unabsehbaren Wüste nirgends ein rettendes Ziel erschaut, auf welches hin sich die Schritte lenken möchten. Er hatte sich nun schon Jahre lang mit der Philosophie beschäftigt, hatte es bei allen Schulen und Systemen versucht; allein keine war im Stande gewesen, seinem Verstande wie seinem Herzen Ruhe und Frieden zu geben. Ueber jeder Thüre, zu der er gekommen, war mit goldenen Lettern die Verheißung geschrieben gewesen, daß er hier finden werde, was er so lange suchte, und jeder Lehrer hatte ihm versprochen, ihm die verborgensten Geheimnisse der Weisheit zu erschließen; — allein, wenn er in das Gebäude eingetreten war, wenn er die Reden jener Meister angehört hatte, dann sah er nur gemalte Bilder ohne Leben, und es waren immer nur Brosamen,

die man ihm bot, und die seinen Hunger nach Erkenntniß nicht sättigten.

Eines Abends wandelte Justinus die Straße hinaus, welche durch das vatikanische Gebiet den Clivus Cinnae, den heutigen Monte Mario, hinaufführte; es war die einsamste von allen Heerstraßen der großen Weltstadt, und es drängte ihn ja, allein für sich mit seinen Gedanken zu sein. Heute zumal, wo ganz Rom im Colosseum bei den Gladiatorenkämpfen und Thierhetzen versammelt war, konnte er sicher sein, hier Niemanden zu begegnen.

Auf der Höhe des Berges, wo neben düsteren Ruinen ein mächtiger Pinienbaum in ernstem Schweigen seine dunkle Krone ausbreitete, ließ er sich auf eine Steinbank nieder; die Seele von trübem Mißmuth umwölkt, schaute er hinunter auf Rom zu seinen Füßen, auf die Stadt mit ihren anderthalb Millionen Einwohnern, deren Zahl wegen der Kaiserfeste noch um viele Tausende von Schaulustigen aus allen Provinzen des Reiches vermehrt war. Wie ekelte es ihn an, dieses Treiben und Wogen, dieses Jagen und Haschen nach Genuß, dieser wilde, wüste Taumel eines Volkes, das nur für den Augenblick lebte!

Aber die freuten sich doch ihres Lebens, wie zu seinen Füßen der schwarze Käfer dort im Pferdekoth, während sein Geist vergebens nach der Quelle suchte, die seinen Durst gestillt hätte.

Es war ein milder Oktoberabend. Die hinter dem Monte Mario allmählich sich senkende Sonne warf ihr Licht auf die fernen Berge Latium's und übergoß sie mit den schönsten Farben. Allein so sehr Justinus sonst ein Freund der Natur war, heute hatte er für alle diese Herrlichkeit kein Auge.

Er erhob sich, seine einsame Wanderung fortzusetzen; da stand plötzlich ein Greis vor ihm von ernstem, ehrwürdigem Aussehen und einen Ausdruck in seinem Antlitze, der den Justinus unwillkürlich fesselte.*)

„Kennst Du mich?" fragte der Unbekannte.

Als Justinus die Frage verneinte, fuhr Jener fort: „Aber warum schaust Du mich denn so forschend an?"

„Nun," entgegnete Justinus, „ich wundere mich, Dich hier zu sehen, da ich auf dieser einsamen Straße Niemand zu treffen hoffte."

„Mich trieb die Sorge um Einige der Meinen hierher; ich habe sie verloren, und kam, ob ich hier vielleicht sie fände. Allein, was führt denn Dich an diesen stillen Ort?"

„Ich meinerseits," gab Justinus zur Antwort, „liebe diese einsamen Spaziergänge, wo ich ungestört meinen eigenen Gedanken nachhängen kann."

„So bist Du also mehr ein Mann des Denkens, als des Handelns?"

„Was kann man denn Trefflicheres beginnen," entgegnete Justinus, „als die Irrwege und eitlen Bestrebungen der Menschen betrachten, wie sie nichts thun, was vernünftig ist, nichts, was Gott gefällt, — und dann selber sich der Philosophie ergeben, um durch sie den inneren Frieden zu suchen?"

„In der That, die Menschen sind vielfach, um das Wort eines großen Weisen zu gebrauchen, wie Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben.[9]) Aber Du, hoffest Du wirklich, durch die Philosophie zu jenem Ziele zu gelangen?"

*) Die folgende Unterredung ist dem Berichte des Justinus selber entlehnt.

„Sie ist," sprach Justinus, „das Erkennen Dessen, was ist, und der Friede ist der Lohn für das Streben darnach."

Der Fremde knüpfte nun hieran seine weiteren Fragen, um den Justinus zu der Erkenntniß und dem Bekenntniß zu bringen, daß die Philosophie allein auf die wichtigsten und entscheidendsten Fragen des menschlichen Geistes eine voll befriedigende Antwort schuldig bleibe. Justinus seinerseits erzählte nun dem Greise, der mit jedem Augenblick mehr sein Vertrauen gewann, wie er seit Jahren geforscht, und doch in keiner Philosophenschule gefunden, wonach sein Geist verlange.

„Glaubst Du," bemerkte der Unbekannte, „daß Gott dieses Sehnen in Dein Herz gelegt, damit es ewig unbefriedigt bleibe? Suche nur weiter, und Du wirst jenen Lehrer finden, der gesagt hat: „„Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele.""

„Wenn ich diesen Lehrer fände!" seufzte Justinus.

Die Beiden waren jetzt zu einer Stelle des Weges gekommen, wo sich links ein Seitenpfad abzweigte, und da der Unbekannte Miene machte, sich zu verabschieden, sprach Justinus:

„Willst Du mir nicht sagen, wo Du wohnst? Denn ich möchte mich öfter mit Dir unterreden."

„Dort, am Ende des Hohlwegs," antwortete der Greis, „dort wohne ich, und wenn es Dir gefällt, ein wenig bei mir auszuruhen, so sollst Du auch meine Kinderchen sehen."

Justinus nahm das Anerbieten dankend an, obschon es bereits zu dunkeln anfing; nachdem sie den Hohlweg

PAX TIBI

durchschritten, gelangten sie an das Portal einer Villa, die hinter Pinien, Cypressen und anderem Baumwerk verdeckt lag. Ueber dem Portale standen die Worte eingemeißelt: „PAX TIBI, Friede sei mit Dir!"

Hatte schon dieser Gruß für Justinus etwas besonders Anmuthendes, so war er im höchsten Grade erstaunt, beim Eintreten in das Haus eine Schaar von etwa zwanzig Kinder zu sehen, welche alle jubelnd dem Greise entgegen sprangen, sich an ihn schmiegten und ihm die Hände und Kleider küßten.

„Wer sind diese Kleinen alle?" fragte Justinus. „Denn Deine Enkel sind es schwerlich, da sie einander so gar nicht ähnlich sehen."

„Es sind Waisen," entgegnete der Alte, „an denen ich Vater- und Mutterstelle vertrete. Denn ich meine, die rechte und beste Philosophie ist die, welche nicht nur sich selber, sondern in erbarmender Liebe auch Andere glücklich machen will."

„Darin unterscheidet sich in der That Deine Philosophie wesentlich von derjenigen der übrigen Philosophen," antwortete Justinus, indem er mit Wohlgefallen die kleine Schaar musterte, deren frische Wangen und helle, klare Augen ihm bezeugten, wie glücklich sie sich in diesem Hause fühlten.

„Die Kleinen," fuhr der Unbekannte lächelnd fort, „haben auch schon angefangen, ein wenig Philosophie zu treiben. Sage mir doch, Irene," wandte er sich zu dem kleinsten der Mädchen, „wie lautet der erste Satz aus dem Glaubensbekenntniß?"

„Ich glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde," antwortete das Kind.

„Und wie betest Du zu ihm?"

„Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name; zu uns komme Dein Reich; Dein Wille geschehe auf Erden, so wie im Himmel."

„Aber wenn Gott im Himmel ist, wie kann er Dein Gebet hören?"

„Gott ist ein Geist, der überall gegenwärtig ist, Alles sieht und Alles hört."

„Warum hat er denn die Menschen, warum Dich erschaffen?"

„Daß ich ihm auf Erden diene, und einst zu ihm in den Himmel komme."

Justinus war im höchsten Maße erstaunt; bald schaute er den Alten, bald die Kleine an, immer gespannter auf jede weitere Frage, immer verwunderter über die Antworten. Er mußte sich Gewalt anthun, den Ausbruch seines Staunens zurückzuhalten. Was er mit all seiner Philosophie nur geahnt, wohin er sich durch ein Gestrüpp von Zweifeln hindurchgearbeitet, ohne doch zur vollen Gewißheit zu gelangen, das sagte ihm hier ein einfältiges Kind, welches keine Ahnung davon hatte, welch erhabene Lehren es aussprach, für welche höchsten Fragen der Philosophie es mit den schlichtesten Worten die Lösung gab.

„Aber," fuhr der Greis fort, „wie hast Du denn den Vater im Himmel, den Du doch nicht sehen kannst, kennen gelernt?"

„Durch seinen eingebornen Sohn," antwortete die Kleine, „den er in die Welt gesandt hat, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

Justinus dachte an den Lotsen, von dem er im Triclinium der Cornelia gesprochen. Hatte der große Plato es nicht als einzige Lösung der den Menschengeist bewegenden Fragen ersehnt, daß Gott selber Einen zu senden sich würdige, die Menschen zu belehren und zu erheben? Und jetzt verkündet ihm Kindesmund in seligster Botschaft, daß Gott den eigenen Sohn gesendet!

Justinus fühlte sich auf's tiefste bewegt. Wie ein Bergmann, der tagelang umsonst in dem harten Gestein gehauen und gegraben, ohne auf die ersehnte Goldader zu stoßen, so hatte er gesucht und geforscht; und jetzt auf einmal blitzten ihm die Goldkörner entgegen, eines noch kostbarer als das andere, und gierig sammelte sein Geist mit beiden Händen die Schätze, welche ihn zum reichen Manne machten. Und ein Kind war es, ein Kind, das wie spielend ihm alle die Goldkörner hinwarf!

„Sage mir, edler Greis," rief er aus, „woher stammen diese Lehren? Wo ist die Schule, in welcher ich diese Weisheit lerne? — Ach, wie ist doch alles Wissen unserer Weisen ein Kind vor der Weisheit, die aus einem Kinde redet?"

In Samaria geboren, hatte Justinus von Jugend an so krasse Vorurtheile gegen das Judenthum und mehr noch gegen das Christenthum eingesogen, daß er viel eher selbst in den Schriften der Epikuräer und Cyniker, als in denen der Juden und Christen Weisheit gesucht hätte.

„Ich will Dir," antwortete auf die Frage des Justinus der Unbekannte, „aus einem heiligen Buche zwei Stellen sagen: „„Aus dem Munde der Kinder und der Säuglinge hast Du, o Gott, Dein Lob bereitet;"" — das ist die eine Stelle, und die andere hat jener eingeborne Sohn gesprochen, von welchem die Kleine eben redete:

„„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.““ Doch die Nacht,“ fuhr der Alte fort, „bricht herein und die Straße ist öde und einsam. Hoffentlich sehen wir uns einmal wieder, und dann können wir ja,“ sagte er lächelnd, „weiter philosophiren.“

„Ich werde über Alles nachdenken,“ antwortete Justinus, „was ich heute gesehen und gehört habe; ich werde wieder kommen und . . . und . . . o,“ rief er aus, „ich will auch ein Kind werden, um von Dir zu lernen und jene himmlische Weisheit zu erkennen, von der mir heute ein Kind so Vieles enthüllt hat.“

Der Greis begleitete Justinus bis auf die Heerstraße und schaute ihm eine Zeitlang nach; dann hob er die Hände zum Himmel und betete: „Zu uns komme Dein Reich!“

Wer war der Unbekannte?

Es war der Priester Ptolomäus, der sich fern von der Stadt ein Landhaus gemiethet, um dort die Kinder der Martyrer, geschützt vor den Gefahren des städtischen Lebens, in der Furcht des Herrn zu erziehen. Zu Alexandria in Aegypten von christlichen Eltern geboren, hatte er an der berühmten Hochschule seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche, im Umgange mit den Nachfolgern des heiligen Marcus, den Bischöfen von Alexandria, seine religiöse Ausbildung erhalten. Priester geworden, hatte er die berühmtesten Apostelkirchen Kleinasiens besucht, wo er Polycarp und Ignatius gehört, und dann war er nach Rom gekommen, um von den Nachfolgern der Apostelfürsten noch gründlicher die Lehren des Heils zu erlernen.[10]) —

Auf seinem Heimwege zur Stadt beschäftigte den Justinus ausschließlich Das, was er diesen Abend erlebt

hatte. Es war ihm, als ob plötzlich nach langer Nacht für ihn ein Tag aufdämmere, so hell und warm, daß sein ganzes Herz darüber in Freuden aufjauchzte. Was war das für eine Schule, für ein philosophisches System? Und wie war es möglich, daß er bisher trotz alles Suchens nichts davon gehört? Das waren ja Lehren, welche mit Naturnothwendigkeit alle alte Weltweisheit aus den Angeln heben, mit unwiderstehlicher Macht den Erdkreis erobern mußten. —

Der Heimweg durch das vatikanische Gebiet führte ihn unweit am Circus des Nero vorüber. Das einsam daliegende Gebäude ragte mit seinem Obelisken finster und unheimlich zum nächtlichen Himmel empor; Justinus gedachte der blutigen Opfer, die einst hier unter grausamsten Qualen hatten sterben müssen, um die Schuld, Rom in Brand gesteckt zu haben, von dem Wütherich abzuwälzen. Aber freilich, das waren ja Christen gewesen, und wenn nicht wegen jenes Verbrechens, so hatten sie wegen ihrer verderblichen Lehren und ihrer schrecklichen Laster den Tod verdient.

Als Justinus, weiter eilend, sich der Brücke näherte, welche über die Tiber in das Marsfeld führte, begegnete ihm ein Leichenzug. Allein es war nicht ein einzelner Todter, sondern eine ganze Anzahl Leichen wurde von je zwei vespilones oder Todtengräbern auf Bahren daher getragen.

Die Straße war sonst mutterseelen still; um so eigenartiger klang der Wechselgesang, den das Gefolge, welches mit Fackeln den Todten das Geleit gab, angestimmt hatte.

Justinus hatte noch nie bei einem Leichenbegängniß solchen Gesang gehört. Wie hätte er ahnen können, daß diese Leute Christen waren, welche die Martyrer des Colosseum's

im vatikanischen Coemeterium[11]) bestatteten, und daß der Gesang Psalmengesang sei, wie die Kirche seit den ältesten Zeiten ihn bei den Begräbnissen zu singen pflegte?

Es war der 31. Psalm, der stets bei den Beerdigungen gesungen wurde; Justinus traute seinen Ohren nicht, als er die folgenden Worte hörte:

„Verständniß will ich dir geben und dich belehren
„auf diesem Wege, den du wandelst; heften will ich
„auf dich mein Auge. — Werdet doch nicht wie Roß
„und Maulthier, die keinen Verstand haben."

Wie merkwürdig! Klangen die ersten Worte nicht wie eine tröstliche Verheißung für Justinus, gerade in dieser Stunde? — Aber viel mehr noch frappirte ihn der zweite Satz: denselben Vergleich mit „Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben", hatte ja der Unbekannte gebraucht und ihn als Ausspruch eines großen Weisen bezeichnet. — Zwischen diesen Leuten und jenem Unbekannten mußten demnach Beziehungen bestehen.

Rasch entschlossen wandte sich Justinus an einen der Leidtragenden, einen Mann aus dem Volke, und fragte ihn:

„Woher sind die Worte entnommen, die Ihr singet?"

„Sie stehen in unseren heiligen Büchern."

„In Euren heiligen Büchern? Wer seid denn Ihr, daß Ihr eigene heilige Bücher habet?"

Der Mann faßte den Justinus scharf in's Auge; dann, durch den wohlwollenden Eindruck im Gesichte desselben befriedigt, gab er leise die Antwort: „Wir sind Christen."

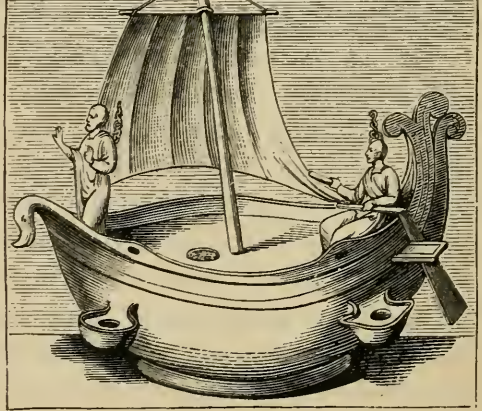
„Christen?" rief Justin, „Christen?" — —

Wie gerne hätte er weiter gefragt! Allein unaufhaltsam zog der Leichenzug voran auf den vatikanischen Hügel zu, wo also eine Grabstätte der Christen sein mußte.

Lange schaute Justinus dem Lichte der Fackeln nach und lauschte dem verhallenden Gesange; es war wie eine geheimnißvolle Erscheinung, wie ein Traumgesicht.

Wie rasch war, jetzt ihm selber noch unbewußt, die Verheißung der Cornelia in Erfüllung gegangen! — — Der Lotse ist gekommen, Justinus, der mit gewaltiger Hand das Steuerruder Deines Schiffleins ergreift, um es in durchaus neue Bahnen zu lenken. Aber wundere Dich nicht, wenn das gebrechliche Fahrzeug in allen Fugen krachen wird in dem Kampfe gegen die sich aufbäumenden Wogen!

„Christen?" — sprach Justinus für sich selber, indem er ganz in sich versunken langsam der Brücke zuschritt. „Christen? — Und jener Unbekannte? — Und diese herrlichen Lehren, — voll göttlicher Wahrheit ....! Ich bin wie ein Blinder. Wenn mich doch Jemand bei der Hand nähme! O wenn Jemand mir die Augen öffnete!



Viertes Kapitel.

Die Martyrin.

Abends nach Beendigung der Festspiele im Colosseum hatten die Christen von den Sklaven der Arena um schweres Geld die von den wilden Thieren halb zerrissenen Leichname der Martyrer ausgeliefert erhalten[12]); wir sahen, wie sie dieselben beim Einbruch der Nacht in das vatikanische Gebiet übertrugen, um sie in dem dortigen Coemeterium beizusetzen.

Blandina war aus dem Amphitheater über das Forum in den mamertinischen Kerker geführt und dort in ein enges, dunkles Verließ geworfen worden. — Daß sie nicht mit den übrigen Martyrern hatte sterben dürfen, war für sie unaussprechlich schmerzlich. Schon hatte sie den Himmel offen gesehen, hatte in lichten Höhen die Herrlichkeit ihres göttlichen Bräutigams geschaut; allein in dem Augenblicke, wo sie ihre Hand nach der Siegespalme ausstreckte, hatte eine dunkle Gewalt sie wieder in die Nacht des Lebens hinabgezogen.

Erschöpft von all den Wunden, von denen ihr ganzer Körper in den vorhergegangenen Folterqualen zerrissen worden, sank sie auf das Strohlager hin und richtete einen Blick wehmüthigster Sehnsucht nach dem Himmel.

„Was habe ich denn gethan, o mein Jesus," seufzte sie, und heiße Thränen rannen über ihre Wangen, „daß

Du mich noch nicht würdig fandest, zu Deinem Hochzeitsmahle einzugehen? Die Andern ruhen nun schon in süßem Frieden an Deinem Herzen, die Glücklichen, und ich liege noch hier, von Deinem Angesichte verbannt, in Kerkernacht. Wie lange, Herr, wie lange noch?" —

Um Mitternacht kam der Priester Lucius, die Gefangene zu trösten.

Es gibt überhaupt im Leben eines Priesters nichts Erhebenderes, als an dem Sterbebette einer durch Leiden geläuterten und schon ganz mit ihrem Gott vereinten Seele zu stehen, ihre kindlichen Gebete zu hören, Zeuge der stillen Ergebung zu sein, in der sie die schrecklichsten Schmerzen duldet, die unvergeßlich innigen Blicke zu sehen, mit denen sie zum Himmel aufschaut. Aber mit welcher Andacht muß erst in jenen Jahrhunderten der Verfolgung ein Priester neben einer jungfräulichen Martyrin, einer heiligen Streiterin Christi gekniet haben, die in grimmigsten Qualen Zeugniß für ihren Herrn abgelegt, und deren tiefster Schmerz es ist, daß ihr himmlischer Bräutigam Etwas an ihr gefunden, was sie seiner Anschauung noch nicht würdig machte!

„Nein, meine Tochter," tröstete Lucius die Gefangene, „nicht Deiner Sünden wegen, die Du mit Deinem Blute längst abgewaschen, hat der Herr Dir den Siegeskranz noch vorenthalten; er will neue, duftige Blumen hineinwinden, daß Du noch schöner und reicher in den Chor der Himmelsbräute eintretest."

„O, ich habe sie gesehen,"*) sprach Blandina, das Auge voll von seliger Verklärung; „es war eine unabsehbar große Schaar, alle in weißen, goldverbrämten

*) Auch von dieser Vision berichten die Martyrerakten.

Kleidern, das Angesicht leuchtend, Kränze von Blumen, die wie Edelsteine blitzten, um ihre Stirnen. Und an der Spitze, und unaussprechlich schöner als Alle erschien mir Eine; in königlichem Gewande, ein Strahlendiadem auf dem Haupte, und freundlich lächelnd streckte sie die Hände mir entgegen, indem sie mir zurief: „Komm', meine Schwester!" Aber ach, in dem Augenblicke, wo ich hätte hinaufffliegen mögen in süßester Sehnsucht, da riß es mich hinweg, und statt der lichten Schaar droben sah ich die dunkle, schwarze Masse des Volkes ringsum im Theater wieder. — — Dein Wille geschehe, Herr; Dein Wille geschehe!"

Mit dem Priester Lucius war noch eine andere Person gekommen, die sich Anfangs im Hintergrunde gehalten, jetzt aber gleichfalls neben der Sklavin niederkniete.

Es war die sechzehnjährige Caecilia, die Tochter des Caecilius Maximus Faustus, dessen Sklavin Blandina war.

„Du kommst zu mir, meine Herrin, an diesen schrecklichen Ort?" sprach Blandina und küßte die Hand des Mädchens.

Aber Caecilia zog dieselbe rasch zurück und erwiderte:

„Wer hat denn mehr die Pflicht dazu, meine Schwester, und mehr ein Recht darauf? Der Kaiser hatte meinen Vater und mich auf heute Abend zu dem großen Hoffeste eingeladen; wie schrecklich wären mir die Stunden dort gewesen, und wie glücklich bin ich, daß ich Dich besuchen konnte!"

Caecilia hatte für die Bekennerin Christi Erquickung und zugleich Arznei für ihre Wunden mitgebracht, und während der Priester zurückgetreten, begann sie bei dem

matten Schein einer kleinen Lampe den von den Geißelhieben ganz zerfleischten Rücken zu waschen, wobei Blandina ihr todmattes Haupt auf Caecilia's Schulter lehnte. Mehr als Eine Thräne tiefster Rührung träufelte aus den Augen der Jungfrau in das Wasser, mit welchem sie die Wunden wusch, um dann mit linderndem Balsam getränkte Tücher als Verband aufzulegen.

Die junge Dame versah ihren Liebesdienst mit einer Geschicklichkeit, welche erkennen ließ, daß sie schon öfters dieses Werk heiliger Barmherzigkeit ausgeübt haben mußte.

„Wie danke ich Dir, süße Herrin," sprach Blandina, indem sie einen innigen Blick auf die Jungfrau heftete; „Du bist so gut, so gut; o, wie will ich für Dich beten!"

„Ja, liebe Schwester," antwortete Caecilia und drückte einen Kuß auf die Stirne der Bekennerin, „bete, daß auch ich des Kranzes und der Palme würdig befunden werde, die Dein Antheil sind. Du bist so stark, aber ich bin so verweichlicht, daß nur eine ganz außerordentliche Gnade mich zum Siege führen kann."

Das gute Kind! Es ahnte nicht, daß ihm eine Siegeskrone bereitet war, welche den Namen der jungfräulichen Martyrin unendlich berühmter machen würde auf der ganzen Welt und bis zu den fernsten Zeiten, als denjenigen all der stolzen Feldherren und Staatsmänner aus dem Geschlechte der Caecilier.

Nachdem der Priester Lucius versprochen, wo möglich in der folgenden Nacht wieder zu kommen, um der Bekennerin die heilige Communion zu bringen, verabschiedete er sich mit Caecilia, da der Kerkermeister an der Thüre der Zelle schon längst zum Aufbruche drängte. —

Acht Tage waren seitdem verflossen.

Cornelia hatte den Eindruck, den der wunderbare Vorfall im Amphitheater auf sie gemacht, vergessen, und über den Festlichkeiten der folgenden Tage, an denen sie mit der Leidenschaftlichkeit einer echten Römerin Theil genommen, war die Sklavin Blandina und ihr Schicksal ihr ganz aus dem Sinne geschwunden. Das hatte auch noch einen andern Grund. Ihr Gemahl hatte sich in diesen Tagen wieder ganz „gehen lassen", so daß Cornelia ernstlicher denn je den Gedanken an eine Scheidung von einem so wüsten Menschen in Erwägung zog. Ihre Ehe war kinderlos, und daher fehlte bei allem Reichthum ihr das, was das Leben glücklich und süß macht: sie liebte Niemand, und wußte sich von keinem Herzen geliebt.

Und diese Leere fühlte sie manchmal in Mitten der Zerstreuungen wie der Huldigungen, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Dieses Gefühl drängte sich ihr gerade in den letzten Tagen häufiger auf, wo der Unmuth über ihren Gemahl sie mehr verstimmte, als sonst. Sie dachte an ein anderes Weib, das besser zu ihm gepaßt hätte, an die Kaiserin Faustina, und indem sie träumerisch ihren Gedanken folgte, fragte sie sich, warum das Schicksal denn sie nicht auf den Imperatorenthron geführt. Allein Cornelia wandte sich seufzend von dieser Vorstellung weg, indem sie zu sich selber sprach:

„Auch dann würde ich vielleicht nicht glücklich und befriedigt sein."

Gewiß, armes Herz, auch auf dem Throne hättest du nicht gefunden, was du suchst. —

Es war am achten Tage nach den Schaufesten im Colosseum, als ein Besuch Cornelia zu ihrem entfernten Verwandten, dem Senator Caecilius Maximus Faustus, führte, dessen Palast im transtiberinischen Gebiete lag.[13])

Sie traf nur die junge Caecilia zu Hause, und nun erinnerte sie sich im Laufe des Gespräches wieder an die Sklavin Blandina. Caecilia sprach mit einer ganz auffallenden Hochachtung und Verehrung von derselben, und schließlich entlockte Cornelia ihr das Geheimniß, daß sie sogar die Sklavin im Gefängnisse besucht habe.

„Aber, das ist ja ganz schrecklich, liebes Kind!" rief Cornelia aus; „wie kann sich denn eine Patrizierin so weit wegwerfen? Wenn das Dein Vater wüßte!"

„Ich bitte Dich, sage weder ihm, noch sonst Jemand Etwas davon! Allein findest Du es denn wirklich an und für sich so unwürdig, den Heroismus einer Sklavin zu bewundern, vor welchem sich selbst die wilden Bestien beugten?"

„Bewundern, gewiß, so viel Du willst. Ich bewundere ja auch den Gladiator, der unerschrocken den Todesstoß empfängt. Allein das Mädchen ist und bleibt doch eine Sklavin, die unendlich tief unter Dir steht."

„Du solltest sie sehen, liebe Cornelia," antwortete die Jungfrau mit Wärme; „ich zweifle gar nicht, daß Gott, der sie so wunderbar aus den Krallen der wilden Thiere rettete, den Zügen dieser armen Sklavin den Stempel seiner Göttlichkeit aufgedrückt hat. Was Vergilius seinen Göttinnen andichtet, diesen bezaubernden Reiz einer unbeschreiblichen Anmuth, ich habe ihn auf dem Gesichte dieser Sklavin leuchten sehen."

„Du holde Schwärmerin! — Es bleibt allerdings unerklärlich, daß die wilden Thiere sie verschonten und die Löwin sich wie ein Hündchen ihr zu Füßen legte, und ich wäre neugierig genug, zu erfahren, wie das zugegangen."

„Nun," antwortete Caecilia lächelnd, „wenn Du mich zu ihr begleiten willst, kannst Du sie ja selber fragen."

Cornelia lachte bei dieser Zumuthung hell auf, und Caecilia beeilte sich, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Auf dem Heimwege jedoch rief Cornelia wieder alle Einzelheiten jenes Vorganges in ihrem Gedächtnisse wach; der Blick, den Blandina ihr beim Umzuge im Amphitheater zugesandt, drang ihr wieder in's Herz, und wieder stand die Sklavin da auf der catasta, die Arme zum Himmel erhoben in heiligem Verzücken, die Löwin zu ihren Füßen. Es war doch ein seltsames Mädchen, und wenn die Sklavin schon früher, so oft Cornelia das Haus der Caecilia besuchte, durch das so ganz eigenartige, vergeistigte Wesen, das über ihre Erscheinung, ihr Handeln und Reden ausgegossen war, die Aufmerksamkeit der Dame erregt hatte, so erschien sie ihr jetzt nach der begeisterten Schilderung Caecilia's noch weit anziehender. Bei näherem Nachdenken begriff sie jetzt auch vollkommen, wie gerade diese dazu hatte kommen können, die Gefangene zu besuchen. Caecilia hatte ja auch Etwas von jener unerklärlichen Anziehungskraft.

Da die folgenden Tage für Cornelia keine Zerstreuung boten, trat das Bild der Blandina ihr öfter vor die Seele, und nach und nach, sie wußte selbst nicht wie? gewann der Gedanke, die im Scherze hingeworfene Einladung ihrer Verwandten anzunehmen, immer mehr Reiz für sie.

Heimlich und unbekannt bei Nacht in ein Gefängniß hinabzusteigen und dort diese merkwürdige Person zu sehen und zu sprechen, hatte in der That etwas Verlockendes; es war etwas Neues und zudem Abenteuerliches in dem faden Einerlei des Lebens und seiner Genüsse.

Aber dann wies Cornelia die Idee doch wieder als eine recht alberne von sich; — was ging sie die gemeine Sklavin an?

Einige Tage später befand sich Cornelia in einer Gesellschaft, und da kam in der Erinnerung an die prächtigen Kaiserfeste auch jener Vorfall zur Sprache. Man erklärte die Sache durch geheime Zaubermittel, und einer der anwesenden Philosophen wußte die merkwürdigsten und haarsträubendsten Dinge über die schwarze Kunst der Christen zu erzählen.

Das reizte Cornelia's Widerspruch. „Ich habe die Sklavin öfters im Hause ihres Herrn gesehen," sprach sie, „und sie als ein so einfaches, offenes Mädchen befunden, daß für mich jeder Verdacht dämonischer Zaubereien ausgeschlossen ist."

„Das ist ja gerade das Verruchte, Abscheuliche, Gottlose," antwortete Jener, „daß die Christen sich als ganz harmlose, gutmüthige Menschen zeigen, während sie im Herzen ein Abgrund von Bosheit und Niederträchtigkeit sind."

„Ich beanspruche für jene Sklavin jedenfalls eine Ausnahme. Und dann bleibt es mir noch unerklärlich, warum denn bei den andern Verurtheilten die Zauberkunst nicht wirkte."

„Ich lege mir die Sache ganz natürlich zurecht," bemerkte ein Anderer. „Die Sklavin hat in den vorhergehenden Tagen verschiedene Folterqualen ausgestanden; der Geruch der Wunden hat die Thiere abgehalten."

„Waren die andern Verurtheilten weniger gemartert worden?" fragte Cornelia. „Diese ausgehungerten Bestien

beriechen nicht erst ihre Opfer, ob das Fleisch frisch ist oder nicht. Und warum legte denn die Löwin sich so zahm zu des Mädchens Füßen? Für mich ist und bleibt der Vorfall ein unlösbares Räthsel." —

Am folgenden Tage traf Cornelia wieder mit Caecilia zusammen, und als nun diese ihr gestand, daß sie in der vergangenen Nacht abermals Blandina besucht habe, und als sie nun wieder in heiliger Begeisterung den Eindruck schilderte, den dieselbe mache, erklärte Cornelia lachend:

„Nun, süßes Kind, es fehlt nicht viel, daß Du mich beredest, Dich zu begleiten, wenn Du wieder hingehst."

„Wie?" rief Caecilia, „Du könntest meine im Scherz gemachte Einladung ernstlich nehmen?"

„Warum denn nicht? Der Gedanke amüsirt mich, weil er gar so neu und frappant ist. Ich war noch nie in einem Kerker; warum sollte ich mir nicht auch so ein Ding ansehen, wenn ich dort eine Person finde, die mich von Tag zu Tag mehr interessirt?"

„Ich habe für diese Nacht einen neuen Besuch vor."

„Wenn Du mich abholst, ..."

„Ist Dir das wirklich Ernst?"

„Nun denn, gerade weil's Dir so unglaublich vorkommt, gerade darum will ich's thun und Dich begleiten. Die seichten Schwätzer da wollen ihre Rettung durch Zaubermittel und dergleichen erklären; ich will doch sehen, ob ich einen besseren Erklärungsgrund finde."

Zu der verabredeten Stunde erschien Caecilia, von dem Priester Lucius begleitet, vor der Hinterpforte des Palastes der Cornelia, und alle drei begaben sich, die Damen tief verhüllt, zum mamertinischen Kerker.

Cornelia erschauderte, als sie die lange Treppe hinunter in das fürchterliche Verließ hinabstieg, und hätte sie sich nicht vor Caecilia ihrer Feigheit geschämt, sie würde auf halbem Wege umgekehrt sein.

Als die Jungfrau sich der Gefangenen näherte und neben ihr hinkniete, legte sie heimlich den Finger auf den Mund, um wegen ihrer heidnischen Begleiterin Blandina zur Vorsicht zu mahnen.

Blandina empfing den Besuch mit der Mittheilung: „Morgen werde ich sterben. Der Kerkermeister hat es mir heute angekündigt, daß ich in der Frühe wieder vor den Richter geführt werden soll. O, wie verlange ich nach dieser Stunde! Endlich, endlich werde ich mein Blut für meinen Gott vergießen dürfen, und dann gehe ich zu ihm, in die ewigen Freuden."

Bei diesen Worten leuchtete eine so himmlische Verklärung auf dem Antlitze der Gefangenen, und sie sprach mit einem solch seligen Glücke von ihrer nahen Hinrichtung, daß Cornelia stumm vor Verwunderung dastand und nur den Blick unabläßig auf die Sklavin geheftet hielt. Blandina wandte sich nun an sie und sprach:

„Womit habe ich es verdient, daß eine so hohe Dame zu einer elenden Sklavin in diesen Kerker herabsteigt? O, ich will für Dich beten; in der Stunde meines Todes will ich Dein gedenken!"

Cornelia antwortete nicht; aber der Blick, unsäglich tief und innig, den die Arme auf sie richtete, drang ihr bis in's Innerste der Seele; wie nie in ihrem Leben fühlte sie sich ergriffen.

Caecilia öffnete nun das Körbchen, das sie mitgebracht, und reichte der Gefangenen Erquickung.

„Liebe, süße Herrin," sprach Blandina und heftete ihr seelenvolles, verklärtes Auge mit mildem Lächeln auf die Jungfrau, „wie soll ich Dir danken für alle die Güte, die Du einer armen Sklavin zuwendest? Mein letzter Athemzug soll ein Gebet für Dich sein, und wie werde ich erst droben am Throne Gottes für Dich beten! Weißt Du," fuhr sie fort, „daß heute wieder die schöne Frau mit der leuchtenden Krone auf dem Haupte, und umgeben von der Schaar schneeweißer Jungfrauen bei mir war und mir einen Kranz und einen Palmzweig aus dem Paradiese brachte? Morgen, o morgen werde ich zu ihr kommen! Wie glücklich bin ich, wie glücklich!"

Cornelia hatte nie in ihrem Leben vor frommer Rührung geweint; jetzt rannen Thränen über ihre Wangen. Das Heilige und Himmlische, das ihr so nahe war, ergriff sie mit unwiderstehlicher Gewalt und strahlte Licht und Wärme in ihr dunkles, kaltes Herz. Sie gedachte der Löwin zu den Füßen der Martyrin, und langsam sank auch sie auf die Kniee neben Blandina. Sie konnte nicht anders; sie mußte neben ihr niederknieen.

Das Eis war gebrochen; Blandina, die jungfräuliche Bekennerin, hatte die harte Rinde zum Schmelzen gebracht.

Als der Kerkermeister kam und zum Aufbruche mahnte, da kostete es Cornelia keine Ueberwindung, nach dem Beispiele der Caecilia einen Kuß auf die Stirne der Sklavin zu drücken.

„Bete für mich," sprach sie; „bete für mich!!"

Mehr vermochte sie vor der Gewalt der inneren Bewegung nicht hervorzubringen. — —

Schweigend kehrte Cornelia an der Seite ihrer Verwandten und des Priesters Lucius in ihren Palast zurück; die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen. Es war ein unendlich furchtbarer Kampf, der in ihrer Seele tobte; die Geister des Lichtes und die des Abgrundes rangen mit einander um ein Herz, das bisher so ganz der Welt und ihrer Lust gehörte.

„Ist auch Caecilia Christin?" fragte sie sich. — Gewiß, sie mußte es sein, und dann kannte Cornelia zwei Seelen, so rein und edel, daß alle Verleumdungen gegen das Christenthum, welche sie früher blindlings angenommen und geglaubt hatte, wie Schnee vor der Sonne, wie die Nacht vor der Morgenröthe zergingen. —

Als am folgenden Morgen Blandina aus dem Kerker auf das Forum vor den Richterstuhl geführt wurde, harrte abseits eine Schaar von Christen und unter ihnen Caecilia; aber unter der Menge des Volkes stand auch Cornelia. — Auf seinem Richterstuhle saß Quintus Lollius Urbicus, der Stadtpräfekt, umgeben von seinem Gerichtshofe.

Das Verhör begann.

„Wie heißest Du?" fragte der Richter.

„Ich bin eine Christin," antwortete Blandina, indem sie hinzufügte: „bei uns wird nichts Böses gethan."*)

„Gehorche dem Befehle der göttlichen Kaiser, und opfere!

*) Christiana sum, et nihil apud nos mali geritur, sind ihre Worte (Acta mart. Ruinert. I, 142). Die folgenden Fragen und Antworten sind ebenfalls den Martyrerakten der Blutzeugen von Lyon entnommen.

„Ich bin eine Christin!"

„Wie heißt denn der Gott der Christen?"

„Gott hat keinen Namen, wie wir Sterblichen," entgegnete Blandina; „Du wirst ihn erkennen, wenn Du dessen würdig bist."

„Aber Ihr begeht im Dienste dieses Gottes Verbrechen, gegen welche sich die Natur empört. Esset Ihr nicht das Fleisch von Kindern und trinket Ihr nicht das Blut derselben bei Eueren nächtlichen Orgien?"

„Wie sollten wir so etwas Entsetzliches thun, da wir nicht einmal das Blut von Thieren genießen?[14]) Aber Ihr, Ihr schlachtet die Menschen; wir jedoch thun überhaupt nichts Böses."

„Noch einmal, opfere den unsterblichen Göttern!"

„Ich bin eine Christin!"

Urbicus sah, daß Blandina hartnäckig bei ihrer Aussage beharrte; so zog sich denn der Gerichtshof zurück, um nach wenigen Augenblicken das Urtheil zu sprechen, das der Herold mit lauter Stimme verkündigte: Weil Blandina sich als Christin bekenne und dem kaiserlichen Befehl und Gebot, den unsterblichen Göttern zu opfern, gottlos den Gehorsam verweigere, sei sie mit dem Schwerte hinzurichten.

„Deo gratias, Gott sei Dank!" antwortete Blandina.

Sofort traten die Schergen auf sie zu; — der Lictor zog aus seinem Ruthenbündel das breite Beil, während das Volk einen weiten Kreis um die Hinrichtungsscene bildete.

Blandina kniete nieder, erhob noch einmal Hände und Augen im stummen Gebete zum Himmel, dann fal-

tete sie die Arme kreuzweise über die Brust und schloß die Augen. Von dem, was um sie her vorging, von der Erde und allem Irdischen gelöst ruhte ihre Seele in der Hoffnung, ja, schon im Schauen des Glückes, das der Glaube ihr verhieß; ihr Gebet war bereits eine süße Unterredung mit ihrem himmlischen Bräutigam. — Nie hatte des Lictors Beil ein reineres Opferlamm getroffen.*) — —

Nach römischem Gesetze hatte jeder Verbrecher mit seinem Tode der Gerechtigkeit genug gethan, und es stand nichts im Wege, die Leiche zu nehmen und ihr ein anständiges Begräbniß zu geben. Die Standhaftigkeit, mit welcher Blandina, das schwache Mädchen, seinen Glauben bekannt, wie die Erinnerung an jene Scene im Amphitheater hatte auch auf die umstehenden Heiden Eindruck gemacht, und als daher Einige von den Christen ungescheut vortraten und die Leiche der Martyrin in ein weites Tuch hüllten, um sie fortzutragen, widersetzte sich ihnen Niemand.

„Wo willst Du sie begraben?" fragte Cornelia, die Wangen noch naß von Thränen, indem sie auf Caecilia zutrat.

Caecilia schaute ihre Verwandte prüfend an.

„Die Christen," antwortete sie ausweichend, „werden sie wahrscheinlich bei ihren Glaubensgenossen bestatten."

„Süßes Kind," sprach Cornelia und drückte der Jungfrau sanft die Hand, „fürchte vor mir nichts! Ich

*) Es ist die wörtliche Wiedergabe aus den Martyrakten: Nihil jam eorum, quae fiebant, penitus sentiens, tum ob spem et comprehensionem eorum, quae credebat bonorum, tum ob familiarem congressum, quem cum Christo in oratione habebat. Tandem et ipsa victimae instar iugulata est.

weiß, Du bist Christin, . . . und was ich diese Nacht und heute erlebt habe . . .“

Cornelia konnte vor innerer Bewegung nicht weiter reden. — Nach einer Pause, nachdem sie sich mühsam gefaßt hatte, fuhr sie fort:

„Laß mich mitgehen, wenn ich darf, und der Todten die letzte Ehre erweisen! O, eine solch edle Seele gibt's nicht mehr auf Erden!“

Caecilia drückte schweigend ihrer Verwandten die Hand: wie schnell hatte die Martyrin über ein Herz gesiegt, das noch vor Kurzem so unabsehbar weit vom Christenthum entfernt zu sein schien!

„Komme heute Abend,“ sprach sie, „beim Einbruch der Dämmerung zum dritten Meilenstein der appischen Straße; dort ist unser Coemeterium, wo wir die Heilige bestatten. Aber wenn Du willst, werde ich Dich abholen.“

„Wir werden uns,“ antwortete Cornelia, „in einer geschlossenen Sänfte hintragen lassen. Allein komme etwas früher; ich habe mit Dir zu reden, o so Vieles zu reden!“

Als beim Einbruch der Nacht die christlichen vespilones, auf einer verhüllten Bahre die Leiche tragend, bei den Katakomben erschienen, erwarteten sie schon mit andern Christen Caecilia und Cornelia. Die Jungfrau hatte einige Worte mit dem Priester Lucius gesprochen und ihn von der wunderbaren Umwandlung ihrer Verwandten in Kenntniß gesetzt; so fand dieser kein Bedenken, auch Cornelia mit in das Coemeterium hinabsteigen zu lassen.

Unter dem Gesange von Psalmen, alle Christen mit brennenden Fackeln in den Händen, setzte sich der Zug in

Bewegung. Caecilia hatte einen Kranz der schönsten rothen Rosen mitgebracht und ihn auf die Bahre gelegt.

Langsam stieg man die Treppen hinunter, welche in den unterirdischen Friedhof hinabführten. Damals hatte das Coemeterium noch keine große Ausdehnung; es bestand erst aus einigen Grabkammern nebst einigen Verbindungsgängen, wo in den Wänden rechts und links eine Marmorplatte über der andern die Ruhestätte heiliger Todten verschloß.

In einer Grabkammer, deren Wände und Decke mit Bildern bemalt waren, hatten die fossores die Nische oder Lade ausgehauen, welche die Martyrin aufnehmen sollte. Thränen in den Augen schauten Caecilia und Cornelia zu, wie die Männer die Leiche voll Ehrfurcht erhoben, unter den Gebeten des Priesters sie in das Grab legten und eine Marmorplatte ohne Inschrift vor die Oeffnung einmauerten. [15])

Auf Cornelia hatte die ganze Feier, tief im Schooße der Erde, bei dem Lichte von Lampen und Fackeln, einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Eine neue, wunderbar lichte Welt hatte sich ihr im Dunkel der Katakomben erschlossen, aber auch sie selber war eine ganz Andere geworden.

Beim Hinausgehen sah sie in dem Halbrund eines Nischengrabes ein Gemälde, das ihre Aufmerksamkeit fesselte. Da sie stehen blieb, dasselbe zu betrachten, gab ihr Caecilia die Erklärung:

„Die in diesem Grabe ruhende Todte," sprach sie, „welche gleich Blandina für ihren Glauben hingerichtet worden, wohnt jetzt in seligem Glücke in jenem Himmelsgarten ewiger Wonne, zu welchem Christus sie, wie der gute Hirt sein Schäflein, von der Erde emporgetragen."

„Und zu den Füßen des Hirten ruht ein anderes Lamm," fuhr Cornelia sinnend fort, „und ein drittes Lamm möchte auch gern von dem Hirten aufgenommen werden."

„Und er wird Dich gerne aufnehmen!" antwortete Caecilia, indem sie ihr großes, seelenvolles Auge auf ihre Verwandte heftete.

Cornelia legte ihren Arm um den Hals der Jungfrau und zog sie an sich, ohne ein Wort zu sagen.

„Weißt Du," sprach sie, als Beide aus dem Coemeterium emporgestiegen waren und im stillen Abenddunkel auf der appischen Straße der Stadt zuwandelten, „weißt Du, welches Bild ich am Grabe der süßen Blandina malen ließe, wenn ich's dürfte? Aber," unterbrach sie sich selbst, „das wäre ja kein christlicher Gegenstand."

„Und doch möchte ich gerne Deine Idee kennen lernen," antwortete Caecilia lächelnd.

„Nun denn, ich würde den Orpheus, und rings um ihn Löwen und Tiger malen lassen, die sein Leierspiel gezähmt hat. Was Dichtung und Sage von jenem thra-

cischen Sänger erzählen, hat ja Blandina im Amphitheater in viel wunderbarerer Weise verwirklicht."

„Aber in unendlich wunderbarster Weise," entgegnete Caecilia, „ist es verwirklicht worden durch jenen göttlichen Orpheus, der durch den heiligen Zauber seiner Gnade die Herzen der Menschen zähmt und die Löwen in Lämmer verwandelt und sie alle um sich versammelt, den Tönen seiner Liebe zu lauschen."

„Wie schön ist das nun wieder!" sprach Cornelia sinnend, und indem sie still ihren Gedanken nachging, stellte sie sich eine Grabkammer in den Katakomben als ihre dereinstige Ruhestätte vor, — und dann müßte in der Decke das Bild des Orpheus gemalt werden.

Fünftes Kapitel.

Bergauf.

Von der Erkenntniß der Wahrheit bis zum Bekenntnisse derselben, vom Verwerfen dessen, was man bisher für das Richtige gehalten, bis zum gläubigen Erfassen dessen, was der Geist als Lüge und Irrwahn zu betrachten gewohnt war, — ist noch ein weiter und sehr steiler Weg. Das lehrt uns ja die Bekehrungsgeschichte eines jeden Convertiten. Und noch viel weiter und beschwerlicher als für den Verstand, ist dieser Weg für das Herz, das dem Verstande folgen soll, wenn es seinen Neigungen und Leidenschaften, seinen Eitelkeiten und Genüssen, Allem, was es bisher geliebt, Lebewohl sagen muß, um zu lieben, was es Zeitlebens verachtet und gehaßt hat. Im alten Rom aber, und zumal in den Zeiten der Verfolgung war dieser Schritt, war der Uebertritt vom Heidenthum zum Christenthum noch unvergleichlich schwerer. Das ganze öffentliche wie häusliche Leben war auf das innigste mit dem Dienste der Götter verwebt und verbunden, — und alle diese Bande mußten zerrissen werden. Wegen der Verbrechen, welche das Volk den Christen angedichtet, lastete auf den Bekennern des Kreuzes die

schwerste Schmach, — und in diese Gesellschaft, die für das verworfenste Gesindel galt, mußte man eintreten. Die römischen Staatsgesetze hatten die Todesstrafe über alle Christen verhängt; täglich konnte man Zeuge sein, wie strenge die Richter das Gesetz handhabten, wie zugleich keine Marter unversucht blieb, die Bekenner zur Verleugnung ihres Glaubens zu bewegen, — und auf diese Folterqualen, auf diesen Martertod mußte der Neubekehrte jeden Augenblick gefaßt sein. Man hatte Gatten und Kinder, Verwandte und Freunde, an welche das Herz durch die heiligsten Beziehungen gekettet war, — und unerbittlich lautete der Spruch des Evangeliums: „Wer zu mir kommt und haßt nicht Vater und Mutter, und Gattin und Kinder, und Bruder und Schwester, ja, seine eigene Seele, der kann nicht mein Jünger sein."

So war denn also für den natürlichen Menschen in jenen Zeiten eine Conversion unendlich schwerer, als in unsern Tagen, und das Opfer unermeßlich größer; aber auch niemals hat sich die Macht und Göttlichkeit des Christenthums so handgreiflich geoffenbart, als in den zahlreichen Bekehrungen, für welche gar oft die Marterpalme der Lohn gewesen.

Dieser Kampf begann nun auch für Cornelia, für das verhätschelte Weltkind, das bisher nur seinem Willen und seinem Vergnügen gelebt hatte.

So tief und unauslöschlich der Eindruck gewesen, den jene Nacht, wie der Tag der Hinrichtung und Beisetzung Blandina's auf sie gemacht, sie erschrack nun doch in den folgenden, ruhigeren Tagen vor dem Gedanken, Christin zu werden. Alles in ihr bäumte sich dagegen auf; schon der Hinblick auf ihre Eltern und Verwandten,

wie die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche auf die Entschließungen des Menschen einen so mächtigen Einfluß ausübt, stellten ihr bergeshohe Hindernisse in den Weg.

„Nein, nein," rief sie aus, „ich kann es nicht. Ich will mich abwenden von den Göttern, an die ich bisher geglaubt habe; allein werde ich mich den öffentlichen Festen und Opfern entziehen können, zu deren Theilnahme ich schon durch meinen Stand gezwungen bin? Ist es denn nicht genug, wenn ich im Herzen und im Geheimen Christin bin? — — Wie grausam bist Du, Gott der Christen, daß Du den ganzen Menschen verlangst!"

„Ach," seufzte sie, „ich erliege in diesem Kampfe. Warum war ich so thöricht, mit Caecilia in den Kerker hinabzusteigen, um zu den Füßen einer Sklavin meine Ruhe und mein Lebensglück zu verlieren? Caecilia! — Ja, der liegt nichts am Leben; die ginge noch heute mit derselben Freudigkeit in den Tod, wie ihre Sklavin, während mein Herz mit unzähligen Fasern in die Welt und das Leben verwachsen ist."

Die schlimmen Vorurtheile, welche Cornelia früher gegen die Christen gehegt, waren durch Blandina und Caecilia zerstreut worden; alle die vielen Martyrer, die sie früher als gemeine Verbrecher verachtet hatte, erschienen ihr jetzt als bewunderungswürdige Helden, welche unschuldig für ihre Ueberzeugung in den Tod gegangen. Aber mußte man denn gerade Christ werden, um tugendhaft zu sein? Hatte denn nicht seine Philosophie den Kaiser Marcus Aurelius gleichfalls zu einem Muster jeder Tugend und Vollkommenheit gemacht?

Cornelia suchte sich zu zerstreuen; sie wollte, sie mußte sich diese Gedanken aus dem Sinne schlagen. Sie bemühte sich, wieder zu scherzen im Kreise ihrer Freunde und Freundinnen; sie ging wiederholt in das Theater, wo ein berühmter Mime die Zuschauer hinriß. Allein auch in die Gesellschaft folgte ihr das Bild der Blandina, und die Scherze, die ihr sonst so reich sprudelten, kamen ihr nicht mehr, und das Theater erschien ihr unaussprechlich fade und abgeschmackt.

Von dem steten innern Widerstreit gequält, fühlte Cornelia immer lebhafter das Bedürfniß, sich Jemanden gegenüber auszusprechen.

Zu Caecilia wollte sie nicht gehen; sie wußte, wie wehrlos sie diesem Kinde gegenüberstehen würde, das ja keinen Begriff von ihren Seelenkämpfen haben konnte. Unter ihren gelehrten Freunden war keiner, dem sie Vertrauen geschenkt hätte. — Da fiel ihr der Philosoph Justinus ein, den sie vor all den andern hochmüthigen und dünkelhaften Philosophen schätzen gelernt. Der forschte doch auch nach der Wahrheit, und zwar seit Jahren und bei allen philosophischen Schulen, und hatte zu diesem Zwecke den ganzen Orient bereist. Gewiß, der wäre längst Christ geworden, wenn er im Christenthum die Wahrheit gefunden. Ja, Justinus war der Mann, der ihrem Geiste und ihrem Herzen wieder Ruhe geben konnte.

Cornelia ahnte nicht, welche Veränderung seit jenem Besuche bei ihr auch mit dem Philosophen vor sich gegangen. —

Für Justinus unterlag es keinem Zweifel, daß der Greis, dessen Bekanntschaft er in so merkwürdiger Weise

gemacht, Christ sei; es waren also christliche Lehren, die er aus dem Munde desselben, wie der Kinder gehört hatte. Und das war **die Wahrheit,** jene Wahrheit, nach der er so lange gesucht. — Als er an jenem Abende nach Hause gekommen, hatte er sich sofort hingesetzt, um die ganze Unterredung mit dem Unbekannten, wie die Antworten des Kindes möglichst wortgetreu niederzuschreiben, und je tiefer und gründlicher er über jeden Satz nachdachte, desto helleres Licht drang in seine Seele. Er hatte so viel gelesen und studirt: warum war es ihm nie in den Sinn gekommen, auch nach den heiligen Büchern der Christen zu forschen? Allein auch so groß war ja das allgemeine Vorurtheil gegen diese Sekte, daß man alles Andere, als Aufklärung über die höchsten und wichtigsten Fragen der Philosophie dort gesucht hätte.

Justinus war ein zu consequenter Charakter, als daß er nicht als echter Philosoph sofort sein Handeln durch sein Erkennen hätte bestimmen lassen. Er hatte zu lange, vergebens nach Wahrheit suchend, umhergeirrt, als daß er nicht jetzt, wo er ihre Spur entdeckt, unbekümmert um alles Andere, diesen Pfad verfolgt hätte, um nun nicht zu rasten, bis er in ihren vollen Besitz gekommen. Dann, dann hatte er endlich Ruhe; dann war der Lotse gefunden, der das Schifflein seines Lebens durch die Stürme zum Hafen seligen Friedens lenkte.

In der Frühe des nächsten Morgens eilte Justinus wieder nach dem Monte Mario hinaus. Der Pförtner, dem sonst die strengste Vorsicht anbefohlen war, erkannte ihn wieder und ließ ihn unbedenklich eintreten.

Ptolomäus saß gerade in Mitten seiner kleinen Zuhörer und sprach zu ihnen von den Eigenschaften Gottes,

von seiner Ewigkeit, seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, von seiner Liebe und Barmherzigkeit, in der schlichten, einfachen Form, wie es für Kinder verständlich war; seine Sprache wurde unwillkürlich wärmer, als er die Liebe Gottes zu den Menschen schilderte, welche Alle seine Kinder seien, Freie wie Sklaven, als er seine Barmherzigkeit gegen die Irrenden schilderte, seine Langmuth gegen die Sünder, den Lohn ewiger Herrlichkeit, den er den Guten verheißen.

Justinus pflückte gleichsam jedes Wort von den Lippen des ehrwürdigen Greises; wie fühlte er es Licht werden in seinem Geiste, wie fühlte er sein Herz sich erweitern, gleich der Blume, die aus der verschlossenen Knospe der Morgensonne entgegen ihre Blätter entfaltet!

Als der Unterricht beendet war, hätte er noch Stunden lang zuhören und den erquickenden Strom dieser Wahrheiten in seine dürre Seele hineinschlürfen mögen.

Er trat auf Ptolomäus zu und sprach:

„Ich habe gefunden, was ich so lange gesucht! Gott hat mich zu Dir geführt: führe Du mich denn nun zu ihm; ich will, ich muß Christ werden!“

Justinus blieb den ganzen Tag in dem stillen Landhause. Als er sich am Abende aus dem lieben Kreise der Kleinen, in welchen er sich so bald hineingefunden, verabschiedete, gab Ptolomäus ihm das Evangelium des heiligen Johannes mit, daß er es in den nächsten Tagen durchlese und dann zu ihm zurückkehre.[16])

Wie gewaltig ergriff ihn schon gleich der Anfang dieser heiligen Schrift: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Das war so bewältigend groß und erhaben, wie Justinus Aehnliches bei keinem Philosophen gelesen. Mit wachsendem Interesse las er weiter, und immer leuchtender und göttlicher trat die Person des Erlösers vor seine Augen, und immer inniger gab sich seine ganze Seele in Dank und Liebe seinem Heilande hin. Bei Justinus, der so lange schmachtend nach der Wahrheit gesucht, der durch keine irdischen Bande an die Welt gefesselt war, dem keine Rücksichten des Standes oder des Blutes sich in den Weg stellten, bei ihm war die Bekehrung leicht; er brachte dem Samen des Evangeliums ein Erdreich ohne Dornen, ohne Steine entgegen.

Da kam die Einladung der Cornelia.

Justinus hatte mit ihr früher wiederholt philosophische Gespräche und Erörterungen geführt; es war ja Mode in Rom geworden. Wie ganz anders konnte er heute mit ihr über solche Fragen reden!

„Was ich ihr bisher bieten konnte," sprach er zu sich selber, „war stehendes Wasser aus trüben Sümpfen; jetzt werde ich sie zu der frisch sprudelnden Quelle lebendigen Wassers, göttlicher Weisheit führen. Mag sie mich belächeln, verachten, von sich weisen, wenn ich ihr erkläre, daß dies die Lehren des Christenthums sind, und daß ich mich mit ganzer Seele zu ihnen bekenne; das soll mich nicht abhalten. Durch Wärme und Begeisterung hoffe ich zu ersetzen, was mir an Tiefe der Erkenntniß noch abgeht."

Die Unterredung, welche Cornelia mit dem Philosophen führte, dauerte lange, sehr lange. Er erzählte ihr, wie er Ptolomäus kennen gelernt, wie er aus dem Munde der Kinder die erste Belehrung empfangen, wie er jetzt unerschütterlich fest von der Göttlichkeit des Christen-

thums überzeugt sei. Mit dem heiligen Feuer eines Neubekehrten legte er der Dame die Grundlehren unseres heiligen Glaubens dar, und mit der Gewandtheit eines feinen Dialektikers wußte er jede Einwendung zu widerlegen, welche Cornelia vorbrachte. Trotz aller Vorsicht, welche sie anwandte, ihr Inneres nicht zu verrathen, mußte doch Justinus aus ihren Fragen und Einwürfen und aus der so ganz andern Art, wie sie jetzt über Philosophie und Religion redete, erkennen, welche Stürme in ihrer Seele tobten: — daß doch auch sie den Lotsen fände, welcher das Fahrzeug in die rechte Wasserstraße hinaus geleitete!

Als Justinus sie endlich verließ und Cornelia allein war, da war ihr Geist noch viel erregter und sturmbewegter, denn zuvor. So laut die göttliche Stimme in ihrem Innern ihr zurief, daß sie ihren Frieden einzig in der gänzlichen Hingabe an die erkannte Wahrheit finden könne, so mächtig erhob sich und bäumte sich ihr ganzes Wesen auf gegen die große, folgenschwere Entscheidung.

Tage und Wochen vergingen: Cornelia kam zu keinem Entschlusse; immer hatte sie der Mahnung der Gnade gegenüber die Antwort: Es geht nicht; ich kann nicht!

Allein sie fühlte sich unsäglich unglücklich; wenn dieser Zustand noch länger dauerte, sagte sie sich selber, so mußte sie wahnsinnig werden.

Selbst ihr Gemahl, der sich sonst herzlich wenig um sie bekümmerte, erkannte die Veränderung in ihrem Wesen; aber wem hätte sie weniger, als ihm, die Ursache der Bläße offenbaren können, welche seit einiger Zeit die Rosen von ihren Wangen vertrieben hatte?

Caecilianus rieth ihr Luftveränderung, einen Aufenthalt am Meere: „Ach," seufzte sie, „wenn mir das helfen könnte!"

Er wollte einen Arzt zu Rathe ziehen: „Für mich," antwortete sie mit Thränen in den Augen, „gibt es nur Ein Heilmittel; allein es liegt für mich in unerreichbarer Ferne."

Nach einigen Tagen kam Justinus, jetzt ungerufen, wieder; er lud Cornelia ein, mit ihm die Waisenanstalt des Ptolomaeus zu besuchen, und nach einigem Sträuben sagte sie zu.

Was sie auf dem Landhause sah und hörte, mußte ihre Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums noch befestigen; sie gestand dies endlich auch offen dem Priester, aber sie erklärte ihm zugleich die Unmöglichkeit, auch äußerlich überzutreten.

Ptolomaeus gab ihr eine sehr eigenthümliche Antwort.

„Als der Herr noch auf Erden wandelte," sprach er, „lebte auf ihrem Schlosse zu Magdala eine reiche Dame, die weit mehr in die Netze der Welt verstrickt war, als Du, edle Frau, es jemals werden könntest. Was die Menschen Zufall nennen, führte sie eines Tages unter die Massen des Volkes, welches den Worten des Meisters lauschte. Die Erhabenheit seiner Erscheinung, wie seiner Lehre ergriff auf einmal mit himmlischer Gewalt die Seele des Weibes, und als nachher der Herr bei einem Pharisäer zur Tafel geladen war, drang Maria Magdalena, dem unwiderstehlichen Zuge ihres Herzens folgend, in das Triclinium. Unbekümmert um die spöttischen Blicke und die boshaften Bemerkungen der Gäste, warf sie sich zu den Füßen Jesu nieder, benetzte dieselben mit ihren Thränen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes. — Ich will Dir,

hohe Frau, auch nicht mit Einem Worte zureden, Christin zu werden; es wird die Stunde kommen, in der auch Dich die unendliche Sehnsucht Deines Herzens hintreibt, wo der Herr weilt; bereit, selbst das Höchste zu opfern, wirst Du Dich dann zu seinen Füßen werfen und ihn um das Eine anflehen, daß er in Gnaden Dich aufnehme."

Cornelia war von diesen Worten nicht wenig betroffen. Als Bettlerin sollte sie kommen und kniefällig um Aufnahme bitten? — Wie weit fühlte sie sich noch von dieser Demuth und von diesem Opfer ihrer selbst entfernt!

Aber als sie nach Hause kam, da verschloß sie sich in ihr Gemach, warf sich auf die Kniee, breitete ihre Arme zum Himmel und flehte unter heißen Thränen:

„Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich meiner! Habe ich durch die Gnade Dich erkannt, dann gib mir auch Kraft, mit Magdalena mich Dir zu Füßen zu werfen!"

Die Stunde wird kommen, du schwaches Herz, welche dir den Muth zu jedem Opfer, und wäre es das des Lebens, geben wird! Wenn dich Caecilia wie-

der in die Katakomben führt, dann laß dir von ihr das Bild des Abraham zeigen, der sein Liebstes, seinen einzigen Sohn und das Kind der Verheißung, mit eigener Hand zu schlachten bereit ist, weil Gott es will. Nicht umsonst lassen die Christen dieses Bild so gerne in den Grabkammern der Martyrer malen. Was von dem Patriarchen des alten Bundes in dem Willen, nicht der That nach gefordert wurde: — das Theuerste, was das Herz mehr liebt, als das eigene Leben, wie freudig haben es diese glaubensstarken Helden zum Opfer gebracht! — —

Am folgenden Morgen überraschte ihr Gatte sie durch die Mittheilung, daß er nach Alexandria in Aegypten zu reisen gedenke; er habe dort dringende Geschäfte persönlich abzuwickeln, wolle dabei aber auch für sie einen geeigneten Ort zum Winteraufenthalt ausfindig zu machen suchen; seine Abfahrt sei bereits auf den nächsten Tag festgesetzt.

Cornelia antwortete nichts darauf. Sie durchschaute ihren Gatten: — nicht die Sorge um sie, sondern der Hang nach den üppigen Genüssen des Orients, die er unbehindert von seinem Weibe genießen wollte, das waren die Geschäfte, welche ihn von ihr forttrieben. Ihr Verdacht wurde zur Gewißheit, als ihre Sklavinen ihr von der Menge der Koffer und Kisten berichteten, die der Gatte zu der Reise hatte packen lassen, und die unzweifelhaft auf eine längere Abwesenheit berechnet waren.

Und daß er sie gerade jetzt verließ, zerriß den letzten Faden, der die beiden Gatten noch mit einander verband.

Sechstes Kapitel.

Die Verlobte.

Niemand war über die Umwandlung, welche mit Cornelia vor sich gegangen, glücklicher, als Caecilia, Niemand betete inbrünstiger, als sie, daß der Herr das Werk vollende, welches seine Gnade begonnen. Sie wußte ja, mit wie vielen Fäden und Stricken von Jugend auf Cornelia an die Welt gebunden war, und wie schwer es für sie werden mußte, dieselben zu zerreißen. Ach, sie hatte so viel Ursache, zu befürchten, daß die Eindrücke, welche Blandina, ihr Martyrium und ihr Begräbniß auf die Freundin gemacht, im Wechsel der Zerstreuungen und Genüsse allmählich wieder verwischt werden möchten!

Allein jene Eindrücke waren doch zu tief gewesen, und zudem fügte die Vorsehung mancherlei äußere Umstände zusammen, um das Gebet der Martyrin an dieser Seele nicht verloren gehen zu lassen. Die Abreise ihres Mannes, so bitter Cornelia sich dadurch gekränkt fühlte, mußte erfolgen, um sie frei zu machen; unter den Philosophen mußte sie den Justinus zu Rathe ziehen, der kurz vorher zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt war; durch ihn mußte sie den Ptolomaeus kennen lernen, den Priester, dessen ehrwürdige Erscheinung in Mitte seiner Waisenkinder für sie, wie für Justinus, der Führer auf dem Wege des Heiles sein sollte.

Seit dem Begräbnisse der Blandina in den Katakomben sahen sich Cornelia und Caecilia öfter, und waren sie bisher einander als Verwandte schon zugethan,

so knüpfte sich jetzt nach und nach zwischen Beiden ein Band innigster und herzlichster Freundschaft. Wohl war Caecilia um Jahre jünger; allein sie war eine Erwachsene im Glauben und christlichen Leben, neben welcher Cornelia sich als Kind und Schülerin fühlte.[17]) Wie oft hatte Cornelia Grund, sich zu verwundern, wenn für Einwürfe, die ihr unwiderleglich schienen, für Fragen, welche sie mit all ihrem Nachdenken nicht zu beantworten wußte, für Zweifel, welche sie Tage lang gequält hatten, Caecilia mit wenigen schlichten Worten, kindlich einfach und doch so klar und wahr und überzeugend den Ausweg und die Lösung zeigte.

Das Ende des Jahres stand vor der Thüre, als eines Tages Caecilia mit freudestrahlendem Antlitze bei Cornelia erschien.

„Freue Dich mit mir," rief sie, „in acht Tagen erhalte ich den Schleier, der mich auf immer mit meinem Bräutigam verbindet!"

„Bräutigam?" fragte Cornelia verwundert. „Und Du hast nie mit Einem Worte zu mir von Deinem Geliebten gesprochen? Das ist nicht artig von Dir. Aber wer ist denn unter den Söhnen unseres Adels der Glückliche, der Dich heimführt?"

„Und ich habe für Dich," fuhr Caecilia fort, ohne in ihrer Freude auf Cornelia's Frage zu achten, „die Erlaubniß erwirkt, daß Du der Feier beiwohnen darfst."

„Dein Vater ist überaus gnädig," entgegnete Cornelia, indem sich ihre Stirne unwillkürlich in Falten legte, „daß er mir, der Verwandten, die Erlaubniß ertheilt, Deiner Vermählung beiwohnen zu dürfen."

„Mein Vater?" fragte Caecilia, plötzlich ernster werdend. „Ach, der weiß nichts davon; er hängt ja noch

zu sehr an seinen alten Göttern, und er würde mir schrecklich zürnen, wenn er es erführe."

„Deine Worte werden immer räthselhafter."

Caecilia legte einen Augenblick die Hand auf die Stirne und sprach:

„Verzeihe mir, wenn ich in meinem Glücke vergaß, daß Du noch nichts von jener seligsten Vereinigung weißt, welche bei uns Christen das Herz in höchster Liebe mit dem Liebenswürdigsten verbindet."

Cornelia schaute das Mädchen fragend mit großen Augen an; Caecilia aber fuhr fort:

„Schon längst gehörte mein Herz ganz meinem Gott und war ihm geweiht und verlobt; aber jetzt darf ich feierlich und öffentlich am Altare knieen, um durch heilige Gelübde in ewiger Jungfräulichkeit mich meinem Gott und Herrn zu vermählen."

Cornelia fiel von einem Staunen in das andere.

„So wirst Du nie heirathen?" rief sie. „Wie? Du bist die einzige Erbin; ich weiß, wie mancher unserer jungen Patrizier auf Dich sein Auge gerichtet hat; ja, ich könnte Dir den Namen des Bewerbers nennen, den Dein Vater bereits für Dich zum künftigen Gemahl erkor. Hast Du vergessen, welche Gewalt das römische Gesetz dem Vater über seine Tochter in die Hand gibt?"

„Der Engel Gottes," antwortete Caecilia mit leuchtendem Blicke, „behütet mich in treuer Obhut. O ja, mein himmlischer Bräutigam, Du wirst wachen, daß Herz und Leib unversehrt bleibe. Dein Evangelium trage ich auf meiner Brust, und von himmlischem Feuer ist meine Seele entzündet."*)

*) Aus dem Officium der heil. Caecilia: Angelum Dei habeo, qui nimio zelo custodit corpus meum .... Fiat, Domine,

„Aber, hast Du auch bedacht, daß es dann unfehlbar bekannt werden muß, daß Du Christin bist?"

„Die Streiter Christi," antwortete Caecilia, „welche die Werke der Finsterniß fliehen, sind gerüstet mit den Waffen des Lichtes. Was könnte mir Glücklicheres widerfahren, als daß ich dem Kranze der Jungfräulichkeit den Palmzweig des Martyriums hinzufügen dürfte?"

„Ich bin," entgegnete ernst Cornelia, welche diese Antwort nicht erwartet hatte, „wie eine Blinde, die eben sehend geworden." Eine neue Welt ist ihr aufgegangen; der Glanz der Sonne, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben und Gestalten sind ihr etwas so ganz Fremdes, Unbekanntes, daß ihre bisherigen Begriffe gar nicht ausreichen, sie zu fassen. — „Und wann wirst Du diese Deine Vermählung feiern?"

„Am Feste der Erscheinung des Herrn; es ist der Jahrestag, wo einst ein wunderbares Himmelszeichen Fürsten aus fernem Morgenlande nach Bethlehem führte, dem neugebornen Himmelskönige ihre Gaben darzubringen. An demselben Tage wirkte der Herr sein erstes Wunder, da er auf der Hochzeit zu Cana Wasser in Wein verwandelte. Ja, liebe Freundin, ja, das ist der Tag, der lang ersehnte, wo mein göttlicher Bräutigam mir den Kelch voll berauschenden Weines seiner Liebe reichen wird, wo die Fürsten des Himmels nahen mit ihren Brautgeschenken, und Engelchöre Hochzeitslieder singen!"

Cornelia heftete schweigend ihre Augen auf Caecilia: es war wie Wiederschein des Paradieses auf dem Ant-

---

cor meum et corpus meum immaculatum . . . Evangelium Christi gerebat in pectore . . . cor eius igne coelesti ardebat . . . . Eja milites Christi, abjicite opera tenebrarum et induimini arma lucis.

litze heiliger Jungfräulichkeit, was von ihren Zügen, aus ihren Augen leuchtete. —

Die damalige Residenz der Päpste befand sich in dem Palaste, in welchem der Senator Pudens einst die Apostelfürsten aufgenommen hatte. Pius I., der Vorgänger des jetzigen Papstes Anicetus, hatte die dortige Hausbasilika zur Titelkirche unter dem Namen titulus Pastoris erhoben. Noch bewahrte man daselbst den hölzernen Altar, auf welchem der Apostelfürst die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte, und alle wichtigen Funktionen des Papstes, die feierliche Spendung der Taufe zu Ostern, die Weihe der Bischöfe und Priester und die Einkleidung der Jungfrauen wurden in der Regel hier vorgenommen. Die von Timotheus, einem der beiden Söhne des Pudens, im väterlichen Hause hergerichteten öffentlichen Bäder boten den Christen einen unverdächtigen Vorwand, sich dort zu versammeln.[18])

Die für die Einkleidung der Jungfrauen festgesetzten Feste waren in der alten Zeit vornehmlich das der Erscheinung des Herrn, Ostern und das Fest der Apostelfürsten. Auf ihre besondere Bitte hatte der Papst für Caecilia den ersteren Festtag zu ihrer Gelübde-Ablegung bestimmt: auch sie hatte Kenntniß von den Heirathsprojekten ihres Vaters erhalten, und darum drängte es sie, in feierlicher Form vor Bischof und Geistlichkeit und Angesichts der ganzen Kirche öffentlich zu geloben, was sie längst im Herzen Gott geopfert hatte.

Die gottgeweihten Jungfrauen hatten einen besonderen Ehrenplatz in der Nähe des Altares. Dort sehen wir zu der festgesetzten Stunde als Vorsitzerinen Pudentiana und Praxedis, die Töchter des Senators Pudens, jetzt hochbetagte Greisinnen; — wie Manche hatten sie schon in ihre

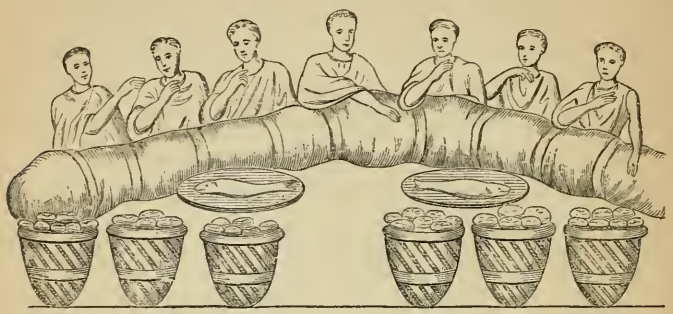
Reihen aufgenommen, wie Manche mit dem Palmzweig des Martyriums aus ihrer Mitte scheiden sehen!

Schon der Ort, wie die ganze Versammlung machten auf Cornelia einen sehr günstigen Eindruck. Jedes Götterbild fehlte. Der erhöhte Raum in dem halbkreisförmigen Ausbau der Apsis zeigte in der Mitte einen Thron, an welchen sich nach rechts und links Sitze anschlossen. Die Wand darüber war mit eigenthümlichen Darstellungen bemalt: ein Hirte in Mitte seiner Heerde, mit einem Lamm

auf seiner Schulter, Abbildung eines Gastmahls, bei welchem Brod und Fisch die Nahrung bildeten, ein Mann mit erhobenen Armen zwischen zwei Löwen u. dgl.

Waren alle diese Bilder für Cornelia dunkel, so doch am meisten die Darstellung des Mahles. Eine Anzahl von Personen saß dort an einer halbrunden Tafel, auf welcher

auf einer Schüssel zwei Fische lagen; daneben standen sieben Körbe mit Brod. Wie kam denn diese profane Darstellung einer Mahlzeit hieher, und zudem an die heiligste



Stelle des Gotteshauses? Oder sollte hier irgend ein Geheimniß des christlichen Kultes vergegenwärtigt sein?

Die Frauen hatten auf der rechten, die Männer auf der linken Seite des großen Betsaales ihren Platz; bei Allen sah Cornelia die gleiche ernste Sammlung. Der Gesang, in welchem ein Vorsänger bald mit einem kleinen Chor, bald mit der ganzen Gemeinde abwechselte, hatte etwas ungemein Feierliches. Und was waren das für ehrwürdige Gestalten, der greise Bischof und die ihn umgebenden Priester!

Als Opfergabe sah Cornelia Brod und Wein auf den Altar tragen; dann verhüllte man den Altar rings mit Vorhängen, welche gänzlich den Priester umschlossen. Alle genossen von der Opfergabe; aber mit einer solch besonderen Ehrfurcht empfing ein Jeder auf seinen Händen ein Stücklein Brod und trank aus dem Kelche, den ihm ein Altardiener darreichte, daß die Christen in dieser Opferspeise offenbar etwas ganz besonders Heiliges sehen mußten. Blutige Opfer von Thieren wurden nicht dargebracht; es war dazu auch keinerlei Vorrichtung vorhanden. [19])

So dunkel und geheimnißvoll in der Opferfeier Manches für Cornelia war, so mächtig ergriff sie der Akt, in welchem Caecilia sich ihrem Gott weihte. Einen Kranz frischer Rosen in dem vollen, auf die Schultern niederwallenden Haar, von Pudentiana und Praxedis geleitet, trat die Jungfrau zum Thron des Bischofs, in Mitte der im Halbkreise umherstehenden Priester. — Cornelia wunderte sich über das ungemein hohe Lob, welches in seiner Ansprache der Bischof den Jungfrauen spendete. Er nannte sie Bräute Christi, dem Unsterblichen vermählt, Gefäße des ewigen Wortes, die Blüthen am Baume der Kirche, den edelsten Theil der Heerde Christi; sie seien Engel, dem Könige der Engel verlobt, der auf Erden, wie im Himmel, Engel haben wollte, welche ihn anbeten. Darum sei auch ihre Heimath der Himmel, und hienieden ihr Platz am Altare, auf welchem das jungfräulichste Opfer dargebracht werde. Er bezeichnete sie als den leuchtenden Beweis, daß nur im Christenthum Gott in Wahrheit verehrt werde. Endlich wies der Bischof auf die Königin der Jungfrauen als deren helles Vorbild hin, auf die Mutter Jesu, welche das Banner unversehrter Jungfräulichkeit aufgepflanzt habe; Maria sei die Lehrerin, an welcher sich die Schülerinen bilden sollten; sie sei ein Spiegel der Jungfrauschaft, ihr Leben die Schule für Alle.[20])

Nunmehr folgte die Gelübdeablegung, die, ähnlich wie bei der Taufe, durch eine Reihe von Fragen und Antworten eingeleitet wurde. Und nun sah Cornelia, wie Caecilia die Stufen des bischöflichen Thrones emporstieg, ... vor dem Papste niederkniete, ... ihre Hand auf das Evangeliumbuch legte und dann die Weiheformel sprach, durch welche sie sich zu steter Bewahrung makelloser Jungfräulichkeit ewig Gott verlobte. Sie schloß mit den Worten: „Sic

me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia. So helfe mir Gott und dies sein heiliges Evangelium!"

Das ganze Volk antwortete: „Amen", als hätte es durch sein Zeugniß das Gelöbniß besiegeln wollen. Dann legte der Bischof um Caecilia's Haupt einen einfachen Schleier, der aus weißer Wolle gewebt und nur mit einem schmalen Purpurstreifen besetzt war; er sprach dabei die Worte:

„Empfange den heiligen Schleier, meine Tochter, daß Du ihn unbefleckt bringest vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesus Christus, vor welchem sich beugen die Knice Aller im Himmel, auf Erden und unter der Erde; in alle Ewigkeit."

„Amen!" antwortete wiederum die ganze Gemeinde.

Als die jetzt Gott auf immer Geweihte zu den Füßen des Bischofs sich erhob und von dem Throne zurücktrat, um zu ihrem Platze zurückzukehren, sah man sie plötzlich ihre Arme ausbreiten und einige Augenblicke unbeweglich dastehen, die Augen geschlossen, die Wangen in heiliger Gluth geröthet. — — Cornelia drückte die gefalteten Hände an ihre Lippen und starrte staunend auf das in Verzückung dastehende Mädchen, bis Pudentiana und Praxedis, die Aeltesten aus dem Chore der Jungfrauen, hinzu traten, um Caecilia als eine der Ihrigen zu umarmen und ihr den Friedenskuß zu geben. Das Gleiche thaten die übrigen Jungfrauen, während die Sänger einen Wechselgesang anstimmten, dessen Text wie ein Hochzeitslied zur Vermählung eines Königs mit einer Königin lautete. [21])

Cornelia war der ganzen Handlung mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt; Thränen der Rührung rollten über ihre Wangen, als der Bischof den Schleier um das Haupt Caecilia's legte; als die Jungfrau mit erhobenen Armen in Verzückung dastand, war sie ihr wie eine himmlische

Erscheinung vorgekommen. — Damals, als ihre jugendliche Freundin ihr zuerst von dem Gelübde gesprochen, hatte Cornelia an eine Weihe gedacht, ähnlich, wie sie bei den zum Dienste der Göttin Vesta erkorenen vestalischen Jungfrauen üblich war: wie unvergleichlich erhabener und heiliger war das, was sie heute sah! Sie konnte Caecilia nur mit einer gewissen Ehrfurcht anschauen. Hatte sie früher bei Besuchen stets zum Abschiede dem Mädchen einen Kuß auf die Stirne gedrückt, so wagte sie fortan das nicht mehr zu thun; es wäre ihr wie eine Entheiligung vorgekommen, da ihr der himmlische Bräutigam auf diese Stirne den Kuß seiner göttlichen Liebe gedrückt zu haben schien.

Wenn der Bischof die Jungfräulichkeit als den schlagendsten Beweis bezeichnet hatte, daß die wahre Gottesverehrung nur im Christenthume zu finden, so war ihr dies Anfangs als eine kühne Behauptung erschienen; bei längerem Nachdenken mußte Cornelia dem Satze zustimmen: eine Blandina, eine Caecilia waren Blumen, die der Boden des Heidenthums nicht hervorzubringen vermochte; die konnten nur an dem lebendigen Quell der Gnade und Wahrheit, nicht in dürrer Wüste ersprießen.

Der Tag der Einkleidung Caecilia's[22]) überzeugte Cornelia unerschütterlich von der Göttlichkeit des Christenthums.

„Sage mir doch, mein süßes Kind," sprach Cornelia, als sie einige Tage später Caecilia besuchte und mit ihr über die Feier und den Eindruck redete, den dieselbe auf sie gemacht, „sage mir doch, wenn Du es darfst, was war es, was Dich so bewegte, als Du nach Empfang des Schleiers auf einige Augenblicke unbeweglich dastandest?"

Caecilia erröthete und schwieg; aber Cornelia drang nun mit so zärtlicher Zudringlichkeit in ihre Freundin,

daß die Jungfrau endlich der Bitte nachgab, nachdem Cornelia ihr ewiges Schweigen versprochen.

„Ich weiß nicht," sprach sie, „was es war; aber ich sah plötzlich in einem weiten Garten einen unbeschreiblich ehrwürdigen Greis in der Kleidung eines Hirten, der mir freundlich winkte, zu ihm zu kommen. Rings um ihn stand eine große Schaar, Alle in leuchtenden Gewändern, und sangen zu der Musik verschiedener Instrumente Lieder von entzückender Harmonie und Süßigkeit. Als ich mich nun dem Greise in tiefster Ehrfurcht nähern wollte, traten eiligst zwei Jünglinge auf mich zu und sprachen: „Nimm uns mit zu ihm!" Sofort aber kam ein Engel, der vor mir die Beiden zu dem Greise geleitete. Dieser überreichte Jedem einen Palmzweig und befahl ihnen, gleichsam als Brautführer jetzt auch mich zu ihm zu führen. Ich empfing eine Rose und eine Lilie, von unaussprechlichem Dufte, und dann drückte der Greis einen Kuß auf meine Stirne und sprach: Filia, pax tecum, meine Tochter, Friede sei mit Dir!"[23])

Caecilia schwieg, und auch Cornelia schwieg, Beide in Nachdenken versunken.

„Und kanntest Du die beiden Jünglinge?" fragte nach einer Pause Cornelia.

„Ich glaube," antwortete Caecilia ruhig; es waren die beiden Brüder Valerianus und Tiburtius, die manchmal unser Haus besuchen und von denen mein Vater den einen mir zum Gemahl bestimmt haben soll. Allein Beide hassen das Christenthum, und ich verstehe nicht, ..."

Caecilia sprach ihren Gedanken nicht aus; in Cornelia's Auge aber perlte eine Thräne: — was anders konnte das Gesicht bedeuten, als daß alle Drei zum Martyrium berufen seien?

Siebentes Kapitel.

Die Entscheidung.

Wenn es die rauhe Witterung des Winters eben gestattete, wanderte Justinus täglich nach dem Clivus Cinnae hinaus, um im Umgange mit Ptolomaeus sich tiefer in die Wahrheiten des Christenthums einführen zu lassen. Derselbe hatte ihn schon in den ersten Tagen zu dem damaligen Bischofe von Rom, Anicetus, geführt, und dieser hatte ihn sofort in die Zahl der Katechumenen aufgenommen und ihm den Empfang der heiligen Taufe für das nächste Osterfest in Aussicht gestellt. In seinem heiligen Eifer begann Justinus nun aber auch sofort, durch mehrere Schriften sowohl die Thorheiten des Heidenthums und die Irrthümer der Philosophen, als auch die Verblendung des Judenthums offen anzugreifen und die Lehren des Christenthums darzulegen. Ein Theil dieser Schriften ist auf uns gekommen; sie haben ihrem Verfasser für alle Zeiten den Titel eines Kirchenvaters erworben. Justinus wußte sehr wohl, daß er dadurch den Haß aller Feinde des christlichen Namens gegen sich herausforderte; allein konnte ihm etwas Herrlicheres zu Theil werden, als die Gnade, seinen Glauben mit seinem Blute besiegeln zu dürfen?

Er, wie Ptolomaeus, erschienen häufig im Hause der Cornelia; denn diese fand in der Abwesenheit ihres Gemahls einen erwünschten Vorwand, sich von den öffentlichen Vergnügungen und aus der hohen Gesellschaft zurückzuziehen, um den Winter über still und einsam für sich zu leben. Die von einer Freundin in Alexandria ihr von Zeit zu Zeit gesandten Briefe bestätigten nur zu sehr ihre Voraussicht, daß ihr Gatte sich dort den ausschweifendsten Genüssen ergeben habe; dies bestärkte sie in dem Gedanken, je eher je lieber die Bande zu zerreißen, welche vor der Oeffentlichkeit sie noch an ihn fesselten. Hatte sie sich aber durch gesetzliche Ehescheidung vollkommen frei gemacht, dann war auch der Weg zum offenen Bekenntnisse des Christenthums für sie geebnet. Wohl war Cornelia jetzt allmählich in ihrem Gemüthe ruhiger geworden; sie verdankte es dem Priester Ptolomaeus, der einstweilen ihr nur zwei Dinge auferlegt hatte: Gebet und Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten. Allein sie fühlte es doch immer lebhafter, sie kam zu keinem Frieden, bis sie nicht den entscheidenden Schritt gethan; — mochte dann daraus folgen, was da wolle. Sie konnte unmöglich immer vor der Thüre des Heiligthums stehen bleiben, wo ein fester, entschlossener Griff genügte, sie zu öffnen.

Die Entscheidung wurde durch ein besonderes Ereigniß beschleunigt.

Der dicke Crescens würde die Beleidigung, welche Justinus ihm im Triclinium des Caecilianus angethan, vergessen haben, wenn er es nicht auf Rechnung einer Klatscherei geschrieben hätte, daß Cornelia ihn seitdem nicht mehr zur Tafel geladen, während Justinus jetzt ein oft und gern gesehener Besuch in ihrem Hause war. Wie hätte Crescens ihm das vergessen und verzeihen können!

Die erste Schrift, welche Justinus gegen die Heiden und die falschen Philosophen veröffentlichte, reichte freilich aus, ihren Verfasser als Christen in die Hand des Henkers zu liefern. Allein unter Marc Aurel waren delatores oder Anzeiger, die unter früheren Kaisern so entsetzlich viel Unheil angerichtet und so manchen der Edelsten und Besten in den Tod gebracht, durch das öffentliche Urtheil gerichtet; Crescens wäre von Niemand mehr zu Tische geladen worden, wenn er diese Infamie auf sich geladen hätte. Er suchte daher einstweilen weiteres Material zu sammeln und möglichst viel Nachtheiliges über Justinus auszuforschen, und das führte ihn zu höchst überraschenden Entdeckungen.

Da war zunächst das Asyl der Waisen auf dem Clivus Cinnae. Die Kinder sahen alle so gesund und blühend aus: — konnte es einem Zweifel unterliegen, daß dieselben für die schauerlichen Mahlzeiten der Christen gemästet wurden?[24]) Dem Crescens war dies um so unzweifelhafter, als er herausfand, daß Ptolomaeus ein Priester der Christen sei.

Die Besuche desselben mit Justinus im Hause der Cornelia, verschiedene andere Umstände, vor allem ihre zurückgezogene Lebensweise, legten, so unglaublich es schien, die Vermuthung nahe, daß die fromme Philosophin sich von den Heiden habe umgarnen lassen, um, von ihrem Manne unbehelligt, bei den Mysterien der Christen einen Buhlen zu finden. Welche Rücksichten brauchte Crescens gegen das Weib zu nehmen, das ihn nicht mehr zur Tafel lud?

Caecilianus erhielt eines Tages, es war zu Anfang April, zwei Briefe aus Rom. Der eine war die amtliche Mittheilung des Stadtpräfekten, daß Cornelia gegen ihn auf Ehescheidung geklagt habe; der andere war ein Schrei-

ben des Crescens, seine Gattin habe sich durch zwei orientalische Schwindler, einen gewissen Ptolomaeus und den ihm ja bekannten Philosophen Justinus, zum Uebertritt in die verworfene Sekte der Christen verführen lassen.

Von Wuth entbrannt, bestieg Caecilianus sofort das nächste Schiff, welches aus Alexandria nach Rom fuhr. Sobald er angekommen, suchte er den Crescens auf und ließ sich von ihm möglichst genaue Einzelheiten mittheilen; mit diesen Waffen versehen, eilte er zum Stadtpräfekten Urbicus, um der Scheidungsklage seines Weibes die Scheidungsklage seinerseits, *weil sie Christin geworden sei und dadurch ihre Standesehre befleckt habe*, entgegen zu stellen.

Urbicus kannte Cornelia seit ihrer Kindheit als eine ebenso lebensfrohe, wie geistreiche und edelgesinnte Dame, und so zweifelte er keinen Augenblick, daß die Anklage gegen sie eine durchaus grundlose sei. Um so lebhafter griff er die weitere Angabe von dem Kinderasyl des Priesters Ptolomaeus auf. Das war eine Entdeckung von höchster Wichtigkeit, und Urbicus war ganz der Mann, um mit erbarmungsloser Härte das Verbrechen zu strafen, dem er hier auf die Spur gekommen zu sein glaubte.

Um den Prozeß nicht zu verwickelt zu machen, mußte Caecilianus auf Weisung des Präfekten seine Klage auf die zwei zunächst betheiligten, auf Cornelia und den Christenpriester Ptolomaeus, der sie zu der Sekte hinübergelockt haben sollte, beschränken. Von Justinus, der in der Sache eine Nebenrolle gespielt, wurde einstweilen abgesehen.

Urbicus hielt sich verpflichtet, dem Kaiser über die ganze Sache Bericht zu erstatten; er beschloß jedoch, zuvor privatim Cornelia in's Verhör zu nehmen, um die

Anschuldigung, sie sei Christin geworden, als eine von der Rache diktirte Verleumdung zu erweisen, wie er noch immer fest glaubte, — oder doch durch ernstliche Vorstellungen die Verirrte zur Einsicht zu bringen.

Cornelia erblaßte, als der Präfekt nach einer langen Einleitung mit der Ursache seines Besuches herausrückte; allein sie faßte sich bald und sprach:

„Ich würde auf die Anschuldigung des sehr edlen und tugendhaften Caecilianus die Antwort geben können: Ich bin keine Christin. — Ich bin's noch nicht; allein diese Stunde macht mich dazu. Wisse, daß keine Ueberredung und keine Gewalt mich dazu vermögen wird, je wieder den Göttern, euern Göttern, zu opfern."

„Aber," rief der Präfekt aus, „wie kannst Du, edle Cornelia, als Sprößling eines so alten Geschlechtes, mit Deinen Talenten, Du, welche Rom bisher als Muster jeder weiblichen Tugend bewunderte, Dich zu einer Gesellschaft bekennen, welche nach der allgemeinen Annahme die schrecklichsten Greuel begeht?"

„Ich habe das früher auch geglaubt, mein vortrefflicher Urbicus; allein ich kenne jetzt die Lehren des Christenthums, und ich versichere und betheuere Dir, dem Präfekten von Rom: all' dies Gerede ist grundlose Verleumdung; die Lehren aber, zu denen ich mich mit vollem Herzen bekenne, stehen unendlich erhaben über allen philosophischen Systemen."

Urbicus dachte an das Asyl auf dem Monte Mario.

„Das ist ja," antwortete er finster, „das Dämonische, daß Denjenigen, welche noch Adepten sind, ein gewisses Tugendbild vorgegaukelt wird: erst wenn sie in die

Mysterien eingeweiht und durch fürchterliche Eide zum Schweigen verpflichtet worden, dann fällt der Vorhang."

„Nein, nein!" rief Cornelia; „ich könnte Dir Christen nennen, die es seit Jahren und von Kindheit an sind, und die auch Du als Muster der herrlichsten Tugenden bewundern würdest. Erinnerst Du Dich," fuhr sie tief bewegt fort, „jener Sklavin im Amphitheater, die von den Bestien verschont wurde? Ich habe sie im Kerker besucht, ich habe sie kennen gelernt; o, wenn Du wüßtest, welch' edle Blume Du gebrochen hast, als Du, grausamer denn die wilden Thiere, sie zum Tode verurtheiltest! — Du sagst, Rom habe mich bisher als Muster jeder weiblichen Tugend bewundert: in der Finsterniß seiner Vorurtheile sieht Rom die leuchtenden Sterne wahrer Tugend nicht, die an seinem Himmel aufgegangen sind. Du redest von meiner Geburt, von meinen Talenten: wie gering schätze ich diese Güter gegen das Glück, die Wahrheit gefunden zu haben!"

Urbicus erhob sich: er sah, daß hier alle Kunst der Beredtsamkeit ohnmächtig war. Eingedenk jedoch der früheren freundschaftlichen Beziehungen gab er scheidend Cornelia den Rath, sich noch heute in einem Bittgesuche an den Kaiser zu wenden, um erst ihre Vermögensverhältnisse ordnen zu dürfen, ehe sie auf Grund der Anklage ihres Mannes vor Gericht geladen werde.*)

An demselben Tage erschienen Häscher in dem Landhause auf dem Monte Mario, schlugen den Ptolomaeus in Fesseln und führten sämmtliche Kinder, sowie den Pförtner und die ganze Dienerschaft nach Rom, wo sie unter strengster Aufsicht eingesperrt wurden.

*) So berichtet Justinus. Libello oblato postulavit, ut prius sibi domui suae prospicere liceret; deinde domesticis rebus compositis responsuram se accusationi.

„Wie?“ rief der Kaiser auf das höchste verwundert aus, als Urbicus ihm Bericht erstattete, „Cornelia soll eine Christin sein? Gibt es denn eine ehrenwerthere Dame in ganz Rom, als sie? — Der Aerger über das wüste Leben ihres brutalen Gatten muß ihren Geist verwirrt haben. Die unsterblichen Götter sollen mich behüten, das Werkzeug gemeiner Rache in der Hand eines Wüstlings zu sein! Ich will, daß in dem Ehescheidungs-Prozesse die Frage nach der Religion in keiner Weise berührt werde. — Was jedoch jenen Priester angeht, so biete Alles auf, die Kinder und die Dienerschaft zu Geständnissen zu bringen, und verfahre gegen die Schuldigen nach der ganzen Strenge der Gesetze!“ [25])

Am nächsten Morgen, — nach einer schlaflosen Nacht, beschied Marc Aurel den Furius Arulenus Rusticus, seinen ehemaligen Lehrer und vertrautesten Rathgeber, zu sich. Nachdem er ihn durch die heiligsten Eide bei den Göttern der Ober- und Unterwelt zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtet, sandte er ihn zu Cornelia — mit einem ebenso folgenschweren, als geheimen Auftrage. — —

Cornelia hatte sofort, als der Präfekt sie verlassen, zu dem Bischofe Anicetus geschickt, hatte sich ihm zu Füßen geworfen und, nachdem sie ihm Alles! erzählt, ihn beschworen, sie durch die Taufe in die Kirche aufzunehmen.

Das heilige Osterfest stand vor der Thüre, und da der Papst durch Ptolomaeus wiederholt über Cornelia und ihre religiöse Entwickelung Berichte erhalten, so trug er kein Bedenken, auch ohne Katechumenat ihr zu dem bevorstehenden Feste die Aufnahme in die Kirche zu versprechen.

Die Unterredung, welche am nächsten Morgen Rusticus im Namen des Kaisers mit Cornelia hatte, dauerte lange, sehr lange; allein vergebens bot der Senator alle

Künste seiner Beredtsamkeit auf, um seinem Herrn die erwünschte Antwort bringen zu können.

„Weißt Du," sprach er endlich unmuthig, „daß noch nie einem Weibe ein solcher Antrag geworden? Gemahlin des göttlichen Kaisers Marcus Aurelius! Ganz Rom wird frohlocken, wenn er das Weib, das wie ein böser Dämon an seiner Seite ist, verstößt, und Rom wird noch mehr frohlocken, wenn die edle Cornelia in den Palast der Cäsaren einzieht. Gab es," fuhr Rusticus mit Wärme fort, „je einen edleren Charakter, eine vollkommenere Tugend, einen größeren Adel des Geistes, als Du ihn bei dem göttlichen Marcus bewunderst? Und kann ein Sterblicher, können selbst die Götter Größeres und Herrlicheres bieten, als neben einem solchen Gatten Kaiserin auf dem Throne der Imperatoren zu sein?"

„Vor einem halben Jahre," entgegnete Cornelia tief bewegt, „wäre diese Botschaft des edelsten und größten unter allen Herrschern das höchste Glück meines Lebens gewesen. Heute kann ich nicht die Krone ewiger Glorie mit einem Diadem vertauschen, das der Tod mir unerbittlich und auf immer vom Haupte reißen wird."

„Ich gebe Dir bis zum Abende Bedenkzeit."

„Die Bedingung, daß ich meinen Glauben verleugne, gestattet mir kein Bedenken. Ich kann, wenn Gott mir die Gnade gibt, als Martyrin für die Wahrheit sterben; aber sie verlassen und verleugnen, das kann und darf ich nicht, auch nicht um jenen höchsten Preis, den Du mir bietest. Sage dem Kaiser," fuhr Cornelia, auf's tiefste bewegt, mit zitternder Stimme fort, „sage ihm, daß ich für ihn beten werde bis zu meinem letzten Athemzuge, auf daß Gott ihn segne, ihn erleuchte und seine Tugenden mit reichstem Lohne vergelte."

„Nun," sprach Rusticus, indem er sich voll Unmuth erhob, „wenn denn auch, wie Du behauptest, die Anschuldigungen unwahr sein mögen, die im Volke über die Laster der Christen im Umlaufe sind, dann hat es aber nie eine verderblichere Schwärmerei gegeben; und diese Sekte muß über wahrhaft dämonische Zaubermittel verfügen, um einen Geist bethören und umnachten zu können, dessen Glanz bisher ganz Rom bewundert hat."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Rusticus.

Als Cornelia allein war, warf sie sich auf die Kniee und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. — Woher hatte sie den Muth und die Kraft zu solchem Opfer geschöpft? — Sie begriff sich selber nicht. Es war ihr, als ob eine unsichtbare Macht ihr jedes Wort in den Mund gegeben hätte.

Cornelia ahnte nicht, daß in dieser entscheidungsvollen Stunde ein Engel des Lichtes an ihrer Seite gestanden, — Blandina, die jungfräuliche Martyrin.

Das Verhör, welches der Stadtpräfekt Urbicus noch an demselben Tage zunächst mit den Kindern vornahm, führte zu keinem Resultat. Die an jedes einzeln gestellte Frage, ob nicht dann und wann eines aus ihrer Mitte verschwunden sei, wurde ebenso verneint, wie die weitere Frage, ob nicht von Zeit zu Zeit Männer und Frauen in größerer Zahl Nachts das Haus besucht hätten. Was immer der Stadtpräfekt aufbieten mochte, Schmeicheleien und Drohungen, Süßigkeiten und Schläge, er brachte aus den Kindern nichts Anderes heraus, als daß ihre Eltern für ihren Glauben gestorben seien, daß auch sie Christen seien, und daß sie ihren Vater Ptolomaeus von ganzem Herzen liebten.

Auch das Verhör der Sklaven und Sklavinnen, wobei selbst die schärfste Folter in Anwendung gebracht wurde, ergab nichts, als die einmüthige Erklärung: bei uns wird nichts Böses gethan.

Urbicus war sehr enttäuscht; er hatte so sicher darauf gerechnet, einen der Schlupfwinkel der Christen zu entdecken, wo sie ihre gräßlichen Mahlzeiten feierten.

Statt aber nun auch milder über Ptolomaeus zu denken, mußte gerade dieser seinen Aerger über die Nutzlosigkeit des Verhörs und seine Enttäuschung büßen.

Zu der Gerichtssitzung hatte sich, wie immer, eine große Menge neugieriger Zuschauer eingefunden; auch eine Schaar Christen fehlte nicht, und unter ihnen befand sich außer Justinus der Priester Lucius. Er war als Jüngling durch Ptolomaeus zum Christenthum bekehrt worden, und verehrte ihn daher wie seinen Vater.

Crescens war auf heute Abend von Caecilianus zur Tafel geladen; was hätte besser seinen Appetit reizen können, der übrigens stets bärenmäßig groß war, als eine Gerichtsscene und die Hinrichtung eines Christen? Zudem aber vermuthete er, daß Justinus sich einfinden werde, und wenn es ihn ärgerte, daß der Stadtpräfekt die Anklage gegen denselben aus dem Prozesse des Caecilianus gestrichen, so fand sich ja vielleicht jetzt in der Gerichtsverhandlung eine Gelegenheit, ihn trotzdem vor die Schranken zu liefern.

Nachdem Urbicus sammt seinen Beisitzern ihre Plätze eingenommen und die Lictoren mit Ruthenbündel und Beil sich zu beiden Seiten aufgestellt, wurde Ptolomaeus vorgeführt.

Nach den gewöhnlichen Vorfragen über Herkunft und Lebensstellung richtete der Präsident sofort an ihn die entscheidende Frage:*)

„Bist Du ein Christ?"

„Wenn man Etwas ableugnet," antwortete der Greis, „so thut man es entweder, weil man die Sache für seiner unwürdig hält, oder weil man sich der Sache für unwürdig erachtet. Keines von Beiden thut der wahre Christ, wo es sich um seinen Glauben handelt."

„So bist Du also ein Christ?"

„Du sagst es."

Auf diese Erklärung hin fällte Urbicus ohne Weiteres sofort das Urtheil und überwies den Angeklagten den Lictoren zur Hinrichtung.

In diesem Augenblicke erscholl aus der Menge der Zuruf:

„Hat dieser Greis etwa Ehebruch, oder Todtschlag, oder Diebstahl, oder sonst ein Verbrechen begangen? Wie kannst Du ihn denn auf den bloßen Namen eines Christen hin zum Tode verdammen? Das ist ein Urtheil, Urbicus, welches weder des Kaisers, noch des Philosophen, noch des erlauchten Senates würdig ist!"

Es war Lucius, der, von Unmuth über eine solche Verurtheilung seines geliebten Lehrers fortgerissen, die Worte an den Präfekten gerichtet hatte.

Der Vorwurf reizte den Urbicus. Er faßte den Sprecher scharf in's Auge und sprach nach einigen Augenblicken:

„Auch Du scheinst mir zu dieser Klasse von Menschen zu gehören."

„Allerdings!" antwortete Lucius.

*) Das Folgende ist dem Berichte des hl. Justinus in seiner zweiten Apologie entnommen.

„Lictoren, ergreift auch ihn!“

„Ich danke Dir,“ entgegnete der Verurtheilte, „daß Du mich von so ungerechten Herren befreiest und mich zu meinem himmlischen Vater und Könige gehen lässest.“

„Der Justinus dort ist auch ein Christ!“ brüllte auf einmal Crescens, der die Gelegenheit dieser raschen Procedur sich nicht entgehen lassen wollte, seinen Gegner zu verderben.

In der That erhob sich der Stadtpräfekt und suchte mit seinem Blicke den Angeschuldigten; aber nun ertönte eine andere Stimme:

„Ist es schon so weit gekommen, Urbicus, daß jeder Elende seinen Feind bei Dir des christlichen Namens anklagen kann, um ihn den Lictoren in die Hände zu liefern?“

Ein Gemurmel des Beifalls aus der Menge gab dem Sprecher Recht; der Stadtpräfekt aber, dadurch noch mehr aufgeregt, ließ den Mann vorführen und sprach:

„Du wenigstens bist von Niemand angezeigt worden; allein gestehe es nur, daß auch Du ein Christ bist.“

„Jawohl, ich bin es.“

„So verurtheile ich auch Dich zum Tode.“

„Deo gratias!“*)

Als nun die Lictoren auch ihn ergriffen und nebst den beiden Andern fesselten, erhob sich ein lautes Murren unter den Umstehenden.

„Ich bin kein Christ,“ sprach ein Mann aus dem Volke, der neben Crescens stand, „aber wenn dieses Mastschwein hier nur sein ungewaschenes Maul aufsperren darf, um Jemand in die Gewalt der Lictoren zu liefern,

*) Den Namen dieses dritten Bekenners hat uns Justinus nicht aufbewahrt.

dann ist unter dem gerechtesten aller Kaiser die Gerechtigkeit aus Rom zu den Scythen ausgewandert."

Dieses Wort rettete den Justinus.

„Wo ist der delator, wo ist der Angeber?" scholl es aus der Menge.

„Schaut Euch diesen aufgedunsenen Kuchen an!" rief jener Mann, indem er die Umstehenden zurückschob und so den Crescens isolirte; „der Lump ist keine drei Feigen werth, und will einen anständigen Bürger in's Unglück stürzen?"

„Hinaus mit dem Speckgesicht!" schrie die Menge, und Crescens, der sich Hals über Kopf beeilte, sich aus dem Staube zu machen, konnte nur unter den Püffen und Stößen und dem Gejohle des Volkes den Ausgang gewinnen.

„Puh!" stöhnte er, als er glücklich in's Freie gelangt war, und wischte sich, nach Luft schnappend, den Schweiß von dem fettgemästeten Gesichte. „Grobes Gesindel das! . . . . Die Schufte hätten mich wie eine Citrone ausgepreßt, wenn ich nicht so behende gewesen wäre . . . . . Aber jeden Stoß soll Justinus, dieser gemeine Wicht, mit seinem Blute bezahlen!" —

In der folgenden Nacht sah man ein Leichenbegängniß die appische Straße hinausziehen; es waren drei Todte, welche die vespilones auf Bahren zu ihrer letzten Ruhestätte in das Coemeterium trugen. Die fossores hatten für alle drei eine gemeinschaftliche Gruft in der Wand einer Grabkammer hergerichtet; neben Caecilia wohnten Cornelia und Justinus der Bestattung ihres Lehrers und seiner beiden Gefährten bei. Auf Cornelia's Bitten wurde später über dem Grabe der Martyrer die Geschichte der drei babylonischen Jünglinge gemalt, die sich weigern, das goldene Bild des Königs Nabuchodonosor anzubeten, eine

Darstellung auf einem Sarkophag zu Mailand.

Scene, die uns zumal auf den Skulpturen der Sarkophage wiederholt begegnet.

Zwei Tage nach der Bestattung der Martyrer reichte Justinus bei dem römischen Senate seine Apologie oder Vertheidigungsschrift für die Christen ein, welche mit den Worten beginnt:

„Was in euerer Stadt, ihr Römer, unter Urbicus gestern und vorgestern geschehen, und was in ähnlicher Weise allenthalben von den Richtern wider jede Billigkeit geschieht, zwingt mich, für euch diese Abhandlung zu schreiben."

Nachdem er dann, ohne Cornelia's und ihres Gemahls Namen zu nennen, über die Ehescheidung und die dadurch veranlaßte Hinrichtung der drei Martyrer berichtet, vertheidigt er die Lehre und den Wandel der Christen und bittet am Schlusse den Senat, die Schrift zu veröffentlichen, damit die Römer in ihrer Unkenntniß belehrt, — Leute aber, welche an den ihnen zur Last gelegten Schändlichkeiten unschuldig sind, nicht wieder ohne Weiteres zum Tode verurtheilt werden.

Wenn der Kaiser bald darauf eine genaue Untersuchung anordnete, wenn er den Urbicus wegen seines scharfen Vorgehens tadelte, und durch ein eigenes Edikt Jeden zum Tode verurtheilte, welcher einen Christen seines Glaubens wegen vor Gericht beschuldigte,[26]) so schrieben die Christen dies der Apologie des Justinus zu. Den wahren Grund hätte — Rusticus ihnen angeben können.

Unter denen, welche am nächsten Osterfeste durch den Bischof Anicetus die hl. Taufe empfingen, waren auch Justinus und Cornelia. Beide hatten den Frieden gefunden, den der Philosoph in den Irrgängen menschlichen Wissens, den die Weltdame im Glanze der Ehren und des Reichthums vergebens gesucht.

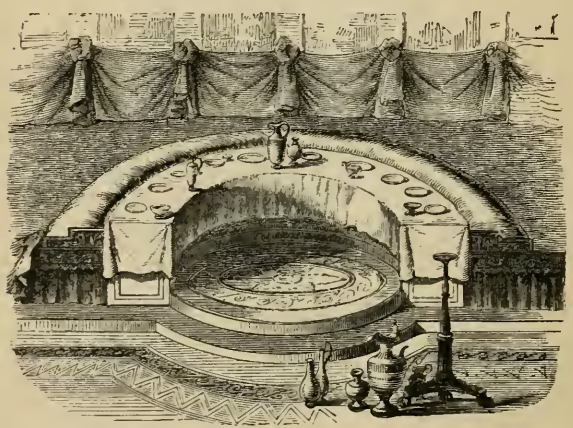
Anmerkungen.

1) Den Stoff zu der folgenden Erzählung hat uns der hl. Justinus, Philosoph und Martyrer, in seiner zweiten Apologie geliefert. Das Martyrium der hl. Blandina und ihrer Genossen, die unter Marc Aurel starben, ist nur von Lyon nach Rom verlegt worden; der authentische Bericht darüber ist uns in dem gleichzeitigen Sendschreiben der Kirche zu Lyon an die Schwesterkirchen in Asien erhalten. Die in der Erzählung auftretenden Personen sind sämmtlich historisch.

2) Der Kaiser war am 26. April 121 geboren.

3) Es war des Marc Aurel Bruder und Mitkaiser, jenem durchaus unähnlich und ein vollendeter Lebemann.

4) Die Römer speisten, liegend auf Polstern, welche in Form des griechischen C (Sigma) im Halbkreis den Tisch umgaben; die Frauen aber saßen auf sellae, und ebenso die Kinder, denen niedere Sitzplätze angewiesen waren. Jeder Tisch war für je fünf bis neun Personen bestimmt; die Eckplätze des Halbkreises waren die Ehrenplätze. (S. Näheres Marquardt, Röm. Privatalterth. I., 305 f.) — Auf den Gemälden der Katakomben findet



man seit ältester Zeit Darstellungen von Mahlzeiten, als Sinnbilder des himmlischen Hochzeitsmahles, zu welchem der Verstorbene eingegangen, das aber sein Vorbild wie sein Unterpfand in dem eucharistischen Mahle des hl. Altarssakramentes hat. Daher besteht auch auf allen diesen Darstellungen die Speise in Brod und in jenem geheimnißvollen „Fisch", welcher das Symbol Christi war, den wir in dem consekrirten Brode empfangen. Vgl. S. 398 die Abbildung eines Gemäldes aus den Katakomben des Callistus aus dem Anfange des III. Jahrhunderts, und des hier gegebenen aus dem Coemeterium Ostrianum.

5) Dieses Mitnehmen von Leckerbissen war eine weit verbreitete Unsitte; selbst die Servietten wurden gestohlen. (Vgl. Becker, Gallus III., 274.) Um so viel davon zu tragen, daß es zur Sättigung eines Vielfraßes ausreichte, dazu mußte man allerdings ein Crescens sein.

6) So war es Brauch bei den Hinrichtungen; ein solcher titulus war auch die über dem Kreuze des Erlösers angeheftete Inschrift. (Vgl. Kraus, Real-Encycl. II., 869.)

7) „Bonum lotum", das war der Ruf, unter welchem nach den Martyrerakten der hh. Perpetua und Felicitas der Pöbel von Carthago das Blut der Bekenner fließen sah.

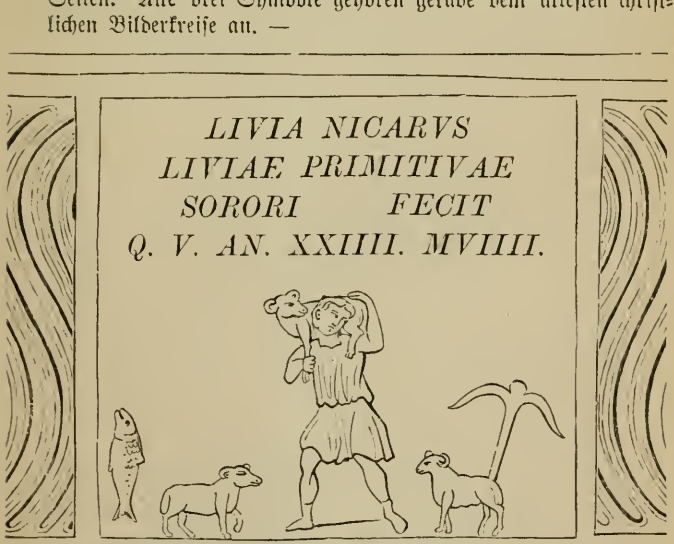
8) Daß die wilden Thiere die heil. Blandina verschonten, worauf man die Bekennerin wieder in den Kerker zurückbrachte, sagen uns ausdrücklich ihre Akten, und Aehnliches wird uns wiederholt von andern Martyrern berichtet. Schon im Briefe des Apostelschülers Ignatius an die Römer ist davon die Rede. Er bittet die Gläubigen, durch ihr Gebet doch nicht zu verhindern, daß die Bestien ihn tödten; ja, wenn dieselben ihn sollten schonen wollen, so werde er sie reizen. „Ich beschwöre euch, erweist mir doch kein unzeitiges Wohlwollen! Lasset mich eine Speise der wilden Thiere werden, damit ich durch sie Gott erlange. Ich bin ein Getreide Gottes und muß durch die Zähne der Bestien gemahlen werden, damit ich als reines Brod Christi erfunden werde. Stachelt vielmehr die Bestien an, daß sie mir zum Grabe werden und daß sie nichts von meinem Körper übrig lassen, damit ich Niemand, wenn ich entschlafen bin, Mühe mache. . . . . O, daß ich doch die für mich bestimmten Thiere erlangte, die es, wie ich sehnlichst wünsche, schnell mit mir machen, und die ich reizen will, daß sie mich rasch zerreißen und es nicht thun, wie bei Einigen, die sie scheuten anzurühren (non ut quosdam veritae non tetigerunt). Wenn sie sich aber sträuben und nicht wollen, will ich sie zwingen. Verzeiht mir; ich weiß, was mir gut ist."

9) Aus Psalm 31.

10) Wie seit den ältesten Zeiten Rom als die höchste Lehrerin des Glaubens angesehen, und wie die römische Gemeinde mit ihren Nachfolgern Petri selbst von Bischöfen aus den fernsten Gegenden aufgesucht wurde, lehrt u. a. die von ihm selbst verfaßte griechische Grabschrift des Bischofs Abercius von Hierapolis, der um das Jahr 200 lebte. Er erkennt es als eine unmittelbare göttliche Fügung, daß er nach Rom kam, und aus seinen Worten klingt noch die heilige Begeisterung wieder, mit welcher ihn die Heiligthümer und die lebendigen Heiligen der Stadt erfüllt hatten: Qui Romam me misit urbem regiam contemplaturum visurumque reginam aurea stola, aureis calceis decoram: ibique vidi populum splendido sigillo insignem. (Vgl. de Rossi, Inscript. II, 1; XVII.)

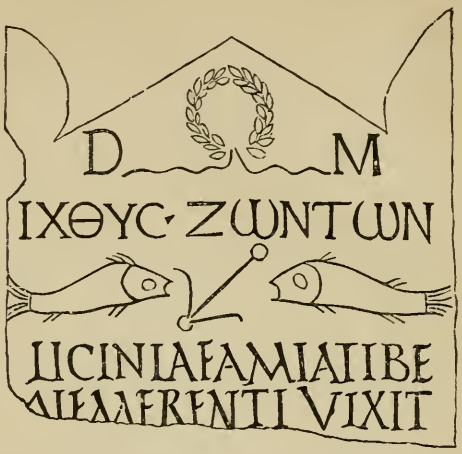
11) Das vatikanische Coemeterium ist von Anfang an keine Katakombe, d. h. kein aus unterirdischen Gängen und Grabkammern bestehender Friedhof gewesen, da der dortige Sandboden eine

solche Anlage unmöglich machte. Es war vielmehr ein Friedhof zu ebener Erde, am Südabhange des vatikanischen Hügels, oberhalb der Heerstraße, die zwischen dem Hügel und dem Circus des Nero hinführte. Das ursprüngliche, gewiß sehr bescheidene Grab des heiligen Petrus hatte schon durch seinen dritten Nachfolger Anacletus eine würdigere Ausstattung erhalten, indem derselbe ein Grabgebäude aufführte (memoriam construxit), welches in einer Art Kellerraum (Hypogeum) die Ruhestätte Petri und seiner nächsten Nachfolger umschloß, darüber aber die cella memoriae oder eine Kapelle hatte, wo sich die Gläubigen zur Feier des Jahresgedächtnisses versammelten. An dieses Grabmal schloß sich ein Grundstück, eine area, wahrscheinlich mit einer Mauer eingefaßt, wo die Leichen anderer Gläubigen bestattet wurden. Dieser vatikanische Friedhof ist schon unter Constantin zerstört worden, als derselbe über dem Grabe des Apostelfürsten seine prachtvolle Basilika baute; es haben sich aber von dort noch einige Inschriften und Sarkophage erhalten, die dem zweiten und dritten Jahrhundert angehören. Besonders merkwürdig, zumal wegen der eingeritzten symbolischen Figuren, ist der Sarkophag der Livia Primitiva, mit dem Bilde des guten Hirten in der Mitte und dem Anker und dem Fisch auf beiden Seiten. Alle drei Symbole gehören gerade dem ältesten christlichen Bilderkreise an. —



Der Grabstein der LICINIA AMIAS hat zwei zu einem Anker schwimmende Fische, und darunter die griechische Inschrift *IXΘYC*,

ΖΩΝΤΩΝ, Fisch der Lebenden, und einen Siegeskranz. Bekanntlich galt den alten Christen der Fisch als Geheimsymbol



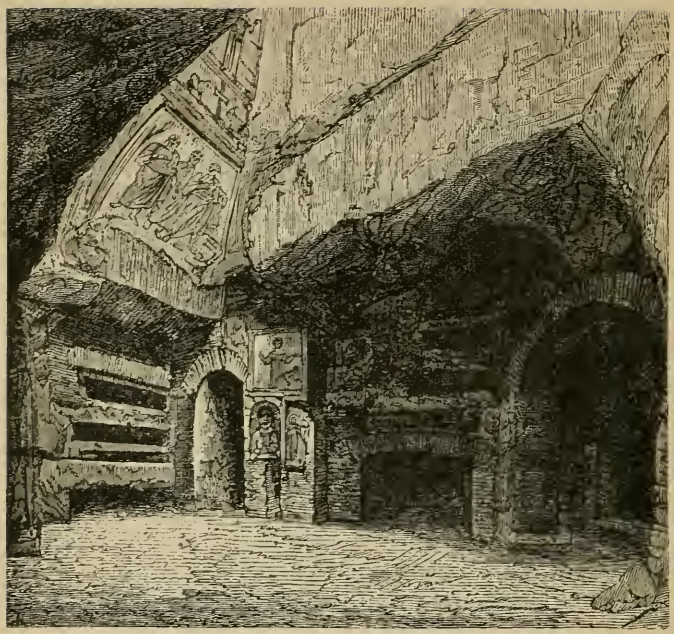
Christi, weil das griechische Wort für Fisch, *IXΘYC*, in seinen fünf Buchstaben die Anfangsbuchstaben der Worte enthielt: Jesus Christus Gottes Sohn Erlöser. Dadurch werden die Darstellungen auf den beiden Grabmonumenten in ihrem Zusammenhange verständlich. Unsere Hoffnung (Anker) hier auf Erden beruht auf Jesus Christus, dem Sohne Gottes und unserm Erlöser, daß er uns nach den Kämpfen dieses Lebens als der gute Hirt zu den Auen des Paradieses und zu der Siegeskrone ewiger Herrlichkeit emportrage. — Gehören diese beiden Monumente der ältesten christlichen Zeit an, so stammt aus dem vatikanischen Coemeterium auch noch ein mit Skulpturen versehener Sarkophag, vorkonstantinischer Zeit, in welchem die Eltern des Saturnius und Musa ihren Sohn beisetzten. (Bosio, Roma sotterr. p. 95.) Auf der einen Seite der Inschrifttafel steht der gute Hirt, gegenüber auf der andern Seite eine Orante oder betende Frau zwischen Bäumen, auf denen wir Vögel erblicken. Es ist der Himmelsgarten, in welchen die Seele durch die Gnade des guten Hirten eingegangen ist.

Als man im Jahre 1626 die Fundamente für den ehernen Baldachin über dem Hochaltare (der confessio) in St. Peter ausgrub, machte man die merkwürdige Entdeckung, daß sich zu beiden Seiten der apostolischen Gruft heidnische Gräber befanden. Ganz dasselbe fand sich auch, als in St. Paul nach dem Brande von 1823 der neue Baldachin über dem Grabe des Völkerapostels

errichtet werden sollte; dort standen die Aschenkrüge noch unversehrt in den Nischen eines Columbarium's. Die alten Römer begruben ihre Todten die Landstraßen entlang, und so haben Christen auf ihren Besitzungen im Vatikan und an der Straße nach Ostia die beiden Apostel in der Reihe mit anderen Todten beigesetzt. In der Friedenszeit zwischen Nero und Domitian ist dann für sie eine würdigere Grabstätte erbaut worden, allerdings immer noch klein und bescheiden, bis Constantin seine Basiliken über den Gebeinen der Apostel errichtete. Daß erst Constantin die Reliquien Petri und Pauli an ihren jetzigen Ruhestätten beigesetzt hätte, ist eine durch nichts zu beweisende Annahme, der die Zeugnisse der Monumente widersprechen.

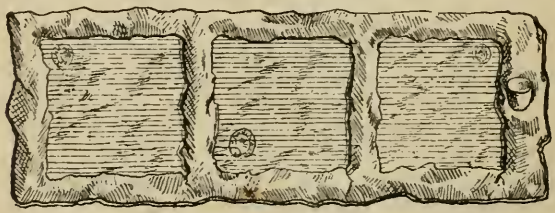
12) Die ersten Christen waren eifrigst bemüht, sich in den Besitz der Ueberreste der Martyrer zu setzen, welche im Amphitheater von den wilden Thieren getödtet worden waren. Die älteste Nachricht darüber haben wir in den Akten des Apostelschülers Ignatius, der zu Rom im Colosseum den Löwen vorgeworfen wurde. Nur die härteren Knochen waren von den Bestien übrig gelassen, und die von Antiochien mit dem Bekenner Christi nach Rom gekommenen Gläubigen sammelten dieselben und übertrugen sie als einen unbezahlbaren Schatz in die Heimath. Solae duriores sanctarum eius reliquiarum partes relictae sunt, quae Antiochiam delatae sunt et in sudario depositae, thesaurus sane inaestimabilis ad Martyris gratiam ecclesiae relictus. Wir sehen daraus, wie alt die Reliquien-Verehrung ist.

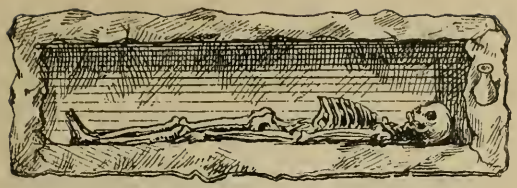
13) Die Kirche der heil. Caecilia in Trastevere erhebt sich an der Stelle ihres ehemaligen Palastes, sei es, daß sie selber vor ihrem Martertode den Gläubigen das Haus zum Gottesdienste schenkte, sei es, daß ein Christ es vom Fiskus kaufte und es dann der Kirche als Eigenthum überwies. Reste des ehemaligen Badegemaches, in welchem Caecilia den Martertod erlitt, sind noch erhalten. Sie starb wenige Jahre nach den in unserer Erzählung behandelten Ereignissen, noch unter der Regierung des Marc Aurel, wahrscheinlich 177, und fand ihr Grab in den Katakomben von San Callisto an der appischen Straße. Im Jahre 821 übertrug Papst Paschalis, nachdem er jene Kirche von Grund aus neu gebaut, ihre Leiche aus den Katakomben hierher und setzte sie unter dem Hochaltar bei. Ihre ursprüngliche Grabkammer, die wir nachstehend wiedergeben, bildet, zumal an ihrem Festtage, das Ziel frommer Pilger aus Nah und Fern. Das an ihre Kirche stoßende Kloster ist seit Jahrhunderten die heilige Stätte gottgeweihter Jungfrauen.



14) Die Verfügung des Concils von Jerusalem (A. G. 13) war bis dahin wenigstens in manchen Gegenden noch in Kraft.

15) Die beiden nachstehenden Bilder geben eine Vorstellung von der Form der Gräber in den Katakomben. Das eine zeigt uns ein mit drei Ziegelplatten durch Kalkbewurf verschlossenes, das andere ein geöffnetes Grab. Die häufig in den Kalk eingefügten Gefäße und Krüglein dienten wahrscheinlich zur Aufnahme von stark riechenden Essenzen, durch welche der Verwesungsgeruch in den Gängen und Grabkammern der Katakomben niedergeschlagen werden sollte.





16) So unbedenklich der Priester dem philosophisch gebildeten Manne die heilige Schrift in die Hand geben konnte, um ihm zudem Das, was er nicht verstand, nachher zu erklären, so vorsichtig ist die Kirche stets gewesen, die Bibel ohne Erläuterung den Ungebildeten anzuvertrauen; aber auch seit den ältesten Zeiten haben Bischöfe und Priester es als ihre besondere Pflicht erachtet, mündlich und schriftlich in ihren Homilien und Commentaren dem christlichen Volke die heilige Schrift zu erklären.

17) In der alten Zeit nannte man die Neugetauften, auch wenn sie in späterem Alter das Sakrament empfingen, pueri und infantuli Knäblein und Säuglinge, und diese Benennung kommt auch wiederholt auf Grabsteinen vor. Eine Inschrift vom Jahre 406 nennt einen puer Helias argentarius, einen Silberschmied, der in seinem 35. Jahre getauft worden war. Auf einem andern Grabstein eines im 37. Jahre Verstorbenen heißt es: decessit de seclum puer Victorinus, qui vixit annus XXXVII. (Vergl. de Rossi, Inscript. I. p. 103 und 236.) — Darstellungen der Taufe finden sich wiederholt in den Katakomben, zumal in S. Callisto in den sog. Sakramentenkapellen aus dem Anfange des III. Jahrhunderts. Das alttestamentalische Vorbild der Taufe sah man in den Juden in der Wüste, denen Moyses aus dem Felsen das Wasser schlug, ihren Durst zu löschen, später auch im Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer.

18) Die Kirche von Santa Pudenziana gehört zu den ältesten Titelkirchen Rom's; noch heute erkennt man den Umbau aus einem antiken Gebäude, sowohl auf der Rückseite, als in der jüngst ausgegrabenen Unterkirche. Das Mosaik der Apsis aus dem Jahre 398, eines der herrlichsten, welche Rom besitzt, stellt Christus

im Kreise der Apostel sitzend dar, hinter ihnen Pudentiana und ihre Schwester Praxedis. Die linke Seitenkapelle, in deren Altar ein Stück des Holzaltars Petri aufbewahrt wird, hat noch antike Mosaikflur; ein ehemaliges Wandgemälde aus dem 4. Jahrhundert zeigte Petrus als Lehrer sitzend in Mitte von Lämmern.

19) Zu dem Folgenden vergleiche die Abhandlung von Wilpert: Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten vier christlichen Jahrhunderten. (Herder, Freiburg.)

20) Lauter Wendungen und Ausdrücke der Väter, in welchen sie den Glanz und den Vorzug der Jungfrauschaft mit unerschöpflicher Beredtsamkeit preisen.

21) Es war der 44. Psalm, der bei der Einkleidung der Jungfrauen gesungen wurde.

22) Die Einkleidung einer christlichen Jungfrau findet sich dargestellt auf einem Wandgemälde im Coemeterium der heil. Priscilla, wo neben dem auf dem Throne sitzenden Bischof die Jungfrau, den Schleier in der Hand, abgebildet ist. Gegenüber ist, als

Vorbild der gottgeweihten Jungfrau, Maria dargestellt. Das vortreffliche Gemälde stammt noch aus der ältesten Zeit. Eine spätere Darstellung aus dem Coemeterium der Cyriaca zeigt uns die klugen und die thörichten Jungfrauen neben dem Heilande, jene mit erhobener und brennender, diese mit erloschener, gesenkter Fackel.

23) Vergleiche die ähnliche Vision in den Akten der hh. Perpetua und Felicitas. (Ruinart. I., p. 207 seq.)

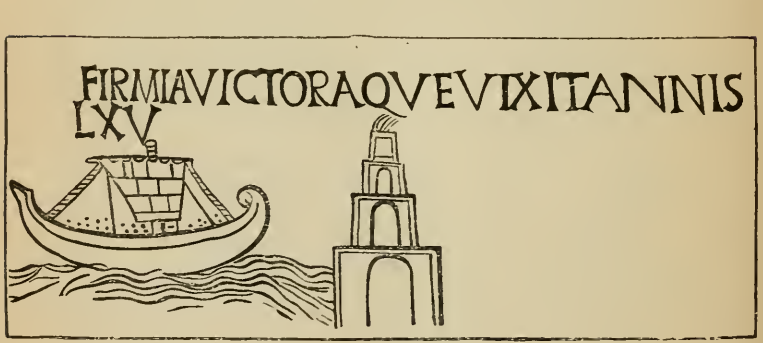
24) Die Verleumdungen, die nach Angabe des h. Justinus aus der Synagoge ihren Anfang nahmen, richteten sich theils gegen den Glauben, theils gegen die Sitten der Christen. In ersterer Beziehung wurden sie als Atheisten angeklagt, in letzterer Hinsicht legte man ihnen die schrecklichsten Dinge zur Last. Justinus redet davon in seinem Dialog mit dem Juden Tryphon. (Cap. 10.) Man behauptete, die Christen schlachteten in ihren Versammlungen Kinder, um deren Fleisch zu essen; dann würden die Lichter ausgelöscht und die schändlichsten Sünden begangen. Die erstere Anklage hatte offenbar ihren Grund in der Lehre von der heil. Kommunion. („Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt".) So galten die Christen als Menschen ohne Religion und ohne Moral, als der Abschaum der Gesellschaft, deren Laster und Verbrechen den Zorn der Götter herausforderten, und die daher Schuld an allem öffentlichen Unglück seien. Wenn die Tiber austrat, oder Krankheiten wütheten, oder die römischen Heere geschlagen wurden, so mußten jedesmal die Christen dies büßen. Umsonst verfaßten die christlichen Apologeten ihre Vertheidigungsschriften, vergebens betheuerten die Martyrer unter den gräßlichsten Folterqualen, daß bei den Christen nichts Sündhaftes gethan werde; die Ueberzeugung blieb und fand wieder und wieder in den blutigsten Verfolgungen ihren Ausdruck. (Vgl. Kraus, Encycl. II, 938.)

25) Der heil. Justinus beklagt sich ausdrücklich, daß man Kinder und Sklaven dahin zu bringen gesucht habe, als Ankläger gegen die Christen aufzutreten: Rapuerunt etiam ad tormenta nostrorum servos, partim pueros, partim mulierculas, ac horrendis cruciatibus fabulosa illa facinora proferre coegerunt.

26) Vergl. de Rossi, Bull. 1867, pag. 5.

Zu dem Bilde auf S. 362.

Eine altchristliche Lampe aus Bronze als Schifflein der Kirche, am Steuerruder Petrus, vorne Paulus predigend. Die Lampe scheint als Geschenk, vielleicht am Tage der Taufe, bestimmt gewesen zu sein, wie man aus der Inschrift auf der Tafel des Mastbaumes schließen darf: „Dominus legem dat Valerio Severo. Eutropi vivas! Der Herr gibt das Gesetz dem Valerius Severus. Eutropius lebe!“ — Das Leben als Seefahrt aufzufassen, ist eine den alten Christen sehr geläufige Vorstellung; nicht selten ist der Namenszug des Herrn, also Christus, als das Ziel der Fahrt, neben dem Schiffe abgebildet. In gleicher Weise bedeutet auf dem nachstehenden Grabstein der Firmia Victoria der Leuchtthurm „das wahrhaftige Licht“, das auf der Lebensfahrt als endliches, seliges Ziel vorleuchtet.



Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort zur ersten Auflage 3
Vorwort zur zweiten Auflage 5

Kranz und Krone.

Erstes Kapitel. Die priscillianische Villa 9
Zweites Kapitel. Der Brand Rom's 23
Drittes Kapitel. Vor dem Sturme 38
Viertes Kapitel. In Nero's Gärten 53
Fünftes Kapitel. Nach dem Festspiele 67
Sechstes Kapitel. Frohe Hoffnungen 80
Siebentes Kapitel. Der königliche Gast 91
Achtes Kapitel. Auf der priscillianischen Villa . . 106
Anmerkungen 121

Domitian.

Erstes Kapitel. Die Tempelsteuer 133
Zweites Kapitel. Der Kaiser 145
Drittes Kapitel. Die Thronerben 157
Viertes Kapitel. Die Kalenden des Januar 166
Fünftes Kapitel. Die Judensteuer 178
Sechstes Kapitel. Schlangen 188
Siebentes Kapitel. Die Würfel 201
Achtes Kapitel. Das Osterfest 211
Neuntes Kapitel. Die ersten Opfer 225
Zehntes Kapitel. Die Entdeckung 238
Elftes Kapitel. Zum Castrum der Prätorianer . . . 249
Zwölftes Kapitel. Der Abend 259
Dreizehntes Kapitel. Die Nacht 270
Vierzehntes Kapitel. Der Morgen 280
Fünfzehntes Kapitel. Die Entscheidung 289
Anmerkungen 300

Welt und Weisheit.

	Seite
Erstes Kapitel. Das Mahl	321
Zweites Kapitel. Die Festspiele	335
Drittes Kapitel. Der Unbekannte	350
Viertes Kapitel. Die Martyrin	363
Fünftes Kapitel. Bergauf	381
Sechstes Kapitel. Die Verlobte	392
Siebentes Kapitel. Die Entscheidung	403
Anmerkungen	418

DG 807.4 .D4 1895
v.1 SMC
Waal, Anton de,
1837-1917.
Katakomben-Bilder :
sechs Erzhahlungen aus
AZR-9465 (mcsk)